

# Alemannia

Zeitschrift für alemannische und  
fränkische Volkskunde, Geschichte,

☐☐ Kunst und Sprache ☐☐

Zugleich im Auftrage des Vereins für Volkskunde, ländliche  
Wohlfahrtspflege und Heimatschutz

## Badische Heimat

herausgegeben von Friedrich Pfaff



---

---

**Dritte Folge, 1. Band**

(Der ganzen Reihe 37. Band)

Mit 12 Abbildungen und 1 Plan



**Freiburg i. B.**

Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld  
1909



---

Für den Inhalt ihrer Aufsätze sind die Verfasser verantwortlich.  
Abdruck aus dieser Zeitschrift ist nur mit besonderer Genehmigung  
der Schriftleitung und der Verfasser gestattet.

---



70 VINU  
ANNO 1913

PF3003  
A6  
v. 37-38

# Inhalt.

	Seite
<b>An die Freunde und Leser der Alemannia . . . . .</b>	1—2
Professor Dr. <b>B. Kahle</b> , Heidelberg: <b>Hexenwesen und allerlei Aberglaube der Gegenwart . . . . .</b>	3—22
Pfarrer <b>J. Schmidt</b> , Kirchen: <b>Weitere Ortsneckereien im Markgräflerland aus älterer und neuer Zeit . .</b>	23—35
Lehrer <b>A. Holder</b> , Erligheim, Wtbg.: <b>Dritter Nachtrag zur „Geschichte der schwäbischen Dialekt-dichtung“ . . . . .</b>	36—51
Professor Dr. <b>F. Pfaff</b> , Freiburg i. B.: <b>Zum ländlichen Hausbau III . . . . .</b>	52—56
Lehrer <b>K. Wehrhahn</b> , Frankfurt a. M.: <b>Schutzbrief aus Walldürn . . . . .</b>	57—58
Professor Dr. <b>F. Pfaff</b> , Freiburg i. B., <b>Elard Hugo Mayer 1837—1908. Mit einem Bilde . . . . .</b>	65—94
Pfarrer <b>J. Schmidt</b> , Kirchen: <b>Grabungen und Funde in Kirchen. Mit 11 Abbildungen und einem Plan . .</b>	95—122
Professor Dr. <b>F. Pfaff</b> , Freiburg i. B.: <b>Badische Sagen, aus A. Birlingers Nachlass mitgeteilt.</b>	
5. Das Kollmarweibchen . . . . .	123—125
6. Vom Ritter zu Schloss Warenberg	125—128
Dr. <b>O. Haffner</b> , Freiburg i. B.: <b>Alemannische Ortsneckereien aus Baden II . . . . .</b>	129—138
Dr. <b>R. Kapff</b> , Göppingen, Wtbg.: <b>Schwäbische Ortsneckereien . . . . .</b>	139—147
Professor Dr. <b>O. Meisinger</b> , Lörrach: <b>Ein badisches Kriegslied aus dem Jahre 1815 . . . . .</b>	148—150
Major a. D. <b>C. Rustige</b> , Stuttgart: <b>Das alemannische Haus im Rheintal, der Bodenseegegend und dem Bregenzer Wald . . . . .</b>	151—154

217131

## Anzeigen und Nachrichten:

	Seite
<b>A. Keller</b> , Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors Besprochen von Prof. Dr. J. Miedel, Memmingen, Bayern . . . . .	59—62
<b>v. Hovorka und Kronfeld</b> , Vergleichende Volksmedizin I. Besprochen von Prof. Dr. Karl Baas, Karlsruhe . . . . .	62—63
An die Verehrer Franz Grillparzers . . . . .	64
<b>Th. Lachmann</b> , Überlinger Sagen, Bräuche und Sitten . . . . .	155
<b>J. Ph. Glock</b> , Breisgauer Volksspiegel . . . . .	155—156
<b>P. Albert</b> , Die Schneeberg ob Ebringen. Besprochen von Prof. Dr. F. Pfaff, Freiburg i. B. . . . .	156—158
<b>Heinz Bothmer</b> , Das deutsche Dorf . . . . .	158—159
<b>Die Brandprobe des feuersicheren Strohdachs</b> . . . . .	159
<b>Sammlung von Oberländer Volksliedern</b> . . . . .	159
<b>F. Schön</b> , Bericht über die Arbeit an der Saarbrücker Mundart . . . . .	160
Druckfehlerberichtigung. Beilage . . . . .	160

## An die Freunde und Leser der Alemannia.

Mit diesem 37. Bande, der die 3. Folge beginnt, betritt die Alemannia eine neue Stufe ihrer Entwicklung — wie Verleger, Herausgeber und Mitarbeiter hoffen und wünschen, zu ihrem Heil. Als sie im Jahre 1873 durch Anton Birlinger ins Leben gerufen ward, war sie für Sprache, Literatur und Volkskunde des Elsasses und Oberrheins bestimmt, und als der Unterzeichnete nach Birlingers Tode im Jahre 1892 ihre Leitung übernahm, blieb das alemannisch-schwäbische Gebiet unter Hervorhebung der Geschichte und der Altertümer das Feld ihrer Tätigkeit. Noch kräftiger wurde die Ortsgeschichte dadurch betont, dass die Alemannia im Jahre 1900 zugleich Zeitschrift der Gesellschaft zur Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau ward und auch das fränkische Gebiet kam hinzu. Das allzustarke Hervortreten der Ortsgeschichte war der Entwicklung der Zeitschrift nicht günstig, und so ist denn mit diesem Jahre 1909 die Verbindung mit diesem Geschichtsverein gelöst und die Alemannia ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder genähert worden. Da um diese Zeit der in schönster Blüte stehende Badische Verein für Volkskunde, dessen „Blätter“ nur Ableger der Alemannia waren, sich mit dem ähnliche Ziele verfolgenden Verein für ländliche Wohlfahrtspflege in Baden unter dem Vorsitze des Unterzeichneten zu einem neuen großen, vielversprechenden Bunde „Badische Heimat“ vereinigte, lag es für diesen nahe, neben dem volkstümlichen Zweimonatsblatt „Dorf und Hof“ sich der Alemannia als amtlicher wissenschaftlicher Zeitschrift zu bedienen. Auch der Heimatsschutz, die notwendige Folgerung aus den Bestrebungen von Volkskunde und ländlicher Wohlfahrtspflege, ist hinzugezogen worden.

Zweck des Vereins „Badische Heimat“ ist: Erhaltung, Pflege und wissenschaftliche Erforschung des heimischen Volkstums, Förderung der ländlichen Wohlfahrt auf materiellem und geistigem Gebiete, Schutz der heimischen Landschaft,  
Alemannia 3. F. 1,1.

ihrer Kultur- und Naturdenkmäler, ihrer Tier- und Pflanzenwelt und dadurch Weckung und Vertiefung der Heimatliebe. 1)

Demgemäß werden in der Alemannia Volkskunde und Volkswirtschaft im Vordergrund stehen sollen; beide aber können nimmermehr der Geschichte entraten und auch auf naturwissenschaftliche Gebiete können gelegentlich Ausflüge oder doch Ausblicke unternommen werden, mindestens in der Art wie sie der Unterzeichnete in Aufsätzen wie über die Zähringersage 2) und die Dreisam 3) gemacht hat. In Dichtung und bildender Kunst hat sich die Kultur des Volks ausgesprochen: sie sollen nach wie vor in der Alemannia ihre Pflegstatt finden. Die alemannisch-schwäbischen, die süd- und ostfränkischen Landschaften werden ihr Wirkungskreis bleiben und zwar über die willkürlichen politischen Grenzen hinaus. Bei Volkskunde und altdeutscher Dichtung wird keine Begrenzung eintreten. Freilich muss auch mit den Mitteln des Vereins, der an seine Mitglieder so niedrige Anforderungen stellt 4), gerechnet werden. Und um diesen gerecht zu werden, muss die Alemannia ihren Umfang verkleinern und kann nur noch dreimal jährlich erscheinen. Das Bezugsgeld für Nichtmitglieder des Vereins ist entsprechend herabgesetzt worden.

Ich kann nur die neue Ausfahrt des Schiffleins „Alemannia“, das am Bug das Bild des Schutzgeists der alemannischen Lande zeigt, mit den Worten begleiten, die ich vor 17 Jahren zum Geleite gab 5): Die Flagge zeigt neue Farben und neue Segel sind aufgezogen; die Bahn bleibt die alte. Mögen die Geister Alemanniens nach wie vor freundlich um das Schiffllein walten und günstigen Wind seinen Segeln senden! Mögen treue, kundige Helfer dem Steueremann, — dessen Geschlecht in Alemannien wurzelt — zur Seite stehn!

Freiburg im Breisgau.

Fridrich Pfaff.

1) Satzung, I.

2) „Volkskunde im Breisgau“. Freiburg i. B., Bielefeld, 1906, S. 1—34.

3) „Aus dem Badischen Oberland“, Festschrift des Sprachvereins 1907, S. 1—31 und Alemannia N. F. VIII, Seite 161 ff.

4) Ein Jahresbeitrag von 2 Mk. berechtigt zum Bezug von „Alemannia“ und „Dorf und Hof“, ein solcher von 1 Mk. nur von „Dorf und Hof“.

5) Alemannia XIX, 195.

# Hexenwesen und allerlei Aberglaube der Gegenwart<sup>1)</sup>

von **Bernhard Kahle.**

In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 18, 92 (1908) schreibt R. F. Kaindl: Oft meint man, dass die von Volksforschern aufgezeichneten Überlieferungen einen schon überwundenen Standpunkt kennzeichnen. Insbesondere hält man es kaum für möglich, dass jemand noch so „dumm“ sei, bei Krankheiten und in schwierigen Lagen bei Zauberern und Zauberinnen Hilfe zu suchen. Aber es ist bekannt, dass Wahrsagerinnen noch heute selbst in großen Städten gute Geschäfte machen und auch von Mitgliedern „gebildeter Kreise“ aufgesucht werden. Und auch sonst ist der Glaube an Zaubermittel noch nicht erstorben.

Zum Beweise dessen führt dann K. einige Notizen aus Czernowitzer Tagesblättern der letzten Jahre an. Auch ich habe mir zu gleichem Zwecke eine kleine Sammlung angelegt, die ich hier veröffentliche. Ich bringe die Zeitungsausschnitte teils im Wortlaut, teils in Auszügen. Die Notizen erstrecken sich aber über ein weiteres Gebiet als das von K. umrissene. Man wird die Zähigkeit des Aberglaubens daraus erkennen und sehen, dass diese Dinge nicht nur in Halbasien noch fortwurzeln, sondern mitten unter uns. Das meiste stammt aus Deutschland, einiges wenige aus andern Kulturländern. Die etwa in den Zeitungsnotizen vorkommenden Eigennamen gebe ich nur durch die Anfangsbuchstaben wieder. Ich beginne mit dem Hexenglauben.

Aus Schiltigheim wird unterm 6. Februar 1906 gemeldet, dass vom dortigen Schöffengericht ein dreiundzwanzigjähriger Tagelöhner wegen schwerer körperlicher Misshandlung einer dreiundachtzigjährigen Wittwe zu 6 Wochen Gefängnis verurteilt wurde; straferschwerend waren das hohe Alter

---

<sup>1)</sup> Vortrag, gehalten im Zweigverein Heidelberg des badischen Vereins für Volkskunde am 26. Mai 1908 [mit einigen Zusätzen].

der Misshandelten und die Rohheit der Tat, strafmildernd der Umstand, dass der Angeklagte unter der Wahnvorstellung stand, die Frau Sch. sei eine Hexe und habe ihm und seiner Familie viel böses zugefügt . . . (Heidelb. Tagebl.)

Eine der Haupttätigkeiten der Hexen besteht, wie bekannt im Behexen von Vieh. Darauf beziehen sich folgende Fälle:

Das Schöffengericht in Koburg hatte sich mit einer Privatbeleidigungsklage zu beschäftigen, welche eine Witwe Sch. gegen eine Witwe G. angestrengt hatte. Letztere hatte behauptet, die Klägerin sei eine Hexe, sie sei nachts und auch sonst in ihrem, der Beklagten, Stall gewesen und habe durch „unmäßiges Loben“ „das Geziefer beschrien“, d. h. die Schweine, Ziegen und Kaninchen verhext. Nach besagter Hexerei hätten die Schweine nicht mehr gefressen, die Ziegen keine Milch mehr gegeben, kurz das gesamte Vieh sei von der Frau verzaubert worden. Eine „weise Frau“ in Hildburghausen habe ihr im „Erdspiegel“ (?!) die Attentäterin deutlich gezeigt. Da es viele Leute gebe, die derartige Dinge tatsächlich glaubten, sei Anzeige erstattet worden. (Frkf. Ztg. d. 9. Nov. 1904, 1. Morgenbl.<sup>2)</sup>). Zum Beschreien bemerkt Wuttke, Deutsch. Volksaberglaube d. Gegenw. § 224: Eine eigentümliche, überaus häufige Form des Zauberns durch Worte ist das Berufen (beschreien, verschreien), gewissermaßen der in Worte übersetzte böse Blick; es geschieht einfach dadurch, dass man einen Menschen oder ein Tier wegen seiner Gesundheit, Schönheit, Kraft oder sonstigen guten Eigenschaften lobt; dadurch bewirkt man das Entgegengesetzte des ausgesprochenen, Krankheit usw., und die bei weitem meisten Krankheiten gelten als beschrien. Was ein Erdspiegel ist, hat der Verfasser der Notiz augenscheinlich nicht gewusst. Er offenbart verlorene Dinge, man kann in ihm den Dieb, die Hexe, den künftigen Gatten sehen. Über seine Meinung und Anwendung vergl. Wuttke, § 354, über einen Odenwälder Zauberspiegel vergl. R. Wünsch, Hess. Blätter f. Volksk. III, 154 ff.

Eine Hexengeschichte beschäftigte das Landgericht in Dresden. Die Sache spielt in Schönfeld bei Pillnitz. Die Bauern und Gutsbesitzer hatten seit Jahren Unglück in der Zucht des Rindviehs. Man beriet hin und her, wie dem Pech zu begegnen sei. Man hatte nun von einem „Wunderdoktor“ namens M. aus Sadisdorf i. Erzgeb. gehört und zu diesem nahmen nun die Schönfelder Bauern ihre Zuflucht.

<sup>2)</sup> [Vergl. jetzt auch A. Hellwig, Verbrechen und Aberglaube (Aus Natur und Geisterwelt Nr. 212) S. II.]

Auf Veranlassung des Ortsrichters R. ließ sich der „Wundermann“ in Schönfeld häuslich nieder und besuchte fortan die einzelnen Viehställe. Der schlaue Sadisdorfer ließ sich für die einzelnen Besuche bis zu 30 Mk. Honorar zahlen, dann kochte er Kräuter und blieb sogar einige Nächte mit dem Vieh zusammen im Stalle. Ab und zu hämmerte er mit einem Gegenstande, wodurch in den Bauern der Glaube erweckt werden sollte, als ob im Stalle „die Geister an der Arbeit seien“. „Geisterklopfer“ nannten es die Abergläubischen. Dem Gutsbesitzer O. überbrachte der Hexenmeister die Nachricht, dass sein Vieh verhext sei und dass die Erkrankung des Viehs auf die „böse Nachbarschaft“ zurückzuführen sei. Man habe einen Kobold, der das Vieh verhexe. Unheil aber richtete der „Hexenmeister“ insofern an, als er einen Eingesessenen der Gemeinde Schönfeld direkt beichtigte, dass er das Vieh verhexe. Er hatte nämlich dem Gutsbesitzer O. gesagt, dass derjenige, der zuerst zu ihm komme, um etwas zu borgen, der „Teufelskerl“ sei, der das Vieh behexe. Eines Tages erschien bei genanntem O. der Gutsbesitzer Ph., um ein landwirtschaftliches Gerät zu borgen. O. erblickte nun in Ph. ohne weiteres den „Teufelskerl“, und bald stand dieser im ganzen Dorfe in dem Rufe eines Hexenmeisters. Alles mied den Mann und man sagte ihm direkt ins Gesicht: „Du hast das ganze Dorf verhext!“ Selbst der Ortsrichter tat die Äußerung: „Du besitzt das Koboldchen, das unser Vieh verhext!“ Der verfehnte Gutsbesitzer Ph. wusste sich nicht anders zu helfen, als klagbar vorzugehen, und auf diese Weise gelangte die «Schönfelder Hexengeschichte» in die Öffentlichkeit. Auch die „Sächs. Arb.-Ztg.“ machte darüber Bemerkungen, worauf sich Ortsrichter und Gemeindevorstand beleidigt fühlten und den verantwortlichen Redaktör verklagten. Dieser wurde aber freigesprochen, denn aus der Zeugenvernehmung ging hervor, dass tatsächlich die Schönfelder Bauern glaubten, ihr Vieh sei verhext. Den Sadisdorfer Wundermann hielt man in Schönfeld allgemein für einen Hexenmeister. Er gab auch in andern Bauernschaften Gastrollen und heimste allenthalben von den abergläubischen Landleuten nette Summen ein. Bei einem Gutsbesitzer in Reitzendorf, dessen Vieh ebenfalls verhext sein sollte, hatte der schlaue Hexenmeister den Stall verriegelt und über dem Eingang ein hölzernes Kreuz angebracht, um dadurch das Eindringen des „Teufelskerls“ zu verhindern. An diesen Hokusfokus glaubte alt und jung! So geschehen im 20. Jahrhundert! (Fränk. Courier den 29. Februar 1907.)<sup>8)</sup>

<sup>8)</sup> [Vgl. Hellwig u. a. O. S. 12 f.]

Hiezu wäre etwa folgendes zu bemerken. „Hexenmeister“ wird hier in doppeltem Sinn gebraucht, einmal bezeichnet es den, der die Behexung heilt, sodann den, der gehext hat. Natürlich kommt die Benennung eigentlich nur dem zweiten zu. In dessen Dienst steht ein Kobold. Welcher Art nun die Behexung war, wird nicht gesagt. Ich vermute, die Kühe werden wenig Milch gegeben haben, der Butterertrag wird gering gewesen sein, und man wird nun gemeint haben, der Kobold habe dies seinem Herrn zugebracht. Über solche für ihren Herrn stehlende Kobolde, die sich mit dem feurigen Drachen nahe berühren, vgl. Wuttke, § 47, 49. Welche Handlungen nun der Wundermann vorgenommen hat, ist nicht deutlich ersichtlich, aber er hat offenbar den Glauben erweckt, dass er auch einen oder mehrere Geister in seinen Diensten hatte — Poltergeister, daher das Klopfen im Stall — mit denen er den Kobold des Hexenmeisters bekämpfte. Die Erkennung desselben dadurch, dass er kommt, um etwas zu leihen, beruht wol auf dem Glauben, dass man einer Hexe an bestimmten Tagen, z. B. Montags, vgl. Wuttke § 67, 416, nichts leihen darf. Wer also kommt und um etwas bittet, macht sich der Hexerei verdächtig. In der Pforzheimer Gegend, z. B. in Brötzingen, Huchenfeld darf man vor der Taufe der Kinder nichts ausleihen, weil diese sonst verhext werden; in Mühlhausen nicht, bevor die Ferkel drei Tage alt sind. In Niefern entlieh einmal ein Bauer dem Schullehrer einen Gegenstand nicht, weil an diesem Tage seine Kuh gekalbt hatte<sup>4)</sup>. Wer also in dieser Zeit irgend etwas geliehen haben will, macht sich der Hexerei verdächtig. Über den Kreuzeszauber vgl. Wuttke § 411.

Als Wunderdoktor für sich wie für Menschen galt auch der Arbeiter F. R. aus Ellenberg im Kreise Salzwedel in der Altmark. Vor der Strafkammer in Stendal hatte er sich zu verantworten. Er umarmte das kranke Vieh, bestrich es unter Deklamation unverständlicher Sprüche mit einem Stock und verabreichte auch Pulver. Geld forderte er nicht, dagegen gab er zu verstehen, daß wenn das Vieh völlig geheilt werden sollte, man ihm Geld in die Tasche stecken müßte. In ähnlicher Weise wie Pferde, Ochsen und Schafe kurierte er auch die Menschen, überall indessen mit dem Erfolge, dass die Krankheiten sich verschlimmerten. (Voss. Zeitung, den 7. Juli 1904, Morgenausgabe.)

---

<sup>4)</sup> Aus dem Archiv des Zweigvereins Heidelberg des bad. Vereins für Volkskunde.

Der Zug, daß der Wunderdoktor scheinbar keine Bezahlung nimmt, kann zum abergläubischen Brauch gehören, braucht es aber nicht. Es kann darin auch nur eine Vorsichtsmaßregel liegen, um dem Vorwurf der gewerbsmäßigen Kurpfuscherei zu entgehen.

Das gleiche treffen wir in dem folgenden Fall, in dem sich das Gesundbeten mit zauberischen Mitteln der Volksmedizin paart. Die Gerichtsverhandlung fand in Berlin statt. Die Angeklagte, eine Tapeziererfrau F. B., hatte sich wegen fahrlässiger Tötung zu verantworten. Sie ist Tochter eines Maurers und hat nur eine Dorfschule besucht, sonst keine Bildung weiter genossen. Sie sagte von sich aus, es wohne ihr eine besondere Heilkraft inne, weil sie einen starken Glauben habe. Es sei die Kraft, die der Herr Jesus seinen Jüngern gegeben habe, wie geschrieben stehe: „Ich gebe Euch die Kraft die Kranken zu heilen“. Diese Kraft aber könne sie nur ausüben, wenn der Kranke den rechten Glauben habe, er dürfe auch nicht während der Behandlung zum Arzt gehen, weil er dadurch zeige, dass er nicht volles Vertrauen zu ihr und Gottes Allmacht habe. Sie behauptete, alle Krankheiten heilen zu können, äußerlich wie innerlich. Sie forderte nie ein Honorar, hatte aber aus den freiwilligen Gaben eine große Einnahme. Sie leugnete, Reklame gemacht zu haben, doch wurden gedruckte Zettel gefunden mit der Überschrift: „Was des Menschen Kunst und Wissenschaft gegen die Allmacht Gottes?“ Neben den Gebeten, die die Angeklagte bei ihren Heilungen sprach, hat sie hauptsächlich das Bepusten angewendet. So hat sie ihrem Schwiegersohn die Kopfrosete bepusetet und dazu gesprochen: „Es ist der Herr und Heiland, der heilt, und ich bin das Werkzeug!“ Neben dem Bepusten übte sie auch das Handauflegen. Im vorliegenden Fall handelte es sich um eine an einer Krebskrankheit leidende Frau, die operiert werden sollte. Statt aber in der Universitätsklinik sich der Operation zu unterziehen, ging sie zu der Gesundbeterin. Diese ließ die Kranke sich ausziehen, bepusetete sie am ganzen Körper, wobei sie eine Gebetsformel sprach. Das ging so einige Wochen fort, die Kranke wurde schwächer und schwächer, bis sie schließlich doch einen Arzt aufsuchte, als es aber zu spät war. Gleichwohl hat die Frau bis zu ihrem Ende an die Heilkraft der Angeklagten geglaubt. Diese wurde übrigens freigesprochen, weil zahlreiche Zeugen ihre Heilerfolge, die sie an sich selbst erfahren, bekundeten und weil sie die Heilungen nicht gewerbsmäßig ausgeübt habe (Voss. Zeitg. 13. Nov. 1904, Morgenausgabe).

Das Anhauchen hat eine meist schützende und heilende Wirkung, Wuttke, § 251, so haucht man z. B. unter Beschwörungen in ein krankes Auge, ebd. § 229. Dem Glauben, dass man durch Anhauchen heilen könne, huldigte auch Friedrich Schlegel in seiner späteren, katholischen Periode, wie aus seinen Briefen an Frau Christine v. Stransky, geb. Freiin v. Schleich, hervorgeht (herausg. v. M. Bottmanner, Wien, Verl. d. Literarischen Vereins). Als die beste Kur bezeichnet er dort das Anhauchen kranker Körperteile, eine Prozedur, die auch an magnetisch noch unerprobten Personen, z. B. reiferen Kindern, vollzogen werden kann. Nur muss nicht eigentlich gehaucht, sondern geblasen werden, „so als ob man heißes kühl blasen will“. (Vgl. R. Fürst, Voss. Zeit. d. 22. Februar 1908, Morgenausgabe.)

In das Gebiet der religiösen Heilkunde gehört auch folgendes:

Der Direktor des Schlachthofes in Maastricht legte der Redaktion der Zeitschr. f. Tierarzneikunde ein merkwürdiges gedrucktes Rundschreiben vor, an dessen Kopfende ein Pferd, eine Kuh und ein Schwein abgebildet waren. Es heißt: „Kräftiges Gebet, welches zur Heilung aller Krankheiten, von welchen jedes vierfüßige Tier ergriffen werden kann, dient, wie: Kolik, Blähung, Milchfieber und noch andere, bis heut an den tierärztlichen Schulen gar nicht bekannten Krankheiten. Anweisung: Bei der Kolik eines Pferdes muss man zuerst die Farbe des Tieres nennen, dann ein Vaterunser und ein Seigegegrüßt zu Ehren des hl. Sebastian, des hl. Ribanus, des hl. Andreas und des hl. Servatius beten, sodann mache man dreimal das Kreuz über das Pferd und spreche dabei: „Ich segne dich im Namen des hl. Leo.“ Ist dies mit großem Glauben vollbracht, dann wird man sich überzeugen, dass das leidende Tier von seinen Schmerzen erlöst sein wird. Infolge der vortrefflichen, durch diese Gebete erzielten Resultate hat deren Verfasser eine goldene Medaille (von wem? wird nicht gesagt) verehrt bekommen.“ Unterzeichnet ist das Blatt von einem anonymen „Mitglied der Bruderschaft von St. Hubert (Ardennen)“, während das geistige Eigentumsrecht vorbehalten und vor Nachdruck gewarnt wird.“ (Voss. Zeitung, 11. April 1905, Abendausg.)

In der gleichen Zeitungsnotiz wird dann noch auf den Staub hingewiesen, der aus den Steinen der Zelle des hl. Kamillus v. Sellis (1550–1614) bereitet worden ist, der in Wasser genommen oder auf die Wunde gestreut werden soll und unter Anrufung des hl. Kamillus Heilung bringt. Diesen Staub vertreiben die Kamillanerpater zu Vaals. Über diesen und andere Fälle, in denen Kirchenstaub Wunden

heilt, vgl. Marie Andree-Eysn in Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 16, 320 ff. (1906).

Wir kehren zu den Hexen zurück.

Vor dem Schöffengericht in Bassum wurde eine Beleidigungsklage verhandelt. Ein Bierverleger H. L. aus Twistringen hatte verschiedene Leute wegen Beleidigung verklagt, weil diese erzählt hatten, die Ehefrau des Privatklägers könne hexen, auf die Hexerei der Frau L. sei auch das Kindersterben in Twistringen zurückzuführen. Die Angeklagten halten, wie aus der Verhandlung hervorging, auch jetzt noch an diesem Aberglauben fest. Weil Kinder, die von der Frau L. angefasst und „befühlt“ worden sind, später erkrankt und gestorben sind, müsse Frau L. die Kinder verhext haben. (Voss. Zeit. 21. Juli 1903, Abendausg.)

Dieses Bewirken des Kindersterbens durch Befühlen ist mir sonst nicht bekannt. Um Kinderkrankheit handelt es sich auch im folgenden Fall:

In Ueckeritz bei Usedom hatte ein Fischer ein krankes, etwa ein Jahr altes Kind, das erst an Masern, dann an Lungenentzündung litt. Der Arzt gab keine Hoffnung mehr. Da kam eines Tages ein Schneider und behauptete keck, das Kind wäre vom Teufel besessen, und könnte nicht eher gesunden, bevor dieser ausgetrieben sei. Ein Tischlermeister und eine ältere Witwe bekräftigten diesen Befund, die Eltern stimmten mit ein, und man beschloss nun, das Kind vom Teufel zu befreien. Der Schneider nahm die große Holzaxt und schlug damit an alle Ecken des Hauses, bis er in Schweiß gebadet die Stube wieder betrat. Während dessen hatte der Tischlermeister das Kind auf dem Arm herumgeschüttelt und es mit den Worten: „Dei Düwel is woll rut, över ick kann't nich mihr hollen, dei Hex sitt noch dat Kind!“, wieder hingelegt. Das Ehepaar und die Witwe beteten inbrünstig während dieser Zeit. Als dies jedoch nicht geholfen hatte, kochte der Schneider einen Hexenbrei und sagte den Eheleuten: „Die erste Person, welche jetzt die Stube betritt, ist die Hexe“. Kaum dass dies gesagt war, kam auch die Handelsfrau Witwe B., um ihre Waren anzupreisen. In ihr erblickte man nun die Hexe, und nachdem sie gegangen war, nahm man sich vor, sie zu beobachten. Am selben Abend wurde ihr Haus belagert. Beim Lampenschein sah man durch ihr Fenster sie lesen und ab und zu sprechen. Auf dem Fußboden lag ein schwarzes und ein weißes Schaffell, welches von den Beobachtern als ein schwarzer Teufel und eine weiße Hexe erkannt wurden. Da nun gar kein Zweifel mehr war, dass sich die Hexe hier im Hause befand und die Handelsfrau Witwe B. sogar

den „Hexensegen aus dem Buch las“, schlug man ihr die Türfüllungen ein. Jedoch auch das letzte Mittel hat nicht geholfen, denn das Kind starb. (Rhein- und Ruhrzeitg., 31. Dezember 1907, Abendausg.)

Das Kind ist also vielfach geplagt: einmal ist es vom Teufel besessen; dieser wird durch Klopfen, also Lärm machen vertrieben, ein Mittel, das zur Verscheuchung oder zum Fernhalten feindlicher Dämonen vielfach angewendet wird. Sodann sitzt die Hexe (unsichtbar) auf ihm. Wir haben also hier Berührung der Hexe mit den Druckgeistern, den Mahren. Andererseits aber scheint es, wie aus der Deutung der Felle hervorgeht, nicht die Handelsfrau selbst zu sein, sondern eine in ihren Diensten stehende und von ihr gesandte „weiße Hexe“. Was es nun aber mit dieser „weißen Hexe“ für eine Bewandnis hat, vermag ich nicht zu sagen. Auch die Rolle der Felle ist nicht ganz klar, sie scheinen der Sitz der beiden Dämonen zu sein. Vielleicht dachte man sich, wenn die Frau sie unter Beschwörungen schlägt oder schüttelt, dass sie dann diesen Sitz verlassen. Felle spielen ja auch sonst im Zauberglauben eine Rolle, wie gleich durch eine später folgende Geschichte bewiesen wird. Zieht man sie sich über, so bekommt man die Eigenschaften des betreffenden Tieres — vergl. Preuß. Arch. f. Religionsw. 9, 97 — oder wird wol gar, wie im Werwolfsglauben gelegentlich, in das Tier selbst verwandelt. Als Mittel, die Hexe herbeizulocken, erwähnt Wuttke, dass man eine Pfanne übers Feuer stellt und mit der Grassichel hereinhackt (§ 377) oder man lässt die Milch aus dem Euter einer verhexten Kuh in einen Topf tropfen und kocht sie dann fest zugedeckt; dann fühlt die Hexe solche Schmerzen, als ob sie gekocht würde und verbrennt endlich ganz; oder man kocht die Milch und legt einige Haare aus dem Schweife der behexten Kuh hinein und peitscht die Milch mit einer neuen Haselrute; alsbald kommt die Hexe ganz verbrüht und mit blauen Striemen am Leibe (§ 700). Einen solchen Analogiezauber werden wir auch in unserem Fall in dem Kochen des Hexenbreies zu sehen haben. Die Hexe kommt vom Schmerz gepeinigt.

Aus Schwerin i. M. geht der Rostocker Zeitung, (23. Juni 1908) vom 18. Juni 1908 folgender Bericht über eine Gerichtsverhandlung zu.

Vor dem hiesigen Landgericht fand eine zweitägige Gerichtsverhandlung statt, die ein grelles Schlaglicht auf den Aberglauben warf, der noch immer im dunkelsten Mecklenburg herrscht. Wegen Betrug hatte sich eine Frau aus Grevesmühlen zu verantworten, die den Verkehr zwischen

einer abergläubischen Nachbarfamilie mit einer „weisen Frau“ in Wismar vermittelt hatte und dabei durch allerlei Manipulationen das für die „Zauberin“ von Wismar bestimmte Geld zum größten Teil in die eigene Tasche hatte fließen lassen.

In Grevesmühlen, einer kleinen Stadt nördlich von Schwerin, lebten die Eheleute R. Die Frau litt seit längerer Zeit an nervösen Magenschmerzen. Sie klagte eines Tages ihrer Nachbarin, der Frau K., ihr Leid. Diese erzählte, dass in Wismar eine „weise Frau“, die Frau T. wohne, die gegen alles Rat wisse, und aus den Genickhaaren die Krankheit feststelle. Frau K. fuhr mit den Haaren der Nachbarin nach Wismar und kam mit einem schwarzen Pulver zurück, das 10 Mk. kostete. Die Magenschmerzen ließen nach, dafür stellte sich ein anderes Unglück bei der Familie R. ein. Die unverheiratete Tochter wurde von ihrer Dienstherrschaft wegen Diebstahls entlassen. Frau K. war der Ansicht, das Stehlen müsse der Tochter angehext worden sein und erbot sich, darüber wieder die weise Frau in Wismar zu Rate zu ziehen. Die weise Frau bestätigte die Vermutung. Als Heilmittel verordnete sie diesmal zwei schwarze Pulver: eins zum Einnehmen, das andere sollte in einer kleinen Leinentasche auf der Brust getragen werden. Gegen die Tochter war inzwischen Anzeige erstattet worden, sie wurde zu einem Verhör auf das Gericht geladen und hatte sich dort nach Ansicht der Mutter ungeschickt verteidigt. Frau K. äußerte, jetzt hätten die Hexen der Tochter „das Maul verschlossen“. Sie fuhr mit der Tochter nach Wismar und dort wurde sie von Frau T. „gesegnet“. Man schlachtete außerdem einen Maulwurf. Das Maulwurfsherz wurde gebraten und in einem silbernen Medaillon um den Hals getragen.

Aber die Grevesmühlener Hexen ließen die Familie R. nicht in Ruhe. Einmal schnitt sich die Tochter in den Finger, ein andermal ging der Mutter ein Pickel im Gesicht auf, alles Anzeichen, dass die Hexen ihr Spiel noch weiter trieben. Frau K. zeigte sich als Detektiv: Sie ermittelte, dass zwei alte Frauen in Grevesmühlen Frau B. und Frau V. die Hexen seien und alles Unheil anrichteten. Mutter und Tochter ließen sich von der weisen Frau in Wismar segnen. Aber die Hexen kehrten sich nicht an den Segen. Sie drohten in einem anonymen Briefe mit neuen Schandtaten und legten drei Läuse und einen Fischkopf ihrem Schreiben bei. Aber Frau K. wusste auch jetzt Rat. Die bedrohte Familie musste sich beim Schinder Herz, Lunge und Leber von einem Pferde besorgen. Dies Gericht wurde auf dem Herde vier Stunden lang gekocht. Kein Wort durfte die Weihe

der heiligen Handlung stören. Schließlich wurde der Braten in vier Blumentöpfe verteilt, mit Erde zugedeckt und auf jeden Topf musste Frau R. ein Zwanzigmarkstück legen. Zwei Töpfe wurden an den Eingängen des Hauses, der dritte am nächsten Kreuzweg eingegraben, nachdem Frau K. vorher die Zwanzigmarkstücke zu sich genommen hatte. Mit dem vierten Topf reiste Frau K. nach Wismar. Dort weissagte die Augurin aus dem Topfe neues Unheil.

Frau K. gab den Rat, gegen die beiden „Hexen“ vorzugehen. Nach dreimaliger Umkreisung dreier Bäume wurden von jedem Baum drei Reiser geschnitten und zu einem Besen zusammengebunden. Der Besen kostete 80 Mk. Wenn Frau R. mit dem Besen auf ein Hemd schlug, erhielt die „Hexe“ B. Schläge auf den Rücken. Jeden zweiten Tag wurde das Hemd auf einen Stuhl gelegt, und vier Stunden lang schlug Frau R. mit ihrem Geisterbesen gegen das Hemd. Der Erfolg blieb nicht aus. Die „Hexe“ B. bat flehentlich in einem Briefe um Schonung. Doch Frau R. schlug weiter: Sie schlug, bis der Besen in Stücke ging. Darauf schien die Hexe gewartet zu haben, sie schrieb, jetzt „wäre sie wieder obenauf“.

Frau K. kannte jetzt nur noch ein Mittel: Man musste die „Hexe“ beerdigen, was 150 Mk. kostete. Die Beerdigung sollte in Wismar auf dem Kirchhofe vorgenommen werden. Zur Beerdigungsstunde mussten Mutter und Tochter in Trauergewändern zum Friedhofe in Grevesmühlen gehen, am Grabe eines verstorbenen Sohnes einen Kranz niederlegen und auf den Knien von einem Zettel unverständliche Gebete ablesen. Frau K. selbst will in Wismar mit der T. zusammen zur selben Stunde die Beerdigungszeremonie vorgenommen haben. Die alte Frau B. in Grevesmühlen war trotz dieser mysteriösen Prozedur nicht gestorben. Aber die Hexe in ihr sollte tot sein. Um ganz sicher zu sein, erhielt Frau R. noch drei „heilige Zettel“ mit Kirchensiegeln und unverständlichen Worten, das Stück zu 10 Mk. Die Zettel wurden an bestimmten Orten niedergelegt und bewahrten das Haus vor neuem Unheil.

Schließlich erstattete der Schwiegersohn der Frau R., nachdem er erfahren hatte, dass seine Schwiegermutter der Frau K. schon 1100 Mk. gegeben hatte, gegen die Betrügerin Anzeige. Frau K. hatte sich wegen Betrugs zu verantworten und die Grevesmühlener Hexengeschichten wurden von der Schweriner Strafkammer aufgedeckt. Das Hauptinteresse der Verhandlung vereinigte sich auf die Vernehmung der „weisen Frau“ aus Wismar. Sie ist eine alte Frau von über 70 Jahren, groß und dick, mit zwei

riesigen Brillengläsern, von denen das eine geschwärzt ist. Sie humpelt schwerfällig in den Saal. Sie erklärte, das Blut stillen, die Rose besprechen, aber sich nicht in eine Taube verwandeln zu können.

Das schwarze Pulver, ihr Universalmittel gegen alle Krankheiten an Menschen und Vieh, besteht aus — getrocknetem und gestoßenem Johanniskraut. Das Gericht stellte jedoch fest, dass Frau T. von der teuren Beerdigung nichts wusste und für ihre Konsultation durchschnittlich nur 1 Mk. erhalten hatte. Die 1100 Mk. waren fast ganz in die Taschen der Frau Krakow geflossen, und die Betrügerin wurde zu 1 Jahr Gefängnis verurteilt.

Zu dieser Gerichtsverhandlung wäre etwa folgendes zu bemerken: Das Bestimmen von Krankheiten aus den Haaren ist eine beliebte Übung von Kurpfuschern, es wurde z. B. in ausgedehntem Maße von dem bekannten Schäfer Ast geübt. Dass man Jemanden das Stehlen anhexen könne, ist mir neu, vielleicht liegt aber hier eine verworrene Erinnerung an Suggestion vor. Eher lässt sich schon aus der Tätigkeit der Hexen erklären, dass sie den Mädchen „das Maul verschlossen“. Worin das „Segnen“ der weisen Frau beruhte, wird leider nicht gesagt. Der Maulwurf spielt eine große Rolle in der Volksmedizin, worüber man die bei Wuttke im Register angeführten Stellen vergleichen kann<sup>b)</sup>. Aber es bringt auch ganz im allgemeinen, in Brandenburg, viel Glück, wenn man einem lebendigen Maulwurf stillschweigend die linke Vorderpfote abbeißt und sich dieselbe in die Kleider unter den Arm einnäht (Wuttke § 451). Das Maulwurfsherz finde ich nicht besonders erwähnt. Aber das Braten des Maulwurfherzens soll vielleicht dazu dienen, dass die Hexe die Glut empfindet, gewöhnlich erscheint sie, wenn man ein Tierherz kocht und bittet um Erlösung, will etwas leihen oder nimmt den Deckel vom Topfe oder sucht den Menschen zum Sprechen zu bringen (Wuttke § 417). Denn unbeschrieben muss man zauberische Handlungen vornehmen. Das Mädchen sollte vermutlich das Herz solange bei sich tragen, bis es ganz vertrocknet war, dann muss auch die Hexe verdorren (Wuttke ebd.). Die in den Brief eingelegten Läuse und der Fischkopf sollen offenbar entweder eine Drohung enthalten, dass weiteres Unheil folgen wird oder sie übermitteln schon selbst irgend ein Unheil. Welcher Art, vermag ich nicht zu sagen. Das Verbrennen der Pferde-teile wird wol einen noch stärkeren Zauber bedeuten als

---

<sup>b)</sup> [Vergleiche auch den Index von O. v. Hovorka und A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin.]

der des Maulwurfherzens und ebenso wie das Vergraben dem gleichen Zwecke dienen. In welcher Weise die Weissagung aus dem Topfe vorgenommen wurde, wird leider nicht gemeldet. Das Schlagen des Hemdes mit dem Besen, bei dem die Hexe die Schläge auf dem Rücken fühlt, ist ein schönes Beispiel der Fernwirkung solcher Handlungen. Der Besen selbst ist auf echt zauberische Art gewonnen, wobei die heilige Dreizahl eine bedeutsame Rolle spielt: Dreimaliges Umkreisen dreier Bäume, von jedem Baum die Entnahme dreier Reiser. Auch die Vornahme der symbolischen Beredigung ist äußerst interessant, sie ist das stärkste Mittel, das angewandt wurde. Zauberzettel finden besonders in der Volksmedizin ausgedehnte Verwendung, man nagelt sie viel gegen irgend eine Krankheit an die Wand oder hängt sie in den Schornstein. Dass schließlich die weise Frau erklärt, das Blut stillen und die Rose besprechen zu können, ist nicht weiter ungewöhnlich, wol aber, dass sie betont, in eine Taube könne sie sich nicht verwandeln. Unter den Tieren, in die sich die Hexen verwandeln können, führt Wuttke § 217 von Vögeln an: Eulen, Elstern, wilde Gänse, Enten; die Taube aber nicht.

In einem vor einigen Jahren in Hamburg gegen eine Engelmacherin geführten Prozess kamen auch einige abergläubische Praktiken zu Tage. Nach Aussage einer Zeugin hat die Angeklagte W. eine Nachgeburt verbrannt und habe gesagt, dass das Verbrennen der Nachgeburt Glück bringe. Auch habe sie einmal geäußert, Kinderblut und Blut von weißen Tauben sei gut, das bringe Glück. Sie hatte sich auch das 6. und 7. Buch Moses gekauft und erzählte, dass sie oft während der Mitternachtsstunde mit Geistern spreche; auch gab sie zur Erklärung dessen, dass nachts ihre Fenster oft verhängt waren und dass sie in der Küche Licht brannte, an, sie bete alsdann, der liebe Gott solle sie einen Lotteriegewinn machen lassen, und dieses Gebet gehe dann auch in Erfüllung (Voss. Zeitg. d. 8. Okt. 1904, Abendausgabe).

Mit der Nachgeburt vom Menschen wie vom Tier wird ja allerlei Zauber getrieben, dass aber gerade die Asche besonders verwendet wird, ist mir nicht bekannt, vielleicht auch von der Frau erfunden. Für die zauberische Verwendung von Kinderblut bedarf es kaum der Belege. Taubenblut, aber ohne dass besonders gesagt wird, dass es von weißen Tauben stammen müsse, heilt in Schlesien und Böhmen Sommersprossen (Wuttke § 157, 512).

Um Wahrsagerei handelt es sich in folgendem: In Schafhausen, einer kleinen württembergischen Gemeinde in der Nähe von Weilderstadt, wurde die Leiche einer seit

26 Jahren spurlos verschwundenen Frau W. von gerichtswegen ausgegraben. Frau W. muss eine Somnambule gewesen sein, sie verfiel in exstatische Zustände, hatte einen großen Zulauf als Wahrsagerin und Totenbefragerin. Wenn sie in ihre Zustände verfiel, pflegte ihr Mann zu sagen, bei seinem Weib sei manchmal der Geist abwesend, aber nach einigen Tagen kehre er immer wieder zurück. Auf einmal, seit dem 20. Januar 1880, war die Frau verschwunden. Man hatte damals in Schafhausen nachts angeblich einen mit vier Rappen bespannten Wagen fahren sehen, und es hieß, der Teufel habe die Frau vierspännig geholt. Der Gatte, der übrigens 1888 starb, bewahrte unverbrüchliches Stillschweigen und zur Kenntnis der Behörden scheint das Verschwinden der Frau W. nicht gelangt zu sein, was um so auffallender ist, als zu ihren Lebzeiten die Geistlichen wiederholt von der Kanzel herab vor ihrem Treiben gewarnt hatten. Jetzt hat eine Tochter der Verschwundenen bekannt, dass ihre Mutter hinter dem Haus im Garten begraben liege, und bei der behördlichen Nachforschung fand man richtig an der bezeichneten Stelle das Skelett samt Kleidungs- und Bettstücken kaum 20 cm unter dem Boden. Man könnte zunächst an ein Verbrechen denken, doch scheint ein solches nicht vorzuliegen. Nach den Angaben der Tochter muss man vielmehr annehmen, dass die Frau unvermutet gestorben ist. Der Gatte sagte den Kindern, die nach der Mutter fragten, sie sei verreist, wie dies öfters vorgekommen war. Nach etwa 14 Tagen wies er die Kinder auf das Sopha hin, in dessen Innern sie die Mutter auf einem Bettstück liegen sahen. Und in diesem Sopha blieb die Leiche ein Jahr lang in der Wohnstube, die Tochter schlief diese ganze Zeit über daneben, ohne nach ihrer Aussage von Leichen-geruch irgend belästigt zu werden, die Leiche sei mehr und mehr eingetrocknet und eingeschrumpft. Zwei weitere Jahre wurde die Leiche dann in einer Kammer aufbewahrt, endlich wurde sie, „ganz leicht geworden“, von der Tochter durch das Küchenfenster hinaus dem Bruder gereicht, der sie im Garten vergrub. Wie es scheint, hat der Gatte, als seine Frau unvermutet gestorben war, angenommen, ihr Geist sei wieder einmal „abwesend“ und werde schon wieder zurückkehren. Deshalb unterließ er die Anzeige, die zur Leichenschau und Beerdigung hätte führen müssen. Später mag dann die Furcht vor Strafe hinzu gekommen sein, und da die Leiche zur Mumie wurde, ließ man sie im Hause. Außer den Kindern müssen übrigens verschiedene Leute um den Sachverhalt gewusst haben, ihnen allen scheint aber abergläubische Scheu den Mund geschlossen zu haben, bis sich

die Tochter endlich gedrängt sah, das Geheimnis zu offenbaren. (Voss. Zeitg., 5. Juni 1906, Abendausg.)

In dieser Erzählung treffen wir einmal den uralten Glauben an, daß die Seele sich von dem starr daliegenden Körper lösen kann, wie solches besonders beim Schamanen der Fall ist; ferner den Glauben an die Möglichkeit der Befragung Toter; drittens den Glauben, dass der Teufel Menschen holt; vermutlich wird die Wahrsagerin nach der Meinung der Leute sich dem Teufel verschrieben haben. Die Form, in der er sie holt, in einer Kutsche mit 4 Rappen, ist durch unzählige deutsche Sagen belegt.

Vor dem Schöffengericht in Rixdorf spielte sich folgender Prozess ab. Einer Arbeiterfrau Sch. war ein Geldbeutel mit 21 Mk. abhanden gekommen. Flugs lief sie zu einer „Wahrsagerin“ die ihr von einer Nachbarin empfohlen worden war. Mit geheimnisvoller Miene holte die weise Frau ihre Requisiten hervor; darunter in erster Linie das sogenannte „Erbbuch“, an dem sich ein Schlüssel an einem Strick befindet. Nachdem die Namen der etwa bei dem Diebstahl in Betracht kommenden Personen notiert waren, fasste jede der Frauen ein Ende des Stricks an und dann ging der Zauber los. Bei dem Namen eines Schlafburschen bewegte sich der Strick, also dieser Schlafbursche war der Täter! Die Frau erstattete Anzeige, die Unschuld des Betreffenden erwies sich und die Besitzerin des „Erbbuches“ wurde trotz ihrer lebhaften Beteuerung von der geheimnisvollen Macht, die sie besitze, verurteilt. (Voss. Zeitg., 15. Nov. 1905, Abendausg.)

Das Erbbuch ist meistens ein ererbtes Gesangbuch oder die Bibel, auch der Schlüssel wird ein Erbschlüssel gewesen sein. Ererbten Dingen wohnt besondere Kraft bei. Die hier vorgenommene Handlung wird vielfach geübt, vgl. Wuttke § 368.

In die Werkstatt einer modernen Zauberin lässt auch eine Verhandlung vor dem Schöffengericht Berlin-Schöneberg sehen. Die in Schöneberg wohnhafte Frau W. hatte eine große Kundschaft, besonders von Frauen. Eines Tags im Herbst vorigen Jahres, suchte ein Frl. F. in Begleitung einer Freundin die Wahrsagerin auf, um Auskunft über den Verbleib von 200 Mark zu erhalten, die sie kurze Zeit vorher verloren hatte. Die schlaue Kartenlegerin hatte, während sie, um „inspiriert“ zu werden, allen möglichen Hokuspokus machte, von der Begleiterin der F. längst erfahren, was diese zu ihr hintrieb. Prompt erzählte sie dann auch etwas von einem großen Geldverlust und machte allerlei geheimnisvolle

Andeutungen über die Person der Finderin. Für ein Sympatiemittel, welches das Geld wieder herbeischaffen sollte, musste die F. außerdem noch 6 Mark zahlen. Das Geld kam natürlich nicht wieder. Die Angeklagte behauptete nun, man müsse die zweite schärfere Form anwenden. Man könne die Hilfe der auf dem Mond wohnhaften Luftgeister in Anspruch nehmen, was aber sehr teuer sei. Viel billiger wäre eine Auskunft durch den Eidotter. Aus diesem heraus las die W. nach allerlei Zauberformeln, dass die 200 Mark von einer Frau B. gefunden wären, die mit der F. in einem Hause wohnte.

Beinahe wäre aus dieser Bezeichnung, die tatsächlich aus der Luft gegriffen war, das größte Unheil entstanden. Inzwischen hatte die Angeklagte aus ihrer gläubigen Kundin herausgeholt, dass diese eine unerwiderte Liebe zu einem jungen Mann hegte. Um diesen, wie die W. sich ausdrückte, „mit Liebe zu füllen“, müsste die F. drei kreuzweise zusammengewickelte Nadeln und ein Zaubersprüchlein in ihren Schuhen herumtragen. Zu ihrem Schmerze musste die F. schließlich erkennen, dass der Zauber wirkungslos blieb. Noch schlimmer erging es einer verheirateten Schwester der F., deren erstes Kind vor Jahresfrist verstorben war. Um zu erfahren, ob ihr dieses Unglück auch noch das zweite Mal passieren würde, wendete sie sich an die Angeklagte, die ihren Zustand bereits erkannt hatte. Sie veranlasste die völlig Verblendete zu einer widerwärtigen Handlungsweise. Damit das neugeborene Kind nicht sterben sollte, zwang sie die bedauernswerte Mutter zu einem ekelregen Gericht, das sie selbst mit einer Senfsauce angerichtet hatte. Die Folge war eine Erkrankung der Betörten. In diesem Fall hat die Angeklagte mit ihrer Prophezeiung recht behalten, denn das Kind blieb am Leben. —

Dieser schwindelhafte Geschäftsbetrieb kam schließlich zur Kenntnis der Behörde.

Vor Gericht behauptete die Angeklagte, von der Wirkung ihrer Sympatiemittel, die sie von ihrem Vater, der in Ostpreußen Schäfer war, erhalten habe, vollständig überzeugt gewesen zu sein, auch besitze sie tatsächlich gewisse überirdische Kräfte und sei schon von hohen und allerhöchsten Herrschaften in Anspruch genommen worden, deren Namen sie jedoch nicht nennen würde. (Berl. Tagebl. 3. März 1907. <sup>6)</sup>).

In welcher Art das Wahrsagen aus dem Eidotter vorgenommen wurde, wird leider nicht gesagt. Die Art des

<sup>6)</sup> [Vergl. Hellwig a. a. O. § 80 ff.]  
Alemannia 3. F. 1,1.

Liebeszaubers ist mir nicht bekannt. Auch die Geschichte mit der Speise ist dunkel: Welcher Art war die Speise? Menschlicher Kot?

Auch die Art des im folgenden Stück geschilderten Schatzhebens ist mir fremd.<sup>7)</sup>

Aus Tondern wird gemeldet: „Zu dem Schlächtermeister M. kam ein Mann aus der Umgegend und verlangte ein rothaariges Kalbfell. Auf Befragen erklärte er mit der ernstesten Miene von der Welt, er brauche das Fell zum Heben eines vergrabenen Schatzes. Er müsse ein rothaariges Kalbfell ins Feld tragen, über einen Steinhaufen ausbreiten und zwar so, dass das Schwanzende nach dem nächsten Kirchturm gerichtet wäre, dann setze er sich mit einem Beile darauf, bis der verborgene Schatz sich zeige. In diesem Augenblick müsse der Schwanz abgehauen werden, wodurch der Schatz „gebannt“ sei und eingesammelt werden könne“. (Voss. Zeitg., 30. Mai 06, Morgenausg).

Um den Gewinn von irdischen Gütern — aber auch von Weisheit — handelt es sich im nächsten Fall: Vor dem Landgericht in Dresden wurde folgendes verhandelt: Ein Fabrikarbeiter wünschte, dass ihm der Laboratoriums-Arbeiter D. einen Teufelstaler verschaffe, der so oft er auch ausgegeben werde, doch immer wieder in seine Hand zurückkehre. Ferner wünschte er eine Weisheitssalbe und eine magnetische Tasche zu besitzen, in die jede ausgegebene Geldsumme sofort wieder zurückwandern solle. D. wusste das alles leicht zu beschaffen. Er setzte seinen Freund in schriftliche Verbindung mit dem „Kaiser Lucifuge“, und der versprach ihm gegen Hinterlegung von 3000 Mark nicht nur eine derartige Tasche, sondern auch einen Schatz von drei Millionen. Der Abergläubische erhielt nun zahlreiche mit roter oder schwarzer Tinte oder mit Zwiebelsaft geschriebene Briefe vom „Kaiser Lucifuge“, in der er nach der bekannten alten Methode aufgefordert wurde, Geldsummen an bestimmte Orte niederzulegen, von denen sie der Teufel abholen werde. Einmal hatte der Mann auch eine Zusammenkunft mit seinem höllischen Briefschreiber um Mitternacht auf dem Friedhofe in Kaditz bei Dresden; zu diesem Zwecke hatte er sich mit zwei von einem katholischen Pfarrer geweihten Wachskerzen versehen (Frankf. Zeit., 3. März 07).

<sup>7)</sup> [Doch finde ich nachträglich bei Anzengruber, Ges. Werke 4, 54 ff., (Stuttg. 1890) dass ein Schatzgräber unter Berufung auf „Fausti Höllenzwang“ sich auf eine Kuhhaut legt mit einem bloßen Schwert in der Hand, eine geweihte brennende Wachskerze in einem Leuchter neben sich. Die Anweisung im Höllenzwang hab ich jedoch nicht finden können.]

Über den „Glücksgroschen“ oder „Glücksgulden“, der immer wieder zu seinem Besitzer zurückkehrt, vgl. Wuttke § 634; über die Art und Weise, immer Geld zu haben § 633. Die Weisheitssalbe ist vielleicht eigene Erfindung des Fordernden.

Um den Glauben an das Umgehen Verstorbener handelte es sich in einer Verhandlung vor dem Landgericht von Freiberg i. S. Angeklagt war der 42 Jahre alte Totenbettmeister und Landarbeiter B. aus Kühnheide wegen Grabschändung. Mit weinerlicher Stimme erzählte er dem Gericht folgende seltsame Geschichte: Er habe seiner verstorbenen Mutter kurz vor ihrem Ableben versprochen, das Grab nicht mit Erde zuzuschütten, weil sie die Befürchtung geäußert hatte, dass sie keine Ruhe im Grabe haben und eines Tags wiederkommen könnte. Dieses Versprechen habe er auch gehalten, indem er nach Herablassen des Sarges in die Gruft keine Erde hineingeworfen, sondern mit Hilfe eines Holzkastens den Grabhügel hohl hergestellt hat. Später sei ihm seine verstorbene Tochter im Traume erschienen und habe ihm geklagt, dass sie noch nicht in den Himmel eingegangen sei. Von jetzt ab will er keine Ruhe mehr gehabt haben und nach etwa 1½ Jahren habe er sich entschlossen, nachzusehen, ob die Tote endlich Frieden gefunden habe. Er öffnete zu diesem Zwecke den Grabhügel, stieg in die Gruft hinab und sprengte mittels einer Radehacke das mittlere Brett des Sargdeckels ab. Die Leiche war bereits stark in Verwesung übergegangen. Drei Bewohnerinnen von Rübenau wohnten dieser Graböffnung bei und erhielten auf ihren Wunsch von dem Angeklagten je einen Zahn der Leiche. Auch der Angeklagte nahm einen Zahn an sich. Er trägt diesen heute noch gewissermaßen als Talisman bei sich in der Geldbörse und behauptet, dass er seitdem im Kartenspiel immer Glück habe, während er früher fortdauernd verlor. Eine Zeugin ist sehr traurig darüber, dass sie ihren Zahn verloren hat. Sie habe, so sagt sie, jetzt kein Glück mehr. Das Gericht, das offenbar zu der Ansicht gekommen war, dass keine Absicht der Grabschändung vorlag, erkannte auf Freisprechung. (Vossische Zeitung, den 19. April 1907, Abendausgabe.)<sup>8)</sup>

Der Glaube, dass die auf dem Grabe ruhende Last das Umgehen verhindern könne, ist uralt und weit verbreitet. Er kommt besonders in der Sitte zum Ausdruck, Steinhaufen über den Leichen eines gewaltsamen Todes Verstorbener, von denen man sich dessen versehen kann, aufzuhäufen.

<sup>8)</sup> [Vergl. v. Hovorka u. Kronfeld a. a. O. 1, 430 f.]

Vergl. Kahle, Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 12, 89 ff. 203 ff, 319 ff. Dass mit den Teilen von Leichen allerlei Aberglaube getrieben wird, ist bekannt genug. Dass aber gerade Zähne Glück bringen sollen, ist mir nicht bekannt.<sup>9)</sup>

Glück sollen auch gewisse Tiere, die man an Bord hat, den Schiffen bringen.

In der (amerikanischen) Kriegsmarine spukt der Aberglaube auch noch ganz gewaltig, wie man jetzt erst wieder gesehen hat, als Admiral Evans mit seinen sechzehn Schlachtschiffen nach dem Stillen Ozean in See ging. An Bord dieser Fahrzeuge sind nämlich nicht weniger als sechzig „Mascots“, d. h. Tiere die dem betreffenden Schiffe Glück bringen sollen. Man zählte bei der Abfahrt 25 Ziegen, 32 Hunde, 2 Schweinchen und 1 Esel. Es sind dies durchweg Geschenke, in den meisten Fällen sind die Tiere schon bald nach der Geburt auf den Schiffen installiert worden und erfreuen sich nun der denkbar besten Fürsorge seitens der Seeleute, die sicherlich von bedenklichen Zweifeln über die Sicherheit ihres Schiffes oder das Gelingen der ganzen Fahrt gequält würden, falls ein solcher „Mascot“ einginge. Natürlich muss auch er schließlich der Natur seinen Tribut bezahlen, und dann herrscht Betrübnis an Bord, bis wieder ein neuer „Glücksbringer“ gefunden worden ist. Der angesehenste von ihnen ist „San Juan“, ein riesiger Ziegenbock, der in Deweys Flotte die Schlacht bei Manila mitgemacht hat und sich sehr brav gehalten haben soll. Der Gescheiteste soll „Petro von Guantanamo“, ebenfalls ein Ziegenbock, sein, der auf der „Virginia“ überall ungehindert umherspazieren darf. (Frankf. Ztg., den 5. Jan. 1908, 2. Morgenblatt).

In der deutschen Kriegsmarine ist dieser Brauch nach gütiger Mitteilung des Herrn Kapitän z. S. von Halben nicht bekannt.<sup>10)</sup>

Ziegenböcke, besonders schwarze, pflegt man bei uns in Rinder- oder Pferdeställen zu halten, weil sie angeblich die Krankheiten an sich ziehen, vgl. Wuttke, § 686; das Schwein gilt allgemein als glückbringend; von Hunden und Eseln ist es mir nicht bekannt. Aber es wird hier wol auch weniger auf die Art des Tieres ankommen. In dem Tier ist gewissermaßen Glück und Gesundheit der ganzen Mannschaft verkörpert, siecht es dahin, so geht es auch jener schlecht. Es liegt dieselbe Anschauung zu

<sup>9)</sup> [In verschiedenen Sagen verwandeln sich gefundene Zähne in Goldstücke. P.]

<sup>10)</sup> [Wol aber beim Landheer, bes. bei der Artillerie. P.]

Grunde, die wir so oft im Märchen antreffen. Gehts dem in die Ferne gezogenen Helden schlecht, so fängt ein bestimmter Baum an, dahinzuschwinden. Ist er ganz verdorrt, ist auch der Held tot.

Den Glauben an die Macht des Buchstabens bezeugt folgende Notiz: Man schreibt uns aus St. Petersburg: Der Russe gibt sich gern fatalistischen Grübeleien hin. Er spürt mit Vorliebe den geheimnißvollen Beziehungen zwischen Zahlen und Ereignissen nach, und die Anzahl von Leuten, die mit großer Geduld, Eifer und Geschick anscheinend gesetzmäßige Beziehungen zwischen wichtigen Monats- und Tagesdaten sowie Jahresdaten im Leben vieler russischer Kaiser entdeckt haben, oder „verhängnisvolle Zahlen“ gefunden haben, ist nicht gering. Die Zahlenkabbalistik zählt in den Kreisen der russischen Gesellschaft seit langer Zeit begeisterte Anhänger, die aus einer Verkettung merkwürdiger Zufälligkeiten gewagte Schlüsse ziehen. Neuerdings treten nicht nur Adepten der Zahlenkabbalistik auf, sondern auch Adepten der Buchstabenkabbalistik, wenn man von einer solchen sprechen darf. So hat kürzlich ein Grübler in Jaroslaw herausgetiftelt, dass man im Leben des Zaren Nikolaus II. das Walten der göttlichen Vorsehung erblicken müsse. Der Kaiser, so führt dieser Weise von der Wolga aus, hat dreimal in seinem Leben in Todesgefahr geschwebt: als Tronfolger bei Borki, wo der Sonderzug entgleiste, in dem sich Kaiser Alexander III. mit seiner Familie befand, dann in Otsu in Japan, wo ein fanatischer Japaner ihm einen Schlag auf den Kopf versetzte und Prinz Georg von Griechenland seinem Vetter das Leben rettete, und endlich als Kaiser in den finländischen Schären bei Hangö, wo der „Standart“ auflief. Da das russische Alphabet kein „h“ besitzt, und jedes „h“ in fremden Namen durch „g“ wiedergegeben wird, lautet Hango russisch Gange. Die Anfangsbuchstaben der drei Orte „Borki, Otsu, Gange“ ergeben Bog, was auf russisch Gott bedeutet. Somit hat Gott den Zaren stets vom Tode errettet, schließt der Jaroslawsche Kabbalist, dessen überraschende Entdeckung in dem Organ des dortigen Zweigvereins des „Russischen Volksverbands“ zuerst an die Oeffentlichkeit gelangt ist und jetzt auch von vielen russischen Zeitungen Gläubigen und Ungläubigen mitgeteilt wird. (Voss. Ztg. 5. November 1908 Abendausg.)

„Über einen „Kugelsegen“, der, wie abergläubische Leute versichern, sich auch in den Feldzügen von 1866 und 1870/71 bei sächsischen Soldaten „bewährt“ hat, wird jetzt dem „Vogtländ. Anz.“ aus Wurzen berichtet. Es handelt

sich dabei um einen langen Haus- und Schutzbrief, dessen Anfang wie folgt lautet: „Wie Christus im Oelgarten stand, so soll alles Geschütz stehen; wer dieses Geschriebene bei sich hat, wird nichts treffen und nichts schaden, alle Kugeln und Schwerter müssen dann stille stehen, sichtbare und unsichtbare Gewehre auf den Befehl des Erzengels Michael. Wers nicht glauben will, der hänge den Schutzbrief einem Hunde um und schieße, so wird er die Wahrheit bestätigt finden.“ Dann folgt eine Beschwörungsformel und eine längere Erzählung, wonach dieser Schutzbrief im Jahre 1724 in Holstein aufgefunden worden sei. Bei einer Taufe sei der Inhalt plötzlich über der Taufgemeinde in Goldbuchstaben erschienen. Als man darnach greifen wollte, seien die Buchstaben zurückgewichen, aber man hatte noch Gelegenheit gehabt, den Wortlaut aufzuschreiben! Der Einsender aus Wurzen versichert gleichzeitig, dass alle seine Freunde, die während der letzten Feldzüge von 1866 und 1870/71 „in rechtem Gottvertrauen“ diesen Schutzbrief bei sich geführt, gesund und ohne Schaden in die Heimat zurückgekehrt seien!“ (Voss. Zeitg., 14. Febr. 1908.

Wir haben es hier mit einem der sogenannten Himmelsbriefe zu tun, unter denen die angeblich in Holstein herniedergefallenen besonders zahlreich sind. Über die literarische Vergangenheit dieser Briefe haben gehandelt A. Dietrich, Hess. Blätt. f. Volksk. 1, 19 ff. u. W. Köhler, ebd. 143 ff. Vollständige Texte findet man abgedruckt z. B. in den Blätt. f. hess. Volksk. 3, 9 und Alem. 24, 15 f. Das Arch. der hess. Vereinig. f. Volksk. besitzt, wie mir mitgeteilt wird, zahlreiche solcher Briefe. Kürzlich fand ich die Abschrift eines Himmelsbriefes in dem kleinen Heimatsmuseum des Dörfchens Niedernhausen im hessischen Odenwald. Das Original trägt seit einigen zwanzig Jahren ein Landbriefträger stets bei sich und er glaubt fest an die Wirkungen des Schutzbriefs.

---

# Weitere Ortsneckereien im Markgräflerland aus älterer und neuer Zeit

von **Julius Schmidt.**

Es kann wol für die Volkskunde, soweit sie aus dem Gebiet der Ortsneckereien erwächst, nur eine willkommene Ergänzung sein, wenn ich den jüngsten, interessantesten und schätzenswerten bezüglichlichen Abhandlungen von Professor Dr. Kahle in Heidelberg und Dr. O. Haffner in Freiburg das beifüge aus dem oberen badischen Land, was ich seit Veröffentlichung von „Einigen Ortsneckereien im Markgräflerland“ (Alemannia N. F. IX, bezw. Blätter des bad. Vereins für Volkskunde 1907, Heft 6) weiter feststellen konnte. Meine diesmaligen Quellen sind, abgesehen von der mündlichen Überlieferung, vor allem die 6 Foliobände II—IV und VI—VIII der in meinem früheren Aufsatz mit genauem Titel bezeichneten handschriftlichen Beschreibung der alten oberen Markgrafschaft (Landgrafschaft Sausenberg und Herrschaft Rötteln), welche der Landvogt Ernst Friedrich von Leutrum in Rötteln im Winter 1731 begann und 1746 abschloss. Sämtliche<sup>1)</sup> oben angeführten Bände habe ich auf dem General-Landesarchiv in Karlsruhe einer genauen Durchsicht unterzogen hinsichtlich der bei Leutrum fast bei jedem Ort stetig wiederkehrenden Rubrik: „Ohnnamen“. Das Ergebnis dieser Durchsicht folgt hier in erster Linie. Mit der Veröffentlichung desselben hoffe ich der Sache der Volkskunde in unserem Lande um so mehr dienen zu können, als Leutrums Feststellungen ein Einst der Ortsneckereien im badischen Oberland aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts darstellen und damit zu einem Vergleich mit den möglichen Feststellungen aus der Gegenwart herausfordern, zu einem Vergleich, der dann doppelt interessant und wichtig erscheinen muss, wenn nicht selten Wechsel und Änderung in den Ortsneckereien im Verlaufe der Zeit zu Tage tritt. Auch die andere Tatsache wird nicht minder interessant

---

<sup>1)</sup> Band V ist von mir schon früher berücksichtigt, Band I enthält nichts hier einschlägiges.

und wichtig sein, dass gleichartige, ja oft bis aufs Wort gleichlautende Ortsneckereien und Ortslitaneien sich finden im badischen Oberland wie Unterland, und dies so sehr, dass die Frage zur Erörterung sich bietet: Besteht trotz der Verschiedenheit der Art z. B. des Alemannen und des Pfälzers ein Stammesboden, dem die gleichartigen Ortsneckereien in grauer Vorzeit entsprungen sind, oder anders ausgedrückt, sind diese gleichartigen Ortsneckereien im Klima des an sich verschiedenen Alemannen- und Pfälzergeistes gewachsen aus dem einen und im wesentlichen doch einheitlichen Boden der deutschen Volksseele, sind sie deren Spiegelbilder nur in verschiedener Beleuchtung und Strahlenbrechung? — Ich wage den Versuch der Beantwortung dieser Frage heute nicht.

Dagegen möchte ich die Tatsache der Gleichartigkeit vieler Ortsneckereien des bad. Ober- und Unterlandes, trotz aller Eigentümlichkeit der Volksart der Bewohner, gleich von vornherein noch unterstreichen durch folgendes Gleichnis.

Nur unser Oberland hat den Brauch der Fastnachtfeuer, „der Fasnachtsfüer“. Schon wochenlang vor dem Sonntag Invocavit, dem Oberländer Fastnachtssonntag, ziehen die Schuljungen — auch kleinere Kerls schließen sich an — mit einem Wagen durchs Dorf und schreien, so laut als möglich, im Litaneienton den Spruch:

„Räbwelle, Bängeliwelle,  
Filzhuet, isch alles guet;“

so in Kirchen. Im nahen Egringen poltert in jener Zeit der etwas rauhere Vers:

„Wälle, Wälle, Wälle rus,  
Oder i schlo d'r ä Loch ins Hus!“

Auch in Kirchen kennt man diese rauhere Tonart<sup>2)</sup>, doch auch die feinere:

„Isch ä guete Frau im Hus,  
Git si o ne Wälle rus.“

Mit der wiederholt erworbenen Beute schichten die Buben geschäftig draußen an der Dorfgrenze auf einer Anhöhe einen großen Haufen auf, der am bestimmten, oben schon bezeichneten Tag bei Einbruch der Dunkelheit angezündet wird. Alle beteiligten Buben haben einen ungefähr drei Meter langen Stecken in der Hand; an dessen Spitze befestigen sie zuvor angefertigte runde und in der Mitte durchlochte Holzscheiben, die an einer Schnur um den Hals getragen, einzeln entnommen und dann zum „Schlage“ im

<sup>2)</sup> In Kirchen sagen sie nur mit kleiner Änderung: „Wälle rus, Wälle rus“ u. s. w.

Feuer glühend gemacht werden. Diese glühenden Holz-scheiben werden auf spitzwinkelig am Abhang aufgestellten Brettern aufgeschlagen und fliegen dann in mehr oder minder weitem Bogen hinaus und hinab ins Tal. Kleine Feuersonnen sollens offenbar sein, welche — wohl nach altheidnischem Brauch — der neues Licht und neue Wärme verheißenden Frühlingssonne als Freudengruß entgegengeschleudert werden. Als junger Vikar von Schopfheim i. W. erlebte ich, der Unterländer, zum ersten Mal ein solches Fastnachtsfeuer droben auf der Höhe bei Wiechs. Fast allerorts — nur hier in Kirchen ist dies bis heute auffallender Weise nicht der Fall — wird beim Aufschlagen der „Schibe“ gewöhnlich folgendes oder ein ähnliches Sprüchlein gesagt:

„Schibi, Schibo, die Schibe soll go,  
Fahr sie rechts oder links,  
Fahr sie dem (oder: der) grad ebe rächt.“

Da kann man am Schluß alle möglichen Namen nennen hören. Ist der Scheibenschläger ein Bursche, der das Schulränzeln seit einigen Jahren glücklich abgelegt hat und in die Schule des Lebens ein klein wenig eingetreten ist, so ruft er gern einen Mädchennamen. Steht sein Mädchen, sagen wir einmal „s' Vreneli“ beim Scheibenschlagen neben ihm, dann kann es vorkommen, dass er gerade den Namen einer anderen, etwa den vom „Annemeile“ nennt. Das kommt natürlich daher: Was sich liebt, das neckt sich.

Neckereien nun, die sind freilich sicher älter als die Fastnachtsfeuer, wo jene Neckereien getrieben werden, auch älter als die Fastnacht an sich, wo es ja an Scherzen und Spässen und damit verbundenen Neckereien nicht zu fehlen pflegt. Die Neckereien sind so alt wie die Menschheit, denn die Lust an Spässen und Scherzen ist dem gesunden Menschen angeboren, und es macht diesem eine höllische Freude, dem andern einmal eins anhängen zu können, mit Witz und Spott über einen Fehler, ein körperliches oder geistiges Gebrechen, oder den dummen Streich eines andern herfallen zu können. Wie's aber in den Wald hineinschreit, so schreit's auch wieder heraus. Gleich den feurigen Fastnachtsscheiben fliegt's, wie an jenem Abend, von allen Seiten und nach allen Seiten, hinüber und herüber. Schlagen sie auch nur im Oberland die Fastnachtsscheiben, im Unterland jedoch nicht, die feurigen Scheiben des Spottes und der Neckerei, sie fliegen auch im Unterland, wie im Oberland, von Person zu Person, von Familie zu Familie, von einer Ecke im Dorf nach der andern, ja von Landstrich zu

Landstrich, von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk, und dies nicht nur zur Fastnachtszeit, sondern das ganze Jahr hindurch, bei besonderen Anlässen wie z. B. der Kirchweihe usw. besonders brennend, geräuschvoll und reichlich. Das mein Gleichnis.

Schließe ich dem Gesagten alsbald einige Neckereien oder vielmehr Litaneien aus unserer Gegend an, die voll harmonischer Klänge<sup>3)</sup> mit dem Unterland sind. Eine Kirchenerin wußte mir über die Nachbarorte Ötlingen, Haltingen und Weil den Spruch zu sagen:

„Wer dur Oetlige chummt un wird nit agafft,  
Un dur Haltige un wird nit usglacht,  
Un dur Wil un wird nit gschlage,  
Der cha vo Glück sage.“

Die Kirchener selber bekommen aber eins ab, mit ihren Nachbarn in Wintersweiler und Efringen, wenn es in Egringen ähnlich, aber so lautet:

„Wer dur Winterschwiler chummt unusglacht  
Un dur Efrige unusgmacht,  
Un dur Chilche unusgschlage,  
Der cho vo großem Glück sage.“

Oder von der Tüllinger Höhe schreitet herab ins Tal bis zum Fischerort Märkt am Rhein der Spott, die Schale seines Witzes ausgießend über die Bewohner der anderen berührten Orte Weil, Haltingen, Ötlingen, Binzen und Eimeldingen:

„Düllige isch hoch obe,  
Wil isch ä Steibode,  
Haltige isch ä schöni Stadt,<sup>4)</sup>  
Ötlige isch dr Bettelsack,  
Binze isch dr Lirichübel,  
Eimeldingen isch dr Deckel drüber,  
Märt, Märt, Märt,  
Isch kei fuuli Bohne wert.“

So lautets in Eimeldingen, das es last not least mit seinem Nachbar- und Filialort Märkt zu tun hat, dem es vor allem eins anhängen möchte.

Als eine weitere schöne, apart Oberländer Litanei präsentiert sich gleichfalls in Eimeldingen die folgende, die es mit Steinen im Wiesental und Wollbach im Kandertal zu tun hat:

<sup>3)</sup> Vergleiche Kahle, Litaneien, Blätter des bad. Vereins f. Volkskunde 1908, S. 199 ff.

<sup>4)</sup> Vergleiche Kahle a. O., S. 197 ff, auch Pfaff, Alemannia N. F. VI., S. 153 ff.

„s lüet z'Mittag,  
z'Steine im Hag,  
z'Wollbach im Loch,  
Mueter gang, koch!“

Daneben nimmt sich durch ihre Erweiterung besonders hübsch aus die sonst fast gleiche Steinemer Litanei, welche beim Zusammenklingen der Glocke des eigenen Orts mit derjenigen der Nachbarstadt Schopfheim i. W. zur Mittagessenszeit sich so vernehmen lässt:

„s lüet z' Mittag,  
z' Steine im Hag,  
z' Schopfe im Loch,  
Mueter gang koch!  
Schnitz un Speck,  
Gang mer weg!“ ---

Nun zu den Mitteilungen aus Leutrum, die, wie schon gesagt, im Anfang des 18. Jahrhunderts verzeichnet worden sind und denen ich aus der Gegenwart noch einiges Wenige anreihe, was ich inzwischen Neues an Ortsneckereien im Oberland in Erfahrung bringen konnte. Absichtlich unterlasse ich es aber, die Zusammenstellung Leutrums zu ändern, ich behalte vielmehr, der Übersichtlichkeit und historischen Treue wegen, im allgemeinen Leutrums Gang durch die einzelnen Orte der alten oberen Markgrafschaft einfach bei. Ich verzichte also darauf, die von ihm angeführten und teilweise erklärten „Ohnnahmen“ in ein Schema oder System zu bringen, wie dies zuletzt Heilig, Kahle und Haffner getan haben.

„Die Brombacher<sup>5)</sup> müssen den Ohnnahmen von anderen hören, daß man sie Kröpf heißet, weilen dergleichen Halsührle<sup>6)</sup> frequent an ihnen remarquirt werden, welches dem Wasser zugeschriben wird.“ (Haffner, Alemannia N. F. VIII, S. 104 verzeichnet: „Hirzeköpfe“).

„Die Hagener<sup>7)</sup> werden Katzen genannt, doch möchte es in loco nicht wohl zu sagen seyn.“ (Haffner, a. O. „Katzenköpfe“ wie auch die von Tannenkirch<sup>8)</sup>).

„Die Rümiger<sup>9)</sup> werden von ihren Nachbarn Stechpalmenknacker betittelt, dann viel solche Hürst in ihrer Gegend wachsen.“

<sup>5)</sup> Leutrum III, S. 1628.

<sup>6)</sup> „Halsuhr“, eine Uhr, die an einer Halskette getragen wurde.

<sup>7)</sup> Leutrum III, S. 1896.

<sup>8)</sup> Siehe unten S. 30.

<sup>9)</sup> Leutrum III, S. 1932.

„Die zu Wittlingen<sup>10)</sup> werden Kirbßenfresser genannt, vermuthlich, weilen es armeleuth, und keine besseren Früchten zu pflanzen sonderlich im Stand seynd.“

„Die Schallbacher<sup>11)</sup> werden Schmalzgrübler genannt, welches zwar mehr ein Ehren- als ein Ohnnahmen zu seyn scheint, und dahero komme, daß diese Gemeind vor anderen ehedessen sehr wohl gestanden seye, so, daß auch die Soldaten, wegen guter Beherbergung gewünschet, ihr Nachtquartier alda zu bekommen, dato aber stehen dise Schallbacher nicht in disem glückseligen Stande, sondern haben genug zu thun, sich mit Ehren durchzubringen.“ (Haffner a. O. „Zehen“<sup>12)</sup> (Geizige?)

„Die Wollpacher<sup>13)</sup> werden von ihren Nachbarn Schnitzblaser genannt, solle daher kommen, als in theuren Zeiten das liebe Brod bey ihnen rar einsmahls gewesen, hätten sie sich mit schnitzen meistens genehrt, dise schnitz aber in meelsäck gethan, wodurch das meel sich angehängt — vnd wo sie gegangen vnd gestanden schnitz gegessen, zuvor aber das meel abgeblasen.“ (Haffner a. O. S. 93 „Kochlöffel“.)

Weil. „Zu einem Wappen hat sich dise gemeind<sup>14)</sup> ein Reebmesser<sup>15)</sup> mit einem W. erwehlet, weilen Ihre mehreste Arbeit in denen Reeben ist. Hingegen führet dise Gemeind zu einem Ohnnahmen Kibelrutscher,<sup>15)</sup> vermuthlich, dass sie mit lauter Grünboden und Kibelsteinen umgeben und ihre Felder damit angefüllet sind.“ (Haffner a. O. S. 99 Reebmesser).

„Die zu Tilligen<sup>16)</sup> werden Schnecken genannt, weilen es in ihrem Reeberg sehr vihle gibet, welche sie dann mit Fleyß suchen und in der Stadt Basel, auch Catholischen Orthen, mit nutzen verkauffen, und ein ziemliches daraus erzihen.“ (Haffner a. o. S. 103 ebenso wie Holzen).

„Die Öttliger<sup>17)</sup> werden Bohnenbüch genannt, vielleicht dass die Inwohner vor alters vihle dergleichen gebaut, oder wie einige meinen, da man Ihnen am Käferholz ein stück auszurütten erlaubt und Frucht angesäet, hätten

<sup>10)</sup> Leutrum III, S. 2001.

<sup>11)</sup> Leutrum III, S. 2049.

<sup>12)</sup> Besser im Dialekt: „Zeeche“.

<sup>13)</sup> Leutrum III, S. 2145 b.

<sup>14)</sup> Leutrum IV, S. 2315.

<sup>15)</sup> Vergleiche meinen Aufsatz, Alemannia N. F. IX., S. 70, abgedruckt auch in den Blättern des bad. Vereins f. Volkskunde 1907, 6, S. 128—133.

<sup>16)</sup> Leutrum IV, S. 2528.

<sup>17)</sup> Leutrum IV, S. 2620.

sie denen Nachbarn gerühmt, sie bauten Frucht so groß als Bohnen“. (Hanffer a. o. S. 91 „Bohneränze“.)

Haltingen. „Diesem Orth<sup>18)</sup> war vor alters der Nahme pappeschlecker angehenkt, nachgehends aber, als ein rayßender pilgrim, mit einem Esel, vor ohngefähr 50 Jahren, in dem Wirthshauß daselbsten pernoctirte, würden disem lastbaren Thierlein durch Fridle Langen aus Boßheit die Ohren abgehauen, welchen das Oberampt in eine Straff von 30 fl. und zu Bezahlung des Esels condemniret, worauf einige aus der Gemeind dieses Thier an Rhein geführt, einen großen Stein an den Hals gehenkt, und elendiglich versäuffet, und da der Nachrichter sich wegen entgangener Hauth beschwehret und sein Accidenz gesucht, musste Ihme 1. Duplonen bezahlt werden, von welcher Zeit denen zu Haltingen der Name Esel<sup>19)</sup> verbliben.“ (Haffner a. O. S. 104 „Eselsohren“.)

„Die Eymeldinger<sup>20)</sup> heisset man Gänßrupfer, weilen sie mehr Gänß zihen als bald im gantzen Obern Land, darzu auch noch einen Eigenen Hirthen dingen, auch schon deshalb geklagt worden, indeme sie nicht auf denen Feldern, wie anderen orthen üblich, verbliben, sondern auf die gute Waßen fahren und dadurch die Wayd anderem Vieh verwüsten.“ (Haffner a. O. S. 103 „Frösche“.)

„Denen Märcktern<sup>21)</sup> rufet man nach Reigel<sup>22)</sup> oder queck, nach dieser Vögel Geschrew — so dahero kommet, weilen vor alten Zeiten, da die Reigerbeitzen hier zu Land waren, solche ihren Stand in dem Märckter Hölzle gehabt, und da sie von disem 14 Nester auf einmahl ausgenommen, darum gestrafft worden und dahero den Namen behalten müssen.

Sonsten ist noch ein Sprichwort in usu —  
 Märckt ist nichts werth,<sup>23)</sup>  
 wann einer will gelt verdienen, so solle er nach Tilligen  
 in Hewet,  
 alda haben sie keine Matten, ligt auf dem Berg,  
 gen Märckt in Herbst,  
 haben alda keine Reben,  
 gen Kleinkembs in die Erndt,  
 alwo keine äcker.“

<sup>18)</sup> Leutrum IV, S. 2747.

<sup>19)</sup> Vergleiche meinen Aufsatz a. O. S. 70.

<sup>20)</sup> Leutrum IV, S. 2847.

<sup>21)</sup> Leutrum IV, S. 2873.

<sup>22)</sup> Vergleiche meinen Aufsatz a. O. S. 69/70.

<sup>23)</sup> Siehe oben S. 26 dieser Abhandlung, die Eimeldinger Litanei.

„Man nennet die Mappacher<sup>24)</sup> pappeschlecker, solle dahero kommen, weilen sie keine eigene Reben in dem Bann, sondern in angränzenden Bannen haben, so müssen sie dahin zu arbeiten gehen, und tragen ein jeder einen gekochten pappen im Häfele mit zu ihrer speiß u. Nahrung, und wo man sie fragt, waß tragt Ihr, R.:<sup>25)</sup> pappen“. (Haffn. a. O. S. 92 ebenso.)

Die Welmlinger<sup>26)</sup> heißet man Kuglen, deren Derivation nicht recht bekannt, villeicht weilen das Orth im Loch ganz rund wie eine Kugel situirt quasi ist“.

„Die Blansinger<sup>27)</sup> werden die Gottvergessene genannt, so dahero rühre, vor der Reformation seyen die Inwohner in Kriegszeiten auf Istein, den Gottesdienst zu besuchen gegangen, hätten ihr Cruzifix mitgenommen, als sie aber nach Hauß retournirten, solches alda stehen lassen und vergessen.“

Folgende andere Erklärung wurde mir aber kürzlich gegeben: Bei einer Versteigerung in Rheinweiler kauften die Blansinger ein Hergottsbild. Glücklich und froh über den billigen Kauf kehren sie im Wirtshaus ein und stellen den Hergott hinter den Ofen. Fröhlich ziehen sie dann heim, aber ihr Hergottsbild mitzunehmen, das vergaßen sie.

Jenen ganzen Handel mit dem Hergottsbild den wollten aber die Blansinger später offenbar nicht mehr wahr haben, sie verleugneten die Geschichte, um dem Spott der Nachbarn die Berechtigung zu entziehen. Nun führen aber die Blausinger auch noch, wie Haffner a. O. S. 103 gleichfalls bemerkt, den Spottnamen „Schnoke“. Jenes Leugnenwollen verknüpft mit diesem letzteren Spottnamen heute noch das Sprüchlein:

Blansiger Schnoke  
Hen Gott verloge.“

„Die Kleinenkembser<sup>28)</sup> heißen die Benachbarten Schneckenstöhrrer, vermuthlich, weilen sich dise Thierlein an ihren Sommerrainen gern aufhalten, und sie selbigen nachgehen und auflesen.“

„Die Tannekircher<sup>29)</sup> werden von ihren Nachbarn Katzenmelker<sup>30)</sup> genannt.“ (Haffn. a. O. S. 104 „Katzenköpfe.“)

<sup>24)</sup> Leutrum VI, S. 3670.

<sup>25)</sup> R.-réponse.

<sup>26)</sup> Leutrum VI, S. 3718.

<sup>27)</sup> Leutrum VI, S. 3793.

<sup>28)</sup> Leutrum VI, S. 3842.

<sup>29)</sup> Leutrum VII, S. 4529.

<sup>30)</sup> Siehe oben S. 27.

„Die Holzener<sup>31)</sup> werden mit denen Schnecken vexirt, dann sie dergleichen Thierlein vihl fangen und auflesen, wie dann auch eine große Menge alda zu finden.“ (Haffn. a. O. S. 103 ebenso.)

„Die Riedlinger<sup>32)</sup> werden von ihren Nachbarn die Mückenstäuber geheißten, solle daher rühren, weilen sich eins mahls die Gemeind ganz versammelt habe, zum Besten ihres Viehes alle Mücken aus dem Bann zu staibern und zu verjagen, fanden sich aber sehr betrogen.“ (Haffn. a. O. S. 91 „Chrüslinger<sup>33)</sup>.“)

„Die Hertinger<sup>34)</sup> werden Froschfresser genannt, weilen Lorenz Bertsche alda gegen eine Wett 9 lebendige dergleichen Thierlein in präsentia der Vorgesetzten hinunter geschluckt habe.“ (Haffn. a. O. S. 90 „Linzenbösch.“)

„Man nennet die Auggener<sup>35)</sup> die Mohren.“ (Haffn. a. O. S. 102 ebenso.)

„Man heißt die Feldberger<sup>36)</sup> die Mültchen oder Pflaumenknüttel.“ (Haffn. a. O. S. 95 „Miltsche.“)

„Die Nieder-Eggenger<sup>37)</sup> werden Feuersteingraber von ihren Nachbarn geheißten, vermuthlich daher, weilen um disie Gegend dergleichen Stein gefunden werden.“ (Haffn. a. O. S. 101 „Kanonentäler“, wie die Obereggenger.)

„Mannennet die Ober-Eggenger<sup>38)</sup> Groben-Eggenger, auch Habermußfresser“ (Haffn. wie Nedereggenger.)

„Man gibt von denen Sitzenkirchern<sup>39)</sup> vor, sie hätten vor alten Zeiten eine schwarze Kuh entwendet, und damit der Eigenthümer solche nicht mehr erkennen solle, haben sie dises stuck Vieh mit venetianischer Saifen über und über eingesaifet, in der Hoffnung, es werde weiße Farb bekommen, woraufhin ihnen der Ohnnahm Kühweißseifer verbliben und aufgebracht worden ist.“

Feuerbach<sup>40)</sup> „Von disem Orth ist ein Lidle:

Weist du nicht wo Fëwërbach liegt,

Kom her ich will dirs sagen,

Dort in jenem Loch,

Wo man die Stupfelbieren kocht, doppelt Courage“.

(Haffn. a. O. S. 101. „Löffelschliffer“.)

<sup>31)</sup> Leutrum VII, S. 4599.

<sup>32)</sup> Leutrum VII, S. 4663.

<sup>33)</sup> Besser im Dialekt: „Chrüesliger“.

<sup>34)</sup> Leutrum VII, S. 4823.

<sup>35)</sup> Leutrum VII, S. 5380.

<sup>36)</sup> Leutrum VIII, S. 5480.

<sup>37)</sup> Leutrum VIII, S. 5733.

<sup>38)</sup> Leutrum VIII, S. 5842.

<sup>39)</sup> Leutrum VIII, S. 5927.

<sup>40)</sup> Leutrum VIII, S. 6028.

Das wäre, was ich bei Leutrum finden konnte an „Ohnnahmen“ aus älterer Zeit; das Moderne habe ich, nach Möglichkeit, auf Grund von Haffners Darbietungen oder eigenem Hörensagen beigefügt. Nur 2 Übernamen unterzubringen fehlte mir bisher die Gelegenheit; dieselben seien hier nachgeholt. Die Zeller i. W. führen nicht nur, wie Haffner schon a. O. S. 93. berichtet, den schönen Namen „Alte Hüte“, weil sie offenbar nur selten zu einem neuen Hut kommen, sondern auch noch den weniger schönen Namen: „Sch . . . häfe.“ Die Isteiner in unmittelbarer Nähe von hier nennt man nicht nur die „Mohren“, wie ich am Schluss meiner letzten mehrerwähnten Abhandlung a. O. schon feststellte, sondern auch die „Steirütscher“, wofür die Namensklärung am Tag liegt; das Orts- und Gemarkungsgebiet ist außerordentlich steinig. Habe ich schließlich seinerzeit zur Erklärung des Schildbürgernamens „Nebelheimer“ für unsere Nachbarn in Fischingen in der *Alemannia N. F. IX*, S. 67 ff. auf den Hebelkalender von 1819 verwiesen, so muss ich heute zwar den Jahrgang berichtigen und das Kalenderjahr 1822<sup>41)</sup> festlegen, dafür kann ich aber die ganze dortige prächtige Erzählung mit der Überschrift: „Die Tapferkeit im Nebel“ bringen. Dieselbe deckt sich freilich in der Hauptsache mit meiner früheren kurzen Mitteilung a. O. S. 68, ist aber an sich so originell und einzigartig in der Ausführung, dass man Hebel<sup>42)</sup> selbst als Erzähler vermuten könnte, wenn es auch augenblicklich nicht beweisbar ist; vielleicht ist auch der frühere Pfarrer Carl Friedr. Mylius von Kirchen, der im Spätjahr 1817 nach Grünwettersbach bei Karlsruhe versetzt wurde, wo er die schon hier oben bestehende Freundschaft mit Hebel erst recht weiterpflegen und Oberländer Erinnerungen auffrischen konnte, der Verfasser. Damit jene schöne ursprüngliche Nebelheimererzählung nicht der Vergessenheit anheimfällt, was der Fall wäre, wenn sie in den paar noch vorhandenen Exemplaren des Hebelkalenders von 1822 in den großen Bibliotheken unseres Landes vergraben bliebe, setze ich sie im Wortlaut ganz hierher.

---

<sup>41)</sup> „Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Kalender auf das Jahr 1822 mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen. Verlag des Grossh. Lyceums zu Karlsruhe, Lahr und Pforzheim, bei Geiger und Katz“.

<sup>42)</sup> Hebel soll freilich nach Wendts Einleitung zur Hebelausgabe der Grote'schen Verlagsbuchhandlung, Berlin 1889, S. XVII seine Kalenderarbeit im Jahre 1819 völlig niedergelegt haben.

### Die Tapferkeit im Nebel.

„Zu zeigen, daß man Muth im Leib hat, (denn viele haben ihn durch allerley Getränke weißlich im Leib, daß man ihnen denselben abzapfen kann), wo man weiß, wie groß die Gefahr ist, heißt noch nichts; aber kuraschös zu seyn, ohne zu hören und zu sehen, wo es gilt und ob man im leichtesten Fall nicht lebendig von Ungeheuren gefressen wird, das ist was. Der Vogt von Nebelheim weiss auch ein Liedchen davon zu singen und drum schelt mir ihn keiner, es gibt noch schlechtere. Trank er manchmal etwas über den Durst und spielte nach der Polizey noch Trumpf aus, so hatte er das nur mit andern und sogar vornehmern Vögten gemein, bey denen die innere Polizey etwas geringer besorgt wird, als bey unserm Vogt, der sich immer sehr bemühte, einen guten Nachtwächter zu haben. „Denn, sagte er, ich bin am Tag Vogt, wache für das Dorf und trinke für mich, des Nachts aber schlafe ich für mich und dürste für das Dorf. Ich bin der Tagvogt, der Wächter ist der Nachtvogt, und man hat in der Stadt auch Windvögt, die werden von Weibsleuten regiert und sind für's Kommode, was wir für's Dorf. Nichts kummlichers als ein Vogt. Deßwegen und weil er einmal im Dorf und im Kopf einen dicken, riechenden Nebel hatte, so schaut er um elf Uhr zum Fenster hinaus aufs Feld und stellt so seine Betrachtungen über die Nebel an und wie es zweyerley gäbe. Nemlich solche, die doppelt sehen machen und solche, die einen gar nichts sehen lassen, und wie man geschickt in beyden sich verirren kann, daß aber alle von unten heraufsteigen und von vielen Dünsten entstehen, daß man von Glück sagen könnte, wenn ein Nebel sich vollkommen in die Höhe ziehe, dass sie gewöhnlich, wenn sie zu dick sind, als ein Guß herabfallen und gewöhnlich Kopfweh oder Brustweh verursachen, dass sogar der Geldbeutel und der Barometer, die Frau und das Quecksilber an der Wand, sich nach den Nebeln richten. — „Gotteswillen, Herr Vogt“ ruft auf einmal der Nachtwächter. Was hast du? Was neues im Reich? „Wir sind alle Kinder des Todes, wenns wahr ist, was ich gesehen hab!“ So, schnauft der Vogt, als er mit dem alten Pallasch an der Hausthür erschien, und was hat er gesehen, Jerg? „Herr Vogt, da vornen in den Gärten eine ganze Kompanie, was Kompanie? ein Regiment, ach Gott! ein ganz Bataillon — Räuber und Spitzbuben mit hohen Kappen und Flinten und Hellebarden. Davon sind zwey, das habe ich selber gesehen, bis ins Dorf herein protokolliert und haben des Vetter Michels Läden gemustert und sind ans alten Jakobs Küchenfenster

gewesen und wie sie mich gesehen, sind sie wieder zu den Kameraden, die sind noch viel größer und selbige nur ihre Spürmöpslein.“ Ich armer Vogt, wäre ich doch zu dieser Frist nicht Vogt; diesmal gehts wieder zuerst über mich her, wie allemal oder wenns zum Handkuß kommt, muß ich, der Vogt, wieder vornenhin und angreifen. — Aber geholfen muß sein. Jerg, so geh du im Dorf herum und mach in aller Stille Lärmen, von Hauß zu Hauß; wer Flinten hat, nimmt Flinten, wer keine hat, laßts bleiben und ladet mit der Mistgabel und tut Erbsen hinein, wenn er keine Schrot hat. Und vergiß den Jäger nicht, der hat gewiß Kurasch und hat Flinten. Mach tapfer, Jerg. Aber — halt bleyb doch bey mir, damit ich nicht alleyn bin, bis du mir jemand geschickt hast; es ist mir so unheimlich ums Herz, daß Gott erbarm. „Ihr seyd nicht alleyn, lieber Vogt, das merk ich schon; euer guter Geist ist diesmal wieder bey euch. Ich muß fort.“ So eilt er vom Vogt fort, macht in aller Stille Lärm und in einer Stunde war die gesamte Bürgerschaft vor des Vogts Hauß aufgestellt und fehlt niemand, der waffenfähig war, als der Förster, denn auf den hätte der Vogt absonderlich gerechnet, da er nicht nur stechen und schießen und hauen, sondern auch aufschneiden konnte, wie alle Grünrück. Also, Tolpatsch, Jerg, wo hast du den Förster, den Gevatter? Hast du's vergessen? Du sollst — „Ha ja, sagt der Jerg, er hat gelacht und gesagt, das ganze Dorf hätte den Nebel und ihr hättet auch einen und drum weil ers Bauchweh habe, könne er nicht kommen. Wenn ihr aber die Spitzbuben hättet, solltet ihr sie nur zu ihm bringen, er wolle sie alle todt machen! „Ist das auch permittirt von einem Gevatter, daß er mich so im Stich läßt? Also wenn die Wilderer brünstig werden und die Hirsch im Revier sind, dann fürchtet er sich nicht und geht darauf los und gerad heut hat er so Bauchweh? daß dich das Bauchweh! Frisch voran, ihr Männer! Wir halten uns einander“.

So giengs nun voll Muth und Entschlossenheit bis an die Gärten, wo die Spitzbuben noch in geschlossenen Reihen und unerschüttert stunden. Einer mußte voraus, um zu sehen, wo man den Feind am besten angreifen könnte. Dazu verstund sich ein frey- und ehrsamer Schütze, welcher vor die Mannschaft trat und sprach: Ihr Männer von Nebelheim! Ich gehe voran und recognoscire! Aber ich opfere mich für euch, und mein Weib und Kind sey Euch, meine Seele sey Gott befohlen. Wenn ich zum drittenmal rufe und sie geben keine Antwort — so schieß ich und ihr kommt mir zu Hilfe. Gott befohlen, ihr Brüder. Da verteilten sie sich und der Schütze kroch auf dem Bauch fort durch das

Gebüsch und die vereinte Mannschaft stunden Hand in Hand, weil keiner den andern aus wahrer Bruderliebe wollte gehen lassen. Wie nun der Schütze rief mit gepreßter Stimme: „Wer da?“ Da erbebte im Innern die Heldenschar, denn sie sah den Feind trotzig dastehen, das Gesicht gegen das Dorf gekehrt und den linken Vorderfuß herausgestellt. Der Vogt mit den Richtern beobachteten den Feind aus Pflicht fürs Dorf und drückten beym Ruf: „Wer da?“ die Augen zu und sagten: O Jesis! jetzt giebts ein Unglück. Die Kerls waren trotzig genug und gaben weder zum zweiten noch zum drittenmal Antwort. Also reinigt er sich von aller Schuld und sagt: „Ich bin unschuldig an diesem Blut! und kann nichts dafür! und Puff! Da stürzte die vordere Reihe der Feinde und selbst die hintere schien zu wanken und Miene zum Bewegen zu machen. Heh! drauf! drauf! rief der Schütz und die ganze Mannschaft, der Vogt, der Jerg, die Richter -- wie ein Hagelwetter gieng alles übers Gebüsch auf den Kampfplatz; Alles voll Muth und Leben und Hoffnung, das Dorf vor einer blutigen Gefahr zu bewahren. Aber versteinert stund der Schütz und die ihm folgten und waren alle mausstill, bis sie beyeinander waren, vor Schrecken. Diese trotzigten Feinde mit den Pelzkappen und Spießen und vorgesetztem Fuß waren Brüder -- der übrigen Hanfstengel, welche Büschelweis zum Trocknen dastunden. „Gottlob, sagte der Schütz, daß es das ist und sonst nichts. So was will ich verantworten, aber so viel Blut hätte ich nicht auf mein Gewissen laden mögen.“

Niemand war übler daran als der Vogt. Der schob es auf den Jerg, und der Nachtwächter betheuerte bey allem, was hoch und nieder ist, er habe zwey Kerl von daher ins Dorf laufen sehen und die hätten sich, als sie ihn gesehen, retirirt. Da hatte er recht. Denn die Jugend sucht sich und, sollte sie es gleich nicht im Nebel thun, so benutzt sie doch manchmal den Nebel, und so hatten zwey Pursche an den Hanfbüscheln einen guten Hinterhalt, wie sie den Nachtwächter merkten. Was aber den Förster anbelangt, so wurmte ihn doch der Vogt, der Gevatter und er blieb wach und rüstet das Schießzeug. Ja! als der erste Schuß geschah, hielt ers für Ernst, legt Waidtasch und Flint an, und eilt auf den Kampfplatz, wo die Goliathe bereits erlegt waren. „Ja, sagt er, „Gevatter Vogt, das kommt so vom vielen Nebel. Ihr habt euch doch zum Andenken daran einen Finger verstaucht? Sonst würde ich euch so dann und wann erinnern.“ Der Vogt bat ihn, still zu seyn, weil er allein im Dorf davon reden dürfe, und die Sache ist auch richtig bis jetzt ein tiefes Geheimniß geblieben.“

# Dritter Nachtrag zur „Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung“

von **August Holder.**

Abgeschlossen auf Ende März 1909.<sup>1)</sup>

Wenn die Geschichte der schwäbischen Mundart (Fr. Kauffmann 1890, Karl Bohnenberger I 1892) auch nur die lautliche Entwicklung der stammsprachlichen Wörter zum Gegenstand der Forschung hat, so befasst sich das schwäbische Wörterbuch (Schmid, Vorarbeit 1795, Bandausgabe 1831, 2. Auflage 1844, Fischer seit 1901 erscheinend) dagegen um so gründlicher mit ihrer begrifflichen Seite. Ein Vergleich des früheren Lautbestands und Wortvorrats, wie er zum Teil nur noch aus alten Urkunden und Chroniken zusammengestellt werden konnte, mit dem heutigen schwäbischen Sprachschatz zeigt recht deutlich, dass unsere Stammesmundart im Lauf einiger Jahrhunderte an Kraft und Stoff stark abgenommen hat; viele alte Wörter sind der lebenden Umgangssprache unrettbar verloren gegangen, und damit hat sie auch an ihrer Urtümlichkeit viel eingebüßt.

Wir wollen uns noch die weitere Tatsache vergegenwärtigen, dass noch vor 50 Jahren die einzelnen Sondermundarten in den verschiedenen Gauen des schwäbischen Bodens von einander unabhängig waren, sie also gewissen abgeschlossenen Örtlichkeiten je zu eigen gehörten, so dass die gemeinsame Abstammung und völkische Zusammengehörigkeit oder die letzten Spuren der sippshaftlichen Besiedelung sich in ihnen widerspiegelten — während es jetzt an den Grenzen der Gaue mehr oder weniger breite Übergangsgürtel gibt, wo Laute verschiedener Herkunft sich streifen oder sich kreuzen. Noch im Jahr 1895 konnte Hermann Fischer im Atlas zu seiner „Geographie der schwäbischen Mundart“ unzweideutige (haarscharfe) Grenzstriche ziehen, wo er heute zwischen den betreffenden Sondermundarten wirkliche Streifen (Flächen) einzeichnen müsste

---

<sup>1)</sup> Vergleiche auch August Holder, *Alemannia* XXIV, 1897, S. 279—282 und *N. F.* II, 1901, S. 216—227.

Überhaupt ließen sich zu dieser Stunde einige seiner Karten gar nicht mehr ausführen, und andere würden ein gänzlich verändertes Gesicht bekommen.

Es geht also in Schwaben mit der Verwischung der örtlichen Mundarten und ihrer Vereinheitlichung ziemlich rasch. Wir hören eine allgemeine Stammesmundart sich nähern, welche dann nur an den räumlich entgegengesetzten Enden größere Unterschiede aufweisen dürfte, und das würde ohne Zweifel einen schweren Verlust für unser Volkstum bedeuten. Die schriftsprachliche Schulung der Jugend und eine mannigfaltige Berührung mit Angehörigen anderer Mundarten begünstigen die Verwässerung unserer alten Mundart in höherem Maße, als dies auf dem Gebiet des benachbarten fränkischen Stamms der Fall ist.

Unter diesem Zeichen steht die gegenwärtige schwäbische Mundart, und solche Erscheinungen geben der heutigen „Kunst“ ihr Gepräge; unsere Mundartdichtung ringt allen Ernstes zwischen dem guten alten „Sein“ und einem bösen neuen „Werden“. Da ist es recht erfreulich, dass unsere jüngeren Dichter die volksechten und lebenswahren Wörter vielfach bevorzugen, so dass der Salondialekt in unserer Literatur augenscheinlich in Abnahme begriffen ist.

Es gibt mundartliche Dichter, welche die Mundartschreibung (Aussprachebezeichnung) für den glücklichen Ausweg zur Rettung halten. Dieselben übersehen aber, dass es ein großer Unterschied ist, ob die sichtbare Mundart für den Fremden oder den Einheimischen zu lesen bestimmt ist, ferner ob der Leser sprachgeschichtliche Untersuchungen anstellen oder volkskundliche Unterhaltung genießen will. In wissenschaftlichen Zeitschriften der Mundartkunde ist selbstverständlich eine lauttreue Schreibung anzuwenden. Hier muss das gewählte (vereinbarte) Zeichen den bestimmten Laut nach Färbung und Dauer ganz bestimmt und genau angeben. Wer so schreibt, wird unter der Hand zum lebenden Phonographen (Lautschreiber); wer so liest, übernimmt die Arbeit des Grammo-phon (Schrifthörers). Bei diesem Fernunterricht kommt etwas Autosuggestion zur Geltung; der Angehörige einer fremden Mundart zwingt sich „leshörend“ in die lautliche Sonderart der ihm bisher unbekanntem und ungewöhnten Mundart hinein; er erreicht hierdurch sein Ziel — was will man mehr? Otto Heilig gab seinen Hebel („Alem. Ged.“, Heidelberg 1902) gerade für Nichtalemannen in dieser Gestalt heraus und hat damit eine Rettungsarbeit vollzogen.

Anders verhält es sich mit der Schreibung der Mundart für sprechkundige und hörgeübte Leser, die engeren Heimatgenossen des Dichters. Wer eine bestimmte Mundart von Haus aus genau kennt und von klein auf sicher spricht, hat kein Bedürfnis für eine lauttreue Darstellung im Buch; dieselbe wird ihm vielmehr in den meisten Fällen zur Last, weil sie allerlei Nebenwerk und Abzeichen an sich hat, die ein Hindernis des geläufigen Lesens bilden, den Genuss beeinträchtigen und einen geistigen und gemütlichen Gewinn in Frage stellen.

Für die vertrauten Schwaben haben die Gebrüder Karl und Richard Weitbrecht schon 1877 eine einheitliche Mundartschreibung ins Leben gestellt, die Anklang fand und nachgeahmt wurde, z. B. von August Reiff und Gustav Schwegelbaur; weitere Kreise haben sich daran gewöhnt, und das kommt erfahrungsgemäß auch den neueren Dialekt-dichtern zugute, welche sich derselben bedienen. (Sie finden zahlreichere Leser.) Eduard Hiller ging einen Schritt weiter und gelangte zur vereinfachten Schreibung des Schwäbischen, welche in der Hauptsache davon ausgeht, dass die Mundart geschichtlich unabhängig von der neuhochdeutschen Schriftsprache ist und also ihre eigenen Wege in der Aussprachebezeichnung gehen darf; er schreibt nur das, was man beim volksechten Sprechen an lautlich übertragenen Zeichen hört, wogegen dem geborenen Schwaben es überlassen bleibt, die Farbe und die Dauer der Laute aus dem Zusammenhang nach dem Gesetz der Ererbung (unwillkürlichen Gewöhnung) von sich aus dazu zu tun. Seine Schreibung ist anheimelnd und lässt sich leicht lesen; sie erfüllt vollständig ihren Zweck; ich selbst habe sie mit Beifall in meiner Sammlung „Alleweil vergnügt“ und in der illustr. 4. Aufl. von Nefflens „Vetter aus Schwaben“ angewendet. Zahlreiche Verfasser mundartlicher Gedichte oder Gesprächsstücke gehen zu ihrem Schaden jedoch ihre eigenen Wege; für den gedehnten Nasenlaut a habe ich nicht weniger als 15 verschiedene Bezeichnungen entdeckt, für den Zwischenlaut von a > o (Weitbrecht ô) wol 10, wo stets eine genügen würde.

Die Lautbezeichnung ist und bleibt das Kleid der Mundart, und zwar in Volkstracht, nicht nach dem Schnitt des Hofschauspielhauses bei Darstellung bäuerlicher Rollen. „Kleider machen Leute“, wenn man letztere nur äußerlich ansieht; der Schein kann trügen, und das zeigt sich recht oft bei der mundartlichen Dichtung. Der wahre Dialekt ist eine sprachgeschichtliche Erscheinung; er ist ein sprachlandschaftlich gefärbter Ausläufer der mittelhoch-

deutschen Umgangssprache zur frühneuhochdeutschen Zeit und enthält als solcher noch eine stattliche Anzahl mittelhochdeutscher Findlinge, welche sich in der heutigen Schriftsprache nicht mehr vorfinden (man darf sie im Echtschwäbischen auf wol 500 rechnen). Ganz anders verhält es sich mit Patois und Jargon. Jenes ist eine nach den Gesetzen der neuhochdeutschen Grammatik abgekantete Mundart, eine Entartung des Dialekts gegen oben, eine unwillkürliche Zeitigung der jüngsten Vergangenheit und der greifbaren Gegenwart — eine Wirkung der allgemeinen Schulbildung und der Freizügigkeit. Der Jargon ist nur eine verbummelte Schriftsprache, wie sie in Großstädten vorkommen kann, in Schwaben aber vorläufig ausgeschlossen ist. (Vgl. m. Ausführungen in der Zeitschrift f. hochdeutsche M.-A. von Heilig und Lenz, I 1900, S. 68—80.)

Dankbare Beispiele bietet das fünfte Bändchen von L. Sevins literaturgeschichtlichem Lesebuch (Verlag von J. J. Reiff in Karlsruhe) „J. P. Hebels ausgewählte alemannische Gedichte“ (1908) in seinem Anhang S. 77—85, wo „Das Spinnlein“ in Hochdeutsch, Schwäbisch, Altbayrisch und Plattdeutsch wiedergegeben ist.

Im Dialekt haben wir ein teures Erbe der Väter, in ihm offenbart sich die Seele des Volkstums als warmblütiges und zählebiges Wesen. Was wir im Gegensatz zu Patois und Jargon als „Dialekt“ bezeichneten, ist denn auch in der schwäbischen Mundartdichtung wieder mehr zu Ehren gekommen. Echtes Schwäbisch hat auch auf dem Markt augenscheinlich den größeren Erfolg; es ist eine Wendung zum Bessern eingetreten, und die älteren Meister kommen wieder zu Ehren. Sebastian Sailer<sup>2)</sup> und Karl Weitzmann erleben immer neue Auswahlen, die jüngsten von Johannes Schneiderhan, der Einleitungen dazu schrieb und auch den vergessenen Joseph Epple (1789—1846) dazu gesellte, letztere Ausgabe mit Nachwort von mir (Verlag von Friedrich Alber, Ravensburg 1907). Von Nefflens Vetter aus Schwaben ist sogar eine illustrierte Ausgabe 1905 erschienen (gekürzt

<sup>2)</sup> Eine Niederschrift von Sailers „Erschaffung Adams und der Eva“ in anderer Behandlung als in den Ausgaben von Bachmann, Haßler, Weitbrecht und Schneiderhan, auch abweichend von der Lesart in *Alemannia* XXIV, 1897, Seite 158—167, nebst einem Anhang mit der bisher unbekanntem Dichtung „Kain und Abel“ — beide mit den Melodien der Arien im Diskantschlüssel — ward kürzlich im Kloster Mehrerau bei Bregenz gefunden und Schneiderhan zur Herausgabe übergeben, der den Fund mir zur Prüfung vorlegte. Die Dichtung ist echt, doch die Schrift nicht von Sailers Hand. Der Fund ist hauptsächlich wegen der Singweisen, welche man bisher nicht kannte, recht bedeutsam.

von mir, Verlag von R. Lutz, Stuttgart). Der badische Volksdichter Samuel Friedr. Sauter (1766—1846), welcher mit der Mundartdichtung begann und in ihr auch am längsten fortlebte, ist durch Eugen Kilian der Vergessenheit entrissen worden in den Badischen Neujahrsblättern (Neue Folge V, Heidelberg 1902). Eine weitere Darstellung über sein Leben und Dichten veröffentlichte ich in den „Vierteljahrsheften des Zabergäuvereins“ 1904, S. 1—12. Den gebürtigen Zabergäuer Heinrich Hoser (Gesch. d. schw. Dd., S. 110) suchte ich seinen engeren Heimatgenossen wieder näher zu bringen in derselben Zeitschr. 1904, II. III.) Mein schwäbisches Vortrag- und Singbuch „Alleweil vergnügt“ hat 1906 die zweite vermehrte Auflage erlebt und aus dieser Veranlassung einen Anhang von „Gesprächstücken“ (zur Aufführung) erhalten, darunter das köstliche Stück „Der Student von Coimbra oder die ungleichen Schwestern“ von M. Rapp in Neubearbeitung. Die Gedichte Emil Engelmanns gab Georg Jäger heraus; schwäbisch S. 127—140 (als Handschrift gedruckt bei J. B. Metzler, 1901). Eine Auswahl der Gedichte von Georg Jäger ließen seine Verwandten Planck als „Nachklänge zur Erinnerung“ 1904 erscheinen (ebenso in derselben Druckerei). Von Otto Gittinger (jetzt Stadtpfarrer in Gmünd) erhielten wir nach seinem beliebten ersten Band einen zweiten: „Schwôbaleut, Gedichte in der Mundart des oberen Murgtals“, welche gleichfalls große Verbreitung finden und solche auch verdienen (Verlag von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart 1906). Der Ulmer Dichter Robert Kien schenkte uns noch heitere Gedichte im Ulmer Landdialekt „Auh, hairet Se!....“ (Hofbuchhandlung von L. Frey in Ulm 1902) und gereimte Festchroniken nach eigener Anschauung: „Fesch über Fesch“ in schwäbischer Mundart mit 6 Abbildungen (Verlag von F. Ebner in Ulm 1904). Von Grimmingers „Mei Derhoim“ erschien im Juli 1908 die siebente Auflage.

Seit unserer letzten Veröffentlichung (zweit. Nachtr.) sind folgende schwäb. Dichter aus dem Leben geschieden: Gustav Seuffer (Gesch. der schwäb. Dialektdichtung S. 235) am 25. Mai 1902, Nachruf in der Zeitschr. f. hochd. M.-A. 1902; Hermann Bacmeister (a. a. O., S. 234) am 11. Okt. 1902; Eduard Hiller (S. 167) am 18. Nov. 1902, „Zur Erinnerung an Ed. H.“ im Stuttgarter ev. Sonntagsbl. 50 und 51 vom 16. und 23. Dez. 1906 — der volkstümlichste und tiefgründigste Sänger in schwäbischer Mundart; Georg Jäger (S. 220) am 1. März 1904, Nachruf als gedruckte Handschrift von Adolf Zumsteg; Karl Weitbrecht (S. 189) am 10. Juni 1904, Nachruf im Schwäb. Merkur; Robert Kien (S. 228) am 30. Juni 1905; August v. Reinhardt

Generalmajor a. D., am 15. Okt. 1907 (dieser hat eine gehaltreiche Sammlung eigener Mundartgedichte hinterlassen, von der ich schon zu seinen Lebzeiten einige für mein Vortrag- und Singbuch auswählen durfte). Über Ernst Meyding (s. zweiten Nachtrag) vergl. den Handschriftendruck „Zum Andenken an die I. Großeltern E. M. und Wilhelmine geb. Böbel“ von R. Lauxmann in Zuffenhausen 1908. Am 9. März 1909 starb Adolf Grimminger (S. 204). —

Erfreulich ist das Auftreten neuer Dichter, welche recht aufmerksam auf die Träger der Mundart hörten und schauten, um den Liebhabern der Sache gleichsam „gesungene Volkskunde“ zu bieten. Wir ersehen aus ihren Liedern, dass die städtische Herkunft oder die großstädtische Luft ihrem Sinn für Volksart in Sprache und Sitten keinen Eintrag tat; vielmehr bemühten einige derselben sich in augenscheinlicher Beflissenheit, den Klang der Mundart und den Inhalt der alltäglichen Umgangssprache der breiten Volksschichte nur um so deutlicher wahrzunehmen und um so zuverlässiger mitzuteilen. — Wir stellen die lyrischen Erscheinungen voran.

Emilie Munz, geboren zu Stuttgart am 10. Juni 1864, erhielt eine sorgfältige Erziehung und gelangte als Gattin eines Bauunternehmers in recht angenehme Verhältnisse. In ihrem schönen Landsitz auf der Höhe der Feuerbacher Heide bei Stuttgart entstand eine stattliche Reihe von stimmungsvollen Gedichten in der hochdeutschen Schriftsprache, wie auch in der schwäbischen Volksmundart, die sie als „Heideklänge“ 1897 erscheinen ließ (Verl. von Bonz, jetzt bei H. Lindemann-Stuttgart). Die mundartlichen Gedichte (Seite 127—158) scheinen an das Vorbild Grimmingers angeknüpft zu haben, doch traf sie auch volkstümliche Töne oft recht glücklich, so dass bei ihr von einem innern Beruf zur stammesartigen Dichtung geredet werden kann. Der Sinn für weibliche Häuslichkeit, der aus ihren Gedichten spricht, verleiht denselben einen ländlich-sittlichen Zug. Von unverdientem Missgeschick vor einigen Jahren schwer heimgesucht, fand sie sich im Leben doch bald zurecht mit dem Schicksal, welches sie denjenigen auch äußerlich näher rückte, deren enge Welt sie kurz zuvor gelegentlich in anheimelnden Weisen besungen hatte.

Fritz Treugold hieß eigentlich Friedrich Wink, ward geboren zu Buoch auf der „Buocher Höhe“, dem langjährigen Wohnort Altmeisters Eduard Hiller, am 14. März 1852 und war als Volksschullehrer seit 1881 in Stuttgart angestellt, wo er den 31. Dezember 1906 starb. Wink-Treugold war erfolgreicher Sänger des Kampfs (Sadrach,

10 Aufl.), gab auch vaterländische und erziehliche Schriften heraus und schrieb in schwäbischer Mundart „Alt-Stuegert, Herren-, Bürger- und Wengerterslieder, Geschichte, Sage und Spruch“ (Selbstverlag 1903), wo er die Reste des hauptstädtischen Schwäbisch und gewisse gemütliche Erinnerungen der älteren Bevölkerung im Volksliederton glücklich verewigte. Vgl. Lehrerheim (Stuttg.), Bl. 6 v. 9. Febr. 1907 „Fritz Treugold der Sänger“ (von mir).

August Reiff, geboren 29. September 1866 zu Eschenbach bei Göppingen, Hauptlehrer an der städtischen Bürgerschule zu Stuttgart, ließ zwei Bände schwäbischer Gedichte erscheinen: „Rose'stock Holderblüt“ mit 12 Vollbildern nach Aufnahme des Verfassers (Verlag R. Lutz, Stuttgart, 2. Aufl. 1903) und „Jetzt gang i ans Brünnele“ mit 8 Vollbildern (Verlag v. Strecker und Schröder, Stuttgart 1905, 3. Aufl. 1909). Der Inhalt beruht auf eigenen Beobachtungen, die den Dichter stammheitlich freuten und zu manch schalkhaftem Stich, der den Höhepunkt der Wirkung bildet, glückliche Veranlassung gaben.

Gustav Schwegelbauer, geboren in der gewerblichen Stadt Geislingen an der Steig (Albübergang nach Ulm) am 8. Juli 1870, früher Seminarlehrer in Metzingen und in Nagold, jetzt Reallehrer in Stuttgart (seit 1895); er begann mit warmer und lebhafter Gelegenheitsdichtung („A Pfengstgruß,“ 1901, „A Pfengstpredig“ 1905 u. a.), schuf zahlreiche Gedichte in echter Mundart seines Heimatstädtchens, die er in dem Band „Von meiner Alb, heitere und ernste Gedichte in schwäbischer Mundart“ zusammenfasste (Verlag von Albert Auer, Stuttgart 1906). Er besingt lustige Überlieferungen geschichtlicher und sagenhafter Herkunft, launige Äußerungen aus spießbürgerlichem und kindlichem Mund, sowie eigene Irrfahrten und ernste Erfahrungen recht flott in seiner angeborenen Mundart, indem er alle fremden Anklänge vollständig ausschließt.

Ernst Fröhlich oder mit seinem rechten Namen Wilhelm Kiefner ist zu Reutlingen am 20. Juni 1869 geboren und entstammt einem alten Geschlecht der ehemaligen freien Reichsstadt, deren Söhne sich fast bis auf diesen Tag durch ihre eigene Singmundart in ganz Mittelschwaben verraten. Er bringt den Lautbestand derselben zum Ausdruck, lässt die eingeweihten Leser den seltsamen Schwabenton neidlos wiedergeben, gibt auch Ulmerbrocken in den Kauf und ist im übrigen mit dem Erfolg seiner Gedichte innerhalb geselliger Kreise zufrieden. Der Dichter ist Reallehrer an der höheren Töchterschule seiner Vaterstadt. Wir haben von ihm: „Bei Sonnaschei“, Gedichte und Deklamatorien vom

Achalmgau“ (Verlag von Fleischhauer und Spohn, Stuttgart 1905); dieselben sind auch in Heften erschienen: 1. ‚Ällerhand Gschichte‘, 2. Hochzeitsgedichte, 7. Gelegenheitsgedichte. (Von seinen Gesprächstücken in Heft 3–6 und 8/9 später.)

Gottlob Hummel ist geboren zu Laichingen auf der rauhen Alb am 9. Juli 1869, wurde Volksschullehrer auf dem Schwarzwald und wirkt als solcher seit 1906 in Ebingen. Die Volksmundart ward ihm wegen ihrer sprachgeschichtlichen Bedeutung lieb und wert, den Stoff zur ländlichen Dichtung entnahm er der örtlichen Alltäglichkeit zu Gaugenswald, wodurch er auf seinem Dörflein viele Feinde bekam, namentlich als er „Waldschulmeisters Freuden und Leiden“ (Verlag von Glaser und Sulz, Stuttg. 1905) herausgab. Die schwäbische Abteilung S. 110 bis 187 lässt die Nebeneinanderstellung mit Gittinger zu (vergl. den 2. Nachtrag).

Friedrich Hammer (Schriftstellernamen für Christoph Karl Heinrich Villa, geb. in Öhringen am 20. September 1852, von Beruf Kaufmann, seit 1887 in einer Stuttgarter Vertrauensstellung) veröffentlichte früher eine Sammlung christlicher und sinniger Gedichte „Blütenzweige“ (Stuttgart bei Fleischhauer und Spohn, 6 Auflagen) und schuf das Bändchen „Ällerhand aus Schtadt ond Land“ (ebenda 1905) aus harmloser Freude an den Lauten eines schwäbischen Mitteldialekts für Liebhaber einer stammesartigen Unterhaltung.

Peter Schütz (für Dr. Alfred Schüz, geboren in Tübingen den 11. Juli 1845, jetzt als Pfarrer a. D. in Stuttgart lebend) dichtet gleichfalls in einem Durchschnittsschwäbisch, bemüht sich aber mit erfreulichem Erfolg, die schwäbische Volksseele in seinen Gedichten zum richtigen und vollständigen Ausdruck zu bringen. Durch sein Werkchen: „Zur Gsondheit! allerlei Heiteres und Gemütliches in Versen schwäbischer Mundart“ (Verlag von Alb. Auer, Stuttgart 1906) will er einer „gemütlichen Geselligkeit die erwünschte Würze geben“. Den einheimischen Lesern erleichtert er die Benützung seiner Sammlung als erfahrener Mann in recht dankenswerter Weise. Der Inhalt ist sehr manigfaltig, und manches Stück hat die Bedeutung einer volkskundlichen Rettung nach Art eines Schwabenspiegels. (2. Aufl. 1908 mit einem Anhang „s Loiterle“ von L. Diehl.)

Paul Ströbel, geboren zu Saulgau in Oberschwaben als Sohn eines richterlichen Beamten am 21. Oktober 1859, erzogen in Urach und Ulm, seit 1872 in Stuttgart lebend, machte als Kaufmann weite Reisen, verkehrte als Versicherungsbeamter viel mit dem heimatlichen Volk und hat sich stets die Liebe zur Sonderart des Volkes in selbsteigenem Tun und Denken bewahrt. Er las schwäbische Dichtungen nach

Maßgabe ihrer Bedeutung für die innere Stammeskunde und stellte „schwäbische Kunde“ über den schwäbischen Ohrenschmaus; deshalb schrieb er die Mundart auch möglichst einfach; nur die Längen und Kürzen bezeichnete er genauer. Von ihm erschien „Überwendlenga“ (Verlag von G. Schnürle, Tübingen 1907); die Buchüberschrift scheint sich auf die ungezwungene Aneinanderreihung der gesungenen Schwänke und die bequeme sprachliche Behandlung gleichermaßen beziehen zu sollen.

Margarete Müller, so heißt die Dichterin mit ganzem Namen, die wir hier kennen lernen sollen; geboren zu Waldtann bei Crailsheim an der bayerischen Grenze am 19. Mai 1885, lebte sie zur Zeit der Herausgabe des Büchleins: „A Sträußle aus meim Gärtle — von der Marget“ (verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn 1907) zu Holzmaden bei Kirchheim unter Teck als künftige Lehrerin für höheren Handarbeitsunterricht. Die bessere Schulung im Fächern der Kunst und der ungezwungene Aufenthalt in Landorten gaben ihrer Dichtung das eigene Gepräge; sie schöpft aus Wissenschaft und Leben, bewegt sich im Dialekt und Patois, bringt Gesetze der Kunst und der Natur zur Geltung, verabsäumt aber gern die Herstellung der erwünschten inneren und äußeren Einheit — gleichwol ist sie, das Büchlein uns in die Hand gebend, eine liebenswürdige Gesellschafterin im stillen Stüblein.

Karl Schneider ist geboren als Sohn eines Weingärtners zu Heilbronn am 29. April 1884 und widmete sich dem Baufach, ward aber plötzlich krank und suchte deshalb in den Sommermonaten 1907 und 1908 Erholung in dem Höhenluftkurort Altburg auf dem Schwarzwald, wo er die Leute nach ihrem Denken und Handeln aufmerksam beobachtete und hierin eigene Lebensauffassungen erblickte. Er ging von dem richtigen Gedanken aus, dass der Schauplatz der Handlung die Mundart einer Dichtung bestimmt und schuf deshalb in dortiger Sprechweise „Meine Schwarzwälder, Gedichte in der Mundart des Calwer Waldes“ (Selbstverlag, Heilbronn 1908) als getreues Bild der dortigen Sonderart in Leben und Sprache. —

Wir erwähnen zunächst noch einen Schwaben, der seine Kunst in den Dienst eines fernen Bruderstammes stellt, um noch diejenigen schwäbischen Lyriker namhaft zu machen, welche außerhalb der schwarz-roten Grenzpfähle Württembergs zu Hause sind.

Ludwig Schwarz, ein hartschaffender und ernst-ringender Mann in Höfen an der Enz, kümmert sich um die Nöten der Buren in seinem Gedicht „Der Hannes vom

Schwarzwald über de' Burakrieg“ (Selbstverlag 1902), der damaligen Stimmung des Volkes getreuen Ausdruck verleihend; Versbau und Reim gut. Er erinnert an Heerbrandt und zum Teil an Sebastian Spundle (Tobias Hafner).

In der Mundart der Baar sang der Volkskenner und Heimatkünstler F. J. Schelble, ein wandermutiger Schwabe, der seinen beruflichen Wohnsitz zu Weinheim an der Bergstraße nahm und zeitweilig gerne wieder einen Besuch im Gebiet zwischen den Quellwassern von Donau und Neckar machte, seine warmen Herzensergießungen „Der Wanderer aus der Baar in seiner Heimat“ in zwei Bändchen: I. Herbststimmung, II. Spass und Ernst (Verl. v. F. Ackermann, Weinheim o. J.) Die Mundart wird im lebhaften Gespräch oder Bericht als wirksame Einlage in lauträchtiger Wiedergabe nicht selten verwendet, was bei der Seltenheit solcher Proben aus jener Gegend nicht übersehen werden möge.

Gebhard Wölfle (Gesch. d. schw. Dd., S. 196), geboren am 24. April 1848 zu Bizau im inneren Bregenzer Wald, gestorben den 22. Januar 1904, gelernter Schreiner, als Dichter ein selbstgemachter Mann, verfasste schon früher zahlreiche Gedichte in Bizauer Mundart mit schwäbisch-algäuischen Anklängen, die Hermann Sander mit geschichtlicher Einleitung versah (Verl. von Höfle und Kaiser in Dornbirn 1904).

Adolf Paul, geboren in Günzburg an der Donau am 20. November 1859, Buchdruckereibesitzer und Herausgeber des „Günz- und Mindelboten“ daselbst, verfasste glücklich-entworfene Gedichte in bayrisch-schwäbischer Mundart: „Ebbes Luschtigs“ (1. Aufl. 1891 in seinem Verlag, 2. Aufl. 1895 in der G. Mayrschen Buchhandl. in Kaufbeuren, 3. A. 1897, 4. A. 1900, 5. A. 1907 in demselben Verlag). Er lehnt sich frei an Franz Keller an, wenn er die Vergangenheit der alten Bürgerwehr von Günzburg aus der Zeit der vierziger Jahre in lustiger Ehrlichkeit enthüllt (S. 11—35) und sonstige Schwänke in fließendem Schwäbisch in bunter Reihenfolge aus dem Ärmel schüttelt. (S. 37—107).

Ein weiterer Dichter der lechschwäbischen Mundart ist Hans Seitz, geboren zu Burtenbach im Mindeltal am 4. April 1840, gelernter Weber, später Postagent, vielfach kränklich, schon frühe in sich gekehrt und zu geistiger Tätigkeit gestimmt; seine Versuche in der Dichtkunst fanden Anklang, er entschloss sich deshalb zu ihrer Herausgabe; dies geschah in dem Büchlein „Funken und Schlacken eines Reimschmieds, Liadla und Lieder“ (Verlag von Ph. Metzler, Memmingen 1886), wovon Seite 21—39 schwäbisch sind. Die Abgeschlossenheit seines Wohnorts bringt es mit sich,

dass er die rauhere und vollere Bauernsprache mit ihren häufigeren Doppellauten ohne Rücksicht auf fremde Ohren überall anwendet, wo sie je vorkommen.

Wegen des im Schwabenland eroberten Leserkreises und des Einflusses auf die diesseitige Sprechgepflogenheit machen wir die oberbayrische Dichterin Dora Stieler (Tochter Karls) mit ihrem Band „Nussen 1906“ und den niederalemannischen August Ganther, Verfasser der „Dannezapfe us-em Schwarzwald“ 1905 und „Summervögili us-em Schwarzwald“ 1908 (Verlag von A. Bonz, Stuttgart) auch noch gelegentlich namhaft; beide tragen gegenwärtig augenscheinlich einiges dazu bei, dass ihre Mundarten in unser Gebiet etwas eindringen, und wäre dies auch nur durch ein Missverständnis ihrer Leser der Fall.

Es ruht eine Kraft im Dialekt, die von selbst Arbeit schafft. Verbindet sie sich mit der Poesie, so zeigt und zeugt sie Leben. Schon vor 10 Jahren habe ich nachdrücklich darauf hingewiesen, dass „erst durch das Schwäbische der rechte Zug in die Geselligkeit kommt“ (Vorwort zur 1. Aufl. meines schwäb. Vortrags- und Singbuchs), und die neueste Entwicklung der stammessprachlichen Kunstbeflissenheit hat bewiesen, dass der volksmundartlichen Dichtung die Bedeutung eines „Auftriebs“ in der Geselligkeitspflege zukomme. Dies führt uns auf die neueren dramatischen Erscheinungen in unserer Dialektdichtung.

Dem Zug der Zeit folgend, wollten auch unsere kleinen Vereine ihre „Aufführungen“ bei Jahresfesten haben. Das norddeutsche Angebot führte zur Einfuhr von Gesprächsstücken mit sächsischem Patois und berlinischem Jargon, welche für den Augenblick befriedigten und hernach bei manchen Zuhörern eine Abneigung gegen den fremden Geist hervorriefen, der mit Wortspielen um sich warf, die als Missklänge an unser schwäbisches Ohr drangen; man fand die „Geschichte“ fad und die Witze dumm — es fehlte die heimatliche Luft.

Ein Wilhelm Hauff musste gleichsam aus dem Grab heraufsteigen, um in dieser Sache Wandel zu schaffen. Rudolf Lorenz, Direktor der Redekunstschule zu Halle a. d. S. hatte das Geheimnis der Wirkung des „Lichtenstein“ mit sicherem Blick entdeckt: die Bodenständigkeit der ganzen Schöpfung, das Wehen der heimatlichen Luft, das Hervortreten der sprachlandschaftlichen Sonderart. Er bearbeitete nun zwei abgerundete Ausschnitte zu wolgegliederten Lebebildern für eine einheimische Schaubühne: „Lichtenstein (I), ein deutsches Spiel in neun Vorgängen“ (Halle a. d. S., Verlag von C. A. Kämmerer 1901) und Lichtensteinspiel II in

6 Vorgängen“ (Druck von W. Langguth in Esslingen 1903). Mundartlich in I: Seite 64—78 (Vorgang 5 in 13 Auftritten), in II: S. 8 ff. (Vorgang 1 und 2, aber 3—11 nicht) und S. 30 ff. (Vorg. 4, Auftr. 10, 11 und 15). Tausende sahen die Darstellungen an und waren für den vaterländischen Genuss dankbar; der geschäftliche Erfolg des Unternehmers war leider klein, um so größer aber die Anregung für weitere Pflege der mundartlichen Bühnenkunst, wo sofort ein schwäbisches Angebot sich zeigte, das zum voraus auf eine „Ausfuhr“ verzichtete.

August Reiff (siehe oben) veranschaulicht in dem schwäbischen Lustspiel „’s Preislied“ 1904 und in der Bauernkomödie „D’Fahneweih“ 1905 in je 2 Akten die Licht- und Schattenseiten des schwäbischen Vereinslebens, wobei die letzteren zur Lehre und Warnung kräftig überwiegen, weil die Festwut so schlimme Früchte zeitigen muss und die Vereinseitigkeit eine wahre Festfreude nicht aufkommen lassen kann. Das sind handgreifliche Strafreden an das schwäbische Volk, das im Taumel der Freude nicht Maß zu halten versteht. Die Gefahren, welche ein unerwartetes Glück für den Einzelnen haben kann, stellt der Dichter recht überzeugend dar in dem einaktigen Schwank „’s Schwitzgäbeles Erbschaft“ 1908. Die beiden ersten Stücke erlebten 1906 und 1907 je die zweite Auflage, alle drei aber zahlreiche Aufführungen im Schwabenland selbst, wie auch in manchen Schwabenvereinen des Auslands. Ein weiteres Stück „NebelhöhlENZAUBER, ein fröhliches Spiel“ 1908, ist eine Übertragung der Rotbartsage auf die Nebelhöhle und zeigt dem erwachenden Herzog Ulrich das Bild der heutigen Verhältnisse im Land und Reich. (Selbstverlag und Verfügungsrechte des Verfassers in Stuttg., Johannesstr. 41 I.)

Gustav Schwegelbauer (s. o.) weiß vermöge seiner dramaturgisch günstigen Veranlagung zum voraus, was auf der Schaubühne wirksam ist, und richtet deshalb seine Stücke berechnend auf den Erfolg ein; zugleich ist er als gewandter Spieler vorteilhaft bekannt. Sein ausgesprochener Zweck ist, echte Vollblutschwaben zu zeichnen, den derben und lebenswahren schwäbischen Humor der Schlüpfrigkeit gewisser modernen Lustspiele und Possen entgegenzustellen und das Volk für den eigentümlichen Reiz und die Urwüchsigkeit der schwäbischen Mundart und des schwäbischen Wesens zu begeistern. Seine Stücke, welche stets unter Beifall über die Bühne gehen und namentlich auch durch die gesanglichen Einlagen so wirksam erscheinen, sind folgende: „Beim Hirschwirt oder die Reise nach Helgoland“ mit Volksweisen und einer Originalkomposition (Ch. Glück),

Verlag von Albert Auer, Stuttgart 1902; „Der unrechte Bräutigam“, Musik von August Reiser, Ulm 1903, 2. Aufl. bei Auer, Stuttgart 1906; „A Achtvierzger“, Musik von A. Reiser, Verlag von Auer 1904; „Der Kegelôbed oder der erste Besuch in den Flitterwochen“, ebenda 1905; „O, dia Witwer“, Musik von Otto Löffler, ebenda 1905; „D'Majorsköche oder alte Liebe rostet nicht“, ebenso 1906; „'s Rackelschneiders Wildfang“, desgleichen 1907; „A gstörta Metzelsupp oder 's Peters Hoimkehr us dr Fremde“, desgl. 1907; „Dr Oichhofbauer, schwäbisches Weihnachtsstück in einem Aufzug“, desgl. 1908; „D'Veigelestante, schwäb. Schwank in 2 Aufzügen“ (1908). Das ungedruckte Volksstück „Dorle (in 3 Aufzügen)“ wurde am 8. November 1908 im königl. Wilhelmatheater zu Stuttgart-Cannstatt mit Erfolg aufgeführt und musste dreimal wiederholt werden. Ein anderes Volksstück „Ihr Johannes, ihr Bua (in 4 Akten)“ ist daselbst zur Aufführung angenommen.

Wilhelm Seyther (als Dichter Kuno Rübezahl) ward geboren zu Waiblingen im Remstal am 5. Mai 1862, ergriff den Beruf eines Buchhändlers und lebt in Stuttgart, wo er nebenher mit Geschick schriftstellerisch tätig ist; namentlich weiß er gewisse Nebenerzeugnisse der volkskundlichen Forschung (Ortsneckereien u. dgl.) vorteilhaft zu gestalten, wenn bisweilen auch die Umrisse und Farben des Bildes etwas übertrieben erscheinen. Von ihm haben wir „Das Weinfass, Komödie in 4 Aufzügen“ (Verl. von Strecker und Schröder, Stuttgart 1905). So mancherlei, was man in den Weinorten seiner Heimat sich gegenseitig nachsagt, hat er zusammengestellt und auf einen Ort und einzelne Leute bezogen, die unter dem Druck des schalkhaften Schimpfs fast zusammenbrechen, während der Zuschauer sich weidlich erlustigt über den übermütigen Maler des Volkslebens. Die Handlung hat einen flotten Gang.

Von Luise Lauxmann, (vgl. 2. Nachtrag 1901), geboren in Waiblingen am 6. Sept. 1867, jetzt in Zuffenhausen, liegt „Aus großer Zeit“ in der 2. Auflage vor, sonst erschien noch „In der Christnacht vor Paris“, „Die Gründung Freudenstadts“ (Verlag von Arwed Strauch, Leipzig 1899). Aufgeführt wurden die schwäbischen Stücke: „Im Weihnachtsschein“ und „Der Denkebacher Jünglingsverein“ (je 4 Aufzüge, Verlag von Holland und Josenhans, Stuttg. 1908). Unter der Überschrift „O du fröhliche, selige Weihnachtszeit“ sind sieben „Aufführungen für Haus und Verein“ zusammengestellt. Neu „In des Königs Rock“ (Soldatenbühne) und „Vorwärts-Aufwärts (Zeppelin-Stück) je in 4 Akten, mit erfolgreichen Erst-

aufführungen 1909. Alle Stücke zeigen sich lebhaft und spannend in der Darstellung.

Ernst Fröhlich (Wilh. Kiefner, s. ob.) bietet an Gesprächstücken und Deklamationen, a. a. O., Hefte 3—6: „Dr Unzufriedene“, „Der Hansjörg in Stuagert“, „Du und mei Bäbele oder Bauer und Arbeiter“, „De Alte und de Junge“, ferner Heft 8 und 9 „A Hagebüchener“. Die Gegensätze des gesellschaftlichen Lebens in einer gärenden Zeit, wie die unsere ist, werden durch lebensstreuere Vertreter anschaulich gemacht; die Entwicklung des Stücks zeigt Fall für Fall, wie der gesunde Fortschritt durch die Macht der Wahrheit den Sieg davon tragen muss.

Wilhelm Unseld verfasste noch 2 weitere Fastnachtspiele: „Prinz Carnevals Schiedsgericht am Bleicher Haag“ 1903 und „Reisebilder von dem Ulmer Ausstellungsschiff „Ulmer Spatz““ 1906 — wovon ersteres eine faule Friedensbegeisterung, das andere eine traumhafte Wirtschaftspolitik innerhalb der Wasserkante ins Lächerliche zieht.

Alfred Auerbach, Mitglied des Schauspielhauses zu Frankfurt a. M. — ein jüngerer Verwandter des Erzählers der „Schwarzwälder Dorfgeschichten,“ welche der schwäbischen Art in Einzelbildern oft so gerecht werden und in der Handlung gar reiches Leben offenbaren — bietet uns zugkräftige Bilder aus dem Denken und Handeln des schwäbischen Landvolkes in „Schwobaköpf“ 1904 „Die letzt' Sau“ 1905 (beide im Verlag von R. Lutz Stuttgart). Die etwas feinere Mundart unseres Volksstamms, wie sie auch einem hübschen und zarten Mädchen wol ansteht, bringt er in zwei dramatischen Szenen „Aus Schillers Jugendzeit“ 1905 (O. Hendels Bibliothek der Ges.-Lit. 1862, S. 3—23 der Herr Regimentsfeldscher, S. 25—48 Schiller auf der Solitüde) zur Anwendung. —

Die mundartliche Erzählung ward zu Beginn des neuen Jahrhunderts weiter gepflegt von J. Palmer (eigentlich Julie Kern in Winterbach, s. zweiten Nachtrag). Vor uns liegt von ihr: „d'Môlerna“, d. h. die Malerinnen, an welchen der Leser, welcher schwäbisches Gemüt schätzt, seine Freude haben kann, um zugleich die Erzählerin bewundern zu müssen, welche selbst bei verwickelter Handlung die Fäden nicht verwirrt (Verlag von Max Kiehlmann, Stuttgart 1902) ferner: „d'Neujôhrsnacht und 3 andere Gschichte“, in welchen wir liebevoll gezeichnete Kleinbilder aus dem dörflchen Leben vor uns haben, wie es sich an wichtigeren Tagen dem sehenden Auge darstellt.

Elise Miller, geboren zu Ochsenhausen bei Biberach im württembergischen Oberschwaben am 15. März 1870,

Gattin des Kameralverwalters zu Güglingen im Zabergäu, bearbeitete früher mit Vorliebe religiöse Stoffe und künstlerische Motive in lyrischer und epischer Form, griff aber in der preisgekrönten Erzählung „Die Talmühle“ (Verlag von Fr. Alber in Ravensburg 1907) mit entschiedenem Glück nach dem Inhalt einer ergreifenden Familienüberlieferung, deren Wiedergabe die Lösung von erzieherischen Problemen in sich schließen musste und welche trotz aller Hindernisse einer ebenmäßigen Entwicklung doch zu versöhnendem Abschluss führte. Mit der ergreifenden Geschichte innig verwoben ist die Schilderung des geselligen Lebens unter der reichsstädtischen Selbstherrlichkeit Biberachs und des Verkehrs der frommen Landleute mit den aussterbenden Mönchen Oberschwabens; ein anderes Bild ist das unheimliche Walten des sogenannten „Malefizschenk“ Franz Ludw. Schenk, Reichsgrafen von Castell zu Oberdisingen († 1821), unter den Gaunern Vorderösterreichs, neben welchem das gelegentliche Auftreten des schwäbischen Dichters Weitzmann und des volkstümlichen Malers Pflug gar freundliche Gestalten sind. Die ganze Erzählung ist umrahmt von der Unruhe jener kriegerischen Zeit im Übergang vom 18. ins 19. Jahrhundert. Die Sprachbehandlung schließt sich dem bewährten Vorgang Melchior Meyrs an, der bekanntlich die mundartliche Ausdrucksweise nach Möglichkeit beibehielt, aber neuhochdeutsche Biegungsformen in Anwendung brachte, wodurch die heimliche Sonderart des Schauplatzes der Handlung zwar zu ihrem Rechte gelangt, aber dem fremden Leser doch keinerlei Zwangsarbeit zugemutet wird. Der Bilderschmuck berücksichtigt in lobenswerter Weise auch die Volkstracht im Übergang vom 18. ins 19. Jahrhundert.

Die Heilbronner Mundart, wie sie der dortige Weingärtner oder „Heine“ spricht und in der wir verblichesenes Fränkisch mit schwäbischen Nebenlauten erkennen, ist verwertet in einer Reihe von kurzen Erzählungen, welche Gustav Adolf Freudenberger, (geb. in Neubronn bei Aalen am 29. Juni 1857, Schullehrer in Heilbronn seit 1885) in zwei Bändchen uns bietet: „Haatre un ernschde Gschichte vun Hallbrunn odder was dr alt Beissnachel uffgschriewe' hat“ (Selbstverlag 1905 zwei Auflagen) und „'m Stammischle vun Hallbrunn sei' Raas uff Stuoggert nuff oder lustiche Schwobagschichtla“ (Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn 1906). Die Aussprache ist sorgfältig behandelt und mit einfachen Mitteln gut bezeichnet. Der Inhalt ist eine Verdichtung der örtlichen Neckereien zwischen den verschiedenen Ständen der Bewohnerschaft, und man begreift, warum Heilbronn die „lebensfrohe“ genannt wird.

Zum Schluss noch die Dichtung in der sogenannten hohenlohischen Mundart. Nach dem Vorgang in „Alt-wirtemberg“ wird dort nun auch fleißig gesammelt. Es gilt zu retten, was noch möglich ist; die begonnene Arbeit, über welche *Alemannia* XXIV, 1897, S. 261–265 berichtet ist, wird durch Wilhelm German in Hall emsig fortgeführt. Sein Werk „Haller Doovelich“ erschien 1907 in umgearbeiteter und vermehrter Auflage. Der zweite Band „Ätsch Gäwele“ erschien 1908 und erlebte nach wenig Monaten gleichfalls seine zweite vermehrte Auflage. Wenn mit der Zeit es gelingt, den Stoff wol zu gliedern und geschichtlich richtig zu ordnen, so mag es dereinst auch noch eine fränkische Dialekt-Literaturgeschichte geben — wenn vorerst auch nur auf württembergischem Boden.

## Zum ländlichen Hausbau

von Fridrich Pfaff.<sup>1)</sup>

3

### Amtlicher Briefwechsel über das Schwarzwaldbauernhaus.

Als eines der erfreulichen neueren Zeugnisse dafür, dass man auch in amtlichen Kreisen der Volkskunde und besonders ihrem auch praktisch wichtigen Zweige Bauernhausforschung gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden beginnt, veröffentliche ich folgenden Briefwechsel mit einem Badischen Bezirksamt. Zu dem letzten Schriftstück, das leider die Ablehnung meiner Vorschläge durch den Bauherrn (d. h. wol den betr. Baumeister) meldet, sei bemerkt, das erheblichere Mehrkosten durch die neue Ausbildung der Fassade kaum entstanden sein würden. Beweggrund war ganz offenbar die leidige Neuerungssucht. Der uns als langweilig und hässlich erscheinende hohe vielfenstrige Giebel scheint manchem stolz und herrenmäßig. Leider hat sich bereits ein Typus dieser Art herausgebildet: «der Talhof», der schon so manches der in die Rheinebene mündenden Täler beherrscht. Man muss noch froh sein, wenn der alte Einhaushof nicht nach fränkischer Art in Wohnhaus, Stall und Scheuer zerlegt und damit der Landschaft das kennzeichnende genommen wird. Mein Versuch, dem Bauernhaus auch äußerlich die alte bewährte schöne Gestalt zu geben, kann nur eben als Versuch, und zwar unter bestimmten gegebenen Vorbedingungen, beurteilt werden. Wäre die Möglichkeit gewesen von Grund auf neu zu schaffen, so würde wol etwas besseres zustande gekommen sein. Ich möchte noch besonders meiner Freude über die in der amtlichen Aufforderung zu dieser gutachtlichen Aeußerung liegende Anerkennung unserer Vereinstätigkeit Ausdruck geben. Auch das feuerfeste Strohdach wird wol auf meine an vielen Orten gegebenen Anregungen hin auch im Schwarzwald zu Ehren kommen und so das seine, d. h. die Hauptsache,

---

<sup>1)</sup> Vgl. Alemannia N. F. VIII, 245–54 u. Blätter d. Bad. Vereins für Volkskunde V, 94–103.

dazu beitragen, dass die uraltheimische Bauweise bewahrt werden kann. Kurz, es hat den Anschein, als ob die Volksüberlieferungen in unseren Tagen auch bei uns mehr zu Ehren kommen sollten.

Grossherzoglich Badisches Bezirksamt . . . . .

an den

Verein für bad. Volkskunde, Freiburg.

Wir beehren uns anliegend Abschrift eines Auszugs aus dem Protokoll über die letzte Ortsbereisung in S. nebst unseren Akten über das Bauvorhaben des Hofbauern G. W. in S. (letztere vorbehaltlich der Rückgabe) mit dem Ersuchen ergebenst zu übersenden, uns baldigst eine Aeüßerung darüber zukommen zu lassen, wie den im Ortsbereisungsprotokoll niedergelegten Gesichtspunkten ohne größeren Kostenaufwand entsprochen werden könnte. Der anstelle des abgebrannten Hofes beabsichtigte Neubau liegt auf einem von der Talstrasse gut sichtbaren Hügel, ungefähr eine Viertelstunde von der Amtsstadt entfernt. Wir vermuten, dass der Verein Mitglieder oder Freunde an der Hand hat, die gerne bereit sind, kostenlos Anhaltspunkte zu geben und vielleicht eine kleine Skizze zu fertigen. Für die dortseits aufgewandte Mühe sprechen wir zum voraus unseren verbindlichsten Dank aus.

Auszug aus dem Protokoll über die am . . . . . in S.  
vorgenommene Ortsbereisung.

W. will das Anwesen an derselben Stelle errichten. Zu wünschen wäre hierbei, dass dem Zweck des Gebäudes und dem Charakter der Umgebung entsprechend der Stil eines Bauernhauses gewählt würde, wie es auch bei dem Wiederaufbau des 1901 abgebrannten gegenüberliegenden Anwesens des Bürgermeisters geschehen ist. Es wäre sehr zu beklagen, wenn das prächtige Landschaftsbild durch einen stillosen halbmodernen Bau gestört würde.

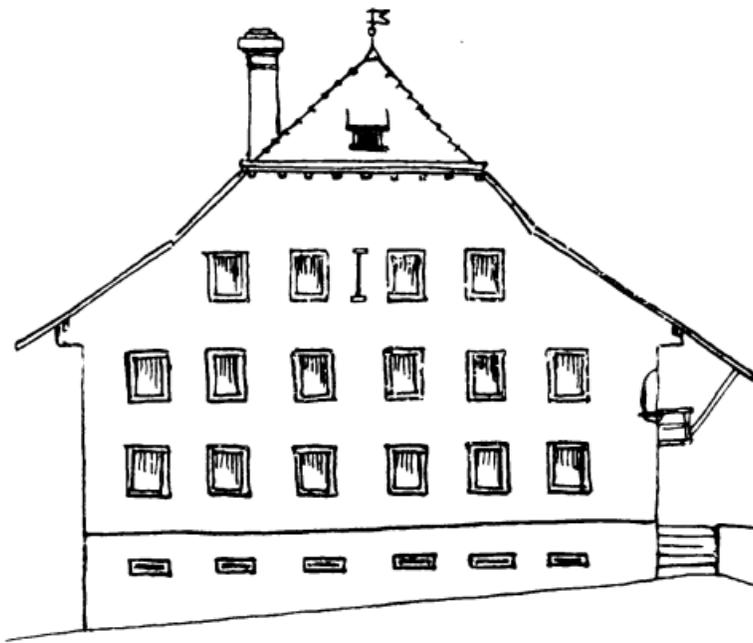
Der Vorsitzende des Bad. Vereins für Volkskunde

an das

Grossh. Bezirksamt . . . . .

Wir widmen uns dem Gegenstande, der zu unserem Forschungsgebiet gehört, gern und sind stets gern bereit sachkundigen Rat zu erteilen.

Den im Protokoll der Ortsbereisung ausgesprochenen Grundsatz für den Umbau des betreffenden Hofes, dass dieser nämlich gemäß seinem Zweck und dem Charakter der Umgebung im Stil eines Bauernhauses, und nicht als stilloser halbmoderner Bau aufgeführt werden solle, billigt unser Verein unter dem Ausdruck voller Genugtuung. Leider entsprachen die beiliegenden Pläne diesem Grund-



satz nur sehr teilweise. Der Grundriss mit seiner den alten Schwarzwaldbauernhäusern im allgemeinen entsprechenden Raumverteilung kann allerdings gutgeheißen werden. Den Aufbau der Fassaden an Giebel- und Langseiten müssen wir jedoch missbilligen. Hier zeigt der Abriss

völlig das bereits vor 54 Jahren, von dem hervorragenden badischen Architekten und Sachkenner Eisenlohr so sehr getadelte „Ausgleichungs-, Mode-, Muster- und Schablonenprinzip“. Es ist genau, wie Eisenlohr schreibt: „Das alte weitvorspringende Dach wird verlassen und an Giebel und Langseiten nur ein ganz kurzes stumpfes Gesimse von Holz vorgeheftet, die freundlichen offenen Gänge bleiben weg, die gekuppelte Fensterreihe verwandelt man in einzelne unfreundliche, kleine Fenster, und so wird das ganze alles dessen entkleidet, was ihm seinen Reiz und sein eigentümliches Gepräge verleiht und zugleich zweckentsprechend ist.“ Die Giebelseite des vorgelegten Abrisses ist einförmig und langweilig durch ihre grenzenlose Regelmäßigkeit. Leider sind schon nicht wenige Höfe in gleicher Stillosigkeit aufgebaut worden. Manches landschaftlich reizvolle Schwarzwaldtal hat dadurch ein gut Teil seines eigenartigen Charakters verloren. Gewonnen hat bei dieser bedauerlichen Verwässerung des Landschaftsbilds niemand, auch nicht der Bauherr, da bei ihm der etwa in Betracht kommende Mehraufwand an Holz meist kaum in die Wagschale fällt.

Der Unterzeichnete beehrt sich hierbei eine Skizze zu übersenden, die wenigstens die Hauptfehler des Giebelaufbaus meidet. Während der letztere weder den Charakter

eines Schlosses, noch eines Stadthauses, noch eines Bauernhauses zeigt, dürfte unsere Skizze ohne Zweifel als Bauernhaus angesprochen werden können. Unser Vorschlag ist durchaus im Rahmen des Bauplans gehalten und erfordert keine Aenderung der Raumverteilung. Die Fenster der Wohnräume sind gekuppelt und zwar bei der Stube dreifach. Dies sollte auch an der Langseite geschehen, damit die Stube



und besonders der im Herrgottswinkel stehende Tisch möglichst viel Licht erhält. Die das ganze Haus an Giebel und Langseite umziehende Galerie ist nicht nur eine hervorragende Zierde des Hauses, sondern auch eine

ungemein praktische und bequeme Einrichtung. Das Walmdach ist am Giebel viel tiefer herabgezogen und bietet dadurch der Giebelwand einen nicht zu verachtenden Wetterschutz. Die gänzlich unpassende Dachlucke wird durch das genügend Licht und Luft bietende Eulenloch am First ersetzt. Wetterfahnen gehören auf kein Bauernhaus. Der plumpe, hässliche Schornstein wird durch einen zierlichen Aufbau mit seitlichen Oeffnungen und Satteldächlein verbessert. An den Türöffnungen der Langseite sollte nicht zu sehr betont sein, dass die Gewände und Stürze aus Stein bestehen, da das Schwarzwaldbauernhaus im Holzbau wurzelt. Im Anschluss an alte Vorbilder dürfte die Tür zum Hausgang (Hauseern) schöner auszubilden sein, etwa mit Rundbogen oder Eselsrücken. Die hässlichen, gradlinigen Dachlucken sollten durch schönere Formen, wie sie im Schwarzwald oft beobachtet werden können, ersetzt werden, falls die Art der zu wählenden Ziegel es zulässt.

Wir möchten hervorheben, dass wir mit diesen Vorschlägen nur das allernötigste getan zu haben glauben, um dem zu erbauenden Hause die ihm gebührende Eigenart zu wahren und den landschaftlichen Charakter zu erhalten, und würden erfreut sein, wenn diese sicher maßvollen Andeutungen Beachtung fänden.

Grossherzoglich Badisches Bezirksamt . . . . .

an den

Vorstand des Vereins für Volkskunde, Freiburg i. Br.

Für die gefl. Zuschrift vom 23. v. Mts. danken wir verbindlichst.

Leider lässt sich der Bauherr der entstehenden Mehrkosten wegen nicht bewegen, den dortseits gegebenen Anregungen Folge zu leisten.



# Schutzbrief aus Walldürn.

Von K. Wehrhan.

Ein Eisenbahnbeamter aus Bingen am Rhein trägt noch jetzt zum Schutz gegen Unfälle in seinem Berufe einen sogenannten Himmelsbrief auf der Brust und darin eingehüllt folgende beiden gedruckten Sachen, von denen hier der Walldürner Brief am meisten interessieren wird. Der Wortlaut des Himmelsbriefs zeigt gegenüber den schon vielfach veröffentlichten Fassungen keine Besonderheiten.

Da ist zuerst ein kleines rotes Zettelchen, 9,4 cm zu 4 cm groß, das linke Drittel mit einem einfachen Holzschnitt verziert, die Anbetung der Hl. Drei Könige darstellend; der übrige Raum des Zettelchens enthält gedruckt folgende Inschrift:

Heilige drey Könige

Caspar / Melchior / Balthasar,

Bittet für uns jetzt und in der Stund unseres Todts.

Diß an die Häupter und Reliquien der H H. drey Königen in Cöllen angestrichenes Briefflein ist gut für alle Reißgefahren / Hauptweh / fallende Kranckheit / Fieber / Zauberey und jahren Todt / durch einen vesten Glauben.

Das so bedruckte kleine Zettelchen befindet sich in einem anderen von 20 cm zu 10,5 cm Größe eingeschlossen oder vielmehr eingeschlagen, dessen mittleres Drittel einen mit der Hand in groben Zügen (gelb, rot, grün) kolorierten Holzschnitt zeigt, das Wunder von Walldürn darstellend: In den 4 Ecken je ein Engel, ein dazwischen befindliches Bild mit dem Gekreuzigten, mit elf dornengekrönten Häuptern und mit einem flammenden Kelch darunter, haltend. Darüber fliegt eine Taube, unten ist eine große Kirche mit anbetenden Gläubigen. Unter dem Bilde befindet sich die Angabe des Ursprungs:

Aschaffenburg,

gedruckt bey Alexander Kauffmann.

Links und rechts von dem Bilde sind je vier Strophen von folgendem Liede gedruckt:

1. Ach, sollen wir dann scheiden,  
o heiligstes Blut,  
so thu uns begleiten,  
o höchstes Gut.  
Scheiden bringt Leiden,  
drum fall ich zu Füßen,  
und möchte mein Jesum  
zu tausendmal grüssen.

2. O Jesu, mein Leben,  
Mein Herr und mein Gott,  
ach soll ich von diesem  
hochheiligen Ort,  
schon wiederum scheiden,  
das bringt mir groß Leiden,  
wollt lieber mein Leben,  
allhier jetzt aufgeben.

3. Doch leb ich so lang  
es nur Jesu gefällt,  
mein Seel hab ich  
zufrieden gestellt,  
nachdem ich getragen  
schon längsten Verlangen,  
das hab ich Gott Lob und Dank  
jetzo empfangen.

4. O Jesu du mein  
hochwürdiges Gut,  
dein edles und zartes  
hochheiliges Gut,  
das wollen wir preisen,  
ehe wir von hier reisen,  
mit Singen und Betten,  
weil wir es vonnöthen.

5. O ihr liebe Engel  
im himmlischen Saal,  
ach helft mir doch loben  
und preisen zumal,  
das heilige Blute,  
so JESUS vergossen,  
für uns arme Sünder  
so reichlich geflossen.

6. Ach kommt doch, ihr Sünder  
und stimmt mit an,  
mit Singen und Beten  
was jeder nur kann,  
GOTT loben, preisen,  
groß Ehr ihm erweisen,  
weils ihm will gebühren  
allhier zu Walldthüren.

7. O Jesu dein aller-  
heiligstes Blut,  
das kommt uns Sünder  
und Sünderin zu gut,  
damit wir nach diesem  
hier zeitlichen Sterben,  
alldorten doch mögten  
den Himmel erwerben.

8. Nun will ichs beschliessen,  
o heiligstes Blut,  
dir fall ich zu Füßen,  
o ewiges Gut,  
dieweil wir nun scheiden,  
so thue uns begleiten,  
auf unseren Strassen,  
wollen niemand verlassen.

A M E N.

Das Lied ist offenbar alt, auf die Reime ist nicht viel Sorgfalt verwendet worden, die Form im ganzen schmucklos. Es bezieht sich auf die Wallfahrt nach Walldürn im badischen Odenwald in der Nähe von Buchen und Amorbach, wie Strophe 6 zeigt. Es ist in dem Liede vor allem von dem „Blute“ die Rede, auch das in der Mitte befindliche Bild mit den dornengekrönten Köpfen und dem Kelche steht damit in Zusammenhang. Alles weist auf das Blutwunder von Walldürn hin, von dem Folgendes berichtet wird:

Im Jahre 1330 las der Priester Heinrich von Otto in der Kirche des Hl. Georg die hl. Messe. Aus Unvorsichtigkeit — das Volk sagt, weil er gezweifelt habe — stieß er nach der hl. Wandlung den Kelch um, sodass das hl. konsekrierte Blut sich über das Korporale ergoss. Auf demselben bildeten sich sofort in rötlicher Farbe die Gestalt des gekreuzigten Heilandes und elf weitere, mit Dornen gekrönte Häupter ab, wie jenes Haupt im Schweißtuiche der hl. Veronika. Der Priester, dadurch heftig erschüttert, wollte den Vorfall verbergen, raffte das Korporale zusammen und legte es, nachdem das Volk sich aus der Kirche entfernt hatte, unter den Altarstein mit der Absicht, von dem Vorgefallenen nie etwas zu sagen. Als jedoch Priester Otto schwer erkrankte, enthüllte er vor seinem Tode das ihn belastende schwere Geheimnis seinem Beichtvater mit der Bitte, dasselbe der Öffentlichkeit nicht vorzuenthalten. Das Korporale wurde unversehrt aufgefunden und als wunderbares Heiligtum auch dem Volke gezeigt. Alles drängte sich herbei, die blutgefärbten Häupter Christi zu sehen und durch Anrufung des hl. Bluts Erhöhung zu finden. Durch diese immer mehr zunehmende Verehrung sah sich Bischof Gerhard von Würzburg veranlasst sich der Sache anzunehmen, und schickte dann das Korporale durch beauftragte Bürger von Walldürn nach Rom zu Papst Eugenius IV. zur Prüfung.

Seit jener Zeit ist Walldürn ein berühmter Wallfahrtsort. Die Hauptwallfahrt findet alljährlich vom Dreifaltigkeitssonntage drei Wochen lang statt. Selbst bis zum Rhein reicht sein Ruhm, es wird auch von hier aus besucht, wie uns die Anwendung des Zettels durch den Eisenbahnbeamten zeigt.

Schließlich ist noch die Tatsache bemerkenswert, dass in diesem Falle drei verschiedene Mittel gegen mögliche Unfälle angewendet wurden, der Himmelsbrief, der hl. Dreikönigszettel und der Walldürner Wallfahrtszettel. So sehr auch das Volk noch an dem Schutzglauben durch diese Briefe festhält, so liegt doch darin ein großer Zweifel gegen die Bewährung des einzelnen Mittels. Aber hier findet man wieder bestätigt, dass das Volk dem Grundsatz huldigt: Viel hilft viel!

## Anzeigen und Nachrichten.

Albrecht Keller, Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors. Freiburg i. Br., J. Bielefeld, 1907. 388 S. 8°. 8 M., in künstl. Lbd. 10 M.

Wer ein Buch, das voll ist der köstlichsten Laune, lesen und neben der Unterhaltung auch lernen will, wie ein Kenner des Volks in ein volkskundlich höchwichtiges Gebiet mit vorbildlicher Gründlichkeit und bewundernswerter Belesenheit sich vertieft, der nehme das von Keller in die Hand. Ich habe es schon manigfach aus der mir unterstehenden Bibliothek verliehen und stets freudigen Dank der hochbefriedigten Leser geerntet.

Keller will untersuchen, wieso gerade die Schwaben in den Ruf kamen dumme Streiche machen und was die andern Stämme dazu verleitet haben mag gerade über sie herzufallen. Und wenn er S. 9 auch bedauert diese Frage nur durch Vermutungen und nicht durch Beweise lösen zu können, so darf man wol sagen, dass es ihm gut gelungen ist einen Wahrscheinlichkeitsbeweis zu liefern. Ein mathematisch schlüssiger ist überhaupt nicht zu führen. Aus der gesamten einschlägigen Literatur ist alles zusammengetragen, was zur Kennzeichnung der Einschätzung schwäbischer Stammesart dienen kann und das so aufgebaute Charakterbild des Schwabenvolks ist bis in die Gegenwart herein in allen seinen Zügen gezeichnet.

Bei Cäsar sind die Schwaben der kriegerischste Stamm, bei Plutarch die Blüte aller Germanen, bei Orosius das wildeste und tapferste Volk. Schon Ammian klagt über ihre Roheit, Bonifatius tadelt ihre Bildungsfeindlichkeit, in der Trinkfestigkeit zeichnen sie sich nach ihm vor allen anderen aus. Strabo schildert sie als besonders wanderlustig. Zum ersten Mal findet sich ein „Suevulus“ als Held eines lustigen Streiches in einem lateinischen Gedicht des 10. Jahrh., dem Modus Liebinc, und im Modus Florum leistet ein Schwabe das Beste im Lügen. Beidemale aber sind die Geschichten offenbar willkürlich auf Schwaben übertragen — anderweitig ist das andern angehängt — und beidemale ist der Schwabe nicht der Gefoppte, sondern der Foppende. Erst im 13. Jahrh. treffen wir dann wieder ein lateinisches Gedicht, das die schwäbische Wanderlust hervorhebt.

In der ruhmreichen Zeit der Hohenstaufen erscheinen die Schwaben als die Columna und das Fundamentum des Reiches. Der schwäbische Ritter galt als der erste, der schwäbische Heerbann gewann das Vorstrittrecht (darüber S. 28—35); das Land ward Sitz der höfischen Bildung und des Minnesangs, schwäbisch galt als fein und vornehm, allenthalben wurde der Swäbe werdekeit anerkannt, wie schon das Anno- und das Rolandslied zeigt. Vor allem ihre Tapferkeit und ihr Heldenmut ward viel gepriesen. So hatten die Schwabenstreiche den guten Klang, den ihnen Uhland in seinem so überschriebenen Gedichte gibt. Schwäbische Sitte verbreitet sich im 13. Jahrh. auch in andere Landesteile. Neben diesen rühmenswerten Eigenschaften steht nur eine unrühmliche, die der Treulosigkeit; der untriuwe Swab, fraus Alemannica, pervidior Svebo ist da und dort zu lesen, ganz im Gegensatz zu Luther, der (S. 164) später über sie urteilt, sie seien von Natur offen und künnten keine Verstellung.

Mit dem Ausgang des Mittelalters tritt ein plötzlicher Umschlag in ihrer Einschätzung ein: Schwaben wird das Land der dummen Streiche. Mit dem Ende des schwäbischen Kaiserhauses fiel das Land der Zerstückelung und Zersetzung anheim. Nur vereinzelt erscheint es im 16. Jahrh. noch eine Ehre ein Schwabe zu sein. Nirgends

trat die Kleinstaaterei in ähnlicher Weise hervor wie bei ihnen, in ihrem großen Konservativismus setzen sie fremden Einflüssen verhältnismäßig zähen Widerstand entgegen, und so verschwindet das Andenken an schwäbische Tüchtigkeit: man hängt ihnen alle die schlimmen Eigenschaften an, die bei den übrigen Stämmen zusammen sich finden. Man vergleicht sie mit Fröschen und nennt sie Gelbfüßler. Die Zimmerische Chronik fragt sogar, ob denn die Schwaben auch Leute seien. Der Volkswitz scheut selbst die krassesten Widersprüche nicht: sie sind faul und fleißig, trunken und nüchtern, dumm und schlau; sie werden die Sündenböcke für alles. Vor allem die Schwankbücher tragen alle landläufigen Anekdoten zusammen und verbreiten sie. Und doch hatte der Begriff „Schwabenstreich“ noch keinen üblen Beigeschmack. Erst Hans Sachs scheint damit vertraut; er führt auch die sieben Schwaben in die deutsche Literatur ein. Und Johann Fischart kennt schon das ganze schwäbische Sündenregister. Aber geneckt wird unterschiedslos, die Konfession spielt nirgends herein: die Reformation hat also sicher nichts dazu beigetragen.

Auf rund 150 Seiten bespricht im 4. Abschnitt der Verfasser Schwabenstreiche und -neckereien im 16.—18. Jahrh. Vor allem erklärt man die Schwaben für dumm und blind, sie werden erst mit dem 40. Jahr klug (erst seit dem 18. Jahrh. erweislich, doch Spuren dieses Spruchs schon früher), mit ihrer Naturkunde ist es ganz schlecht bestellt: sie kennen Frösche und Krebse nicht, säen die Haut eines Ochsen oder Nadeln oder Salz, suchen den Mond zu fangen, die Wolken zu lenken, den Wind zu ertränken usf. Aber „groß listig Leut seint sie“ dabei doch auch wieder. Mit der Einfalt und Dummheit paart sich die Gemütlichkeit. Man bewahrt die herkömmliche Tracht mit Nesteln, Latz usw. Man spricht langsam, breit und behäbig: Swâbe ir wörter spaltent, sie „brauchen die Nase zu ihrer Aussprach“, sie „müssen schwäbeln dürfen“. Aber der Fremde versteht sie nur mit Mühe, ihr „diutisch ist ze draete“. Dabei schwätzen sie viel und gerne; Luther heißt sie redefertig, Melanchthon sind sie garrulae aves. So kommt es auch, dass man ihnen oft nicht glaubte und sie lügnerisch und aufschneiderisch schalt. Sonst sind sie starke Esser und Trinker. Ihre Leibgerichte sind Suppe, Knöpfe, Sträuble, Birnen, Nüsse u. dergl. Auch dem Wein sprechen sie gerne zu: Ein Württemberger ohne Wein, kann der ein Württemberger sein? Dem guten Esser Mangel an Mut anzudichten lag nahe: sie heißen „unbeherzt“, verstehen nicht mit den Waffen umzugehen, ein einziger Reiter vermag eine ihrer Städte einzunehmen. Schuld daran, dass sie so viel in die Fremde ziehen, ist vor allem ihr Kinderreichtum; bis auf 53 Kinder bringt es ein Ehepaar. Es wimmelt bei ihnen von Kindern wie von Maden im Käse. „Überall ist nichts als Not, überall Kinder und wenig Brod.“ Darum führt sie der Teufel in alle Welt. Wer aber daheim bleibt, ist bequem, gutmütig und demütig bis auf die Schultheißen, denen man einen gewissen Hochmut nachredet. So kann also — schon nach einer Rede Melanchthons — der württembergische Herzog ruhig schlafen in seiner Untertanen Schoß. Einfalt und Biederkeit wird aber leicht als Grobheit angesehen. Diese äußert sich bei ihnen vorwiegend in einer Abneigung gegen feine Formen: „ungehobelt sind sie alle und von grobem Schrot und Korn.“ Und im Fluchen stellen sie ihren Mann wie keiner. Auch Mangel an Sittlichkeit wird ihnen dazu vorgeworfen; vor allem die Stuttgarterinnen, aber auch die Tübinger Mädchen und die Ulmer Frauen kommen zeitweise recht schlecht weg; ja die schwäbischen Nonnen werden sprüchwörtlich, weil sie nihil valent.

Scheinen sonach die Schwaben älterer Zeit als ein „Völklein, schwer zu begreifen“, bei dem Gutes und Schlimmes wie kaum

irgendwo verknäuelte ist, so dass dem Beichtenden auf sein Bekenntnis, dass er ein Schwabe sei, der Beichtvater entgegnete: „Eine Sünde ist es eben nicht, aber schön ist's freilich auch nicht“, so wird dies im 18. Jahrhundert anders. Den Abschnitt, der diesen Umschwung schildert, betitelt Keller nach Fischart als „Schwäbisch Ehr Rettung“. In der Zeit der Aufklärung gilt der Schwabe zunächst noch als engherziger Philister und als rückständig in wirtschaftlichen Dingen. Insonderheit der preußische Norden macht sich lustig über die staatliche Zerrissenheit der schwäbischen Lande und über die lächerliche Einbildung der Bewohner in den kleinen Reichsstädtlein und Städtlein. Aber schon 1776 nimmt sie J. G. Keyßler in Schutz als klug und witzig wie wenig andere, und bald setzt allenthalben der Kampf ein gegen die alten Vorurteile. Man beginnt — zuerst in Augsburg zu forschen nach den Gründen, die den Schwaben zum Gespötte der Welt gemacht haben und dann erstet eine ganze Reihe von Rettern: Armbruster, Spittler, Schubert, Hölderlin u. a., so dass es nunmehr heißt: Zu sein ein Schwabe, ist auch eine Gabe. Und als nun gar Männer wie Schelling und Hegel, Wieland, Uhland, Kerner, Hauff, Mörike und vollends „der großartigste Repräsentant schwäbischen Geistes“ Schiller, auftreten, da muss der Spott fast völlig verstummen. Die um die Wende des 19. Jahrhunderts neu aufgenommenen geschichtlichen Forschungen haben auch wieder mehr ins Gedächtnis gerufen, was die Schwaben in der Geschichte geleistet haben. Vergessen wird darüber freilich die alte Schwabensage nicht, allein sie nimmt lebenswürdigere Formen an, vor allem durch 2 Männer: Hebel und Aurbacher, von denen der letztere gerade dadurch, dass er als Schwabe selbst die alten Streiche wieder belebt, dem Spotte seine Bösartigkeit und Schärfe nimmt. Wenn in Heine den Schwaben noch einmal ein Feind ersteht, so hat dessen Feindschaft mehr einen persönlichen Anstrich. „Mit der Gründung des neuen Reichs verschwindet das Krähwinkelschwäblein gänzlich. Das gemeinsame Streben nach politischer Einheit hat die Deutschen einander genähert. Die Gegenwart kennt keine dünkelfhafte Verspottung des Schwaben mehr und auch er seinerseits gesteht jetzt bereitwillig die eigenen Schattenseiten ein und erkennt die Vorzüge der anderen an, wo er früher bloß die Nachteile bemerkt hatte“.

So wird der Leser in unterhaltenster Weise über das Werden und Verschwinden der Schwabenneckereien belehrt. Ein Umstand nur scheint mir zu wenig hervorgehoben, um erklärlich zu machen, warum gerade sie soviel geneckt und verspottet wurden. Ich meine ein Hauptgrund ist der, dass sie selbst sich unter einander mehr als alle andern Stämme geneckt haben. Die Streiche und Torheiten, die die einzelnen schwäbischen Ortschaften in übermütigster Spötterlaune sich gegenseitig angedichtet haben — es gibt ja verschwindend wenige, die nicht irgend eine Untat auf dem Kerbholz haben — wurden natürlich auch weiterhin bekannt, und was der Schwabe über den eigenen Landsmann erzählte, das musste doch den Bayern, Franken usw. wol begründet und berechtigt vorkommen. Ich habe bei anderer Gelegenheit auf S. 246 des letzten Bandes schon erwähnt, dass ich aus rund 450 Orten des Königreichs Bayern Ortsneckereien gesammelt habe. Unter diesen sind etwa 280 aus Schwaben und nur 170 aus den übrigen 7 bayerischen Regierungsbezirken! Und wenn auch vielleicht aus dem mir näher liegenden Schwaben verhältnismäßig mehr zu erholen gewesen sein sollten, so wird dieses Verhältnis anderseits sofort wieder aufgehoben, wenn man statt der Zahl der Orte die Zahl der Neckereien, wie sichs gebührt, in Berechnung zieht: manche schwäbischen Orte haben gleich dutzendweise, gar viele wenigstens eine Mehrzahl von Schildbürgerereien auf sich sitzen — ganz im Gegensatz zu den Orten der anderen Kreise.

In den Abschnitten 6 und 7 verfolgt der Verfasser endlich noch die Geschichte von den sieben Schwaben und die von dem Schwaben, der das Leberlein gefressen. Im ersteren bietet er wertvolle Ergänzungen zu der Abhandlung von Max Radlkofer (1895). Und gerade hier kommt er zu dem bemerkenswerten Ergebnis, dass der Erzählung keine geschichtliche Tatsache zu Grunde liegt, sondern dass eine einfache Ortsneckerei auf den ganzen Stamm übertragen wurde, wie auch schon Aurbacher annahm. Die älteste Form findet sich in einem Tegernseer Kodex von 1498. Es ist ein lateinischer Dialog, eine *Comedia de lepore quadam*. Wenn K. hier einen Widerspruch darin findet, dass nur 3 Personen (in Wirklichkeit sind es doch 4: Petrus, Hieronymus, Stephanus, Theobaldus, von denen einer allerdings schließlich den Hasen erkennt) redend eingeführt werden, während in dem gleichzeitig entstandenen Index dazu die Komödie als *carmen de novem Suevis* aufgeführt ist, so möchte ich darauf aufmerksam machen, dass es doch in der (freilich etwas unklaren) Vorrede heißt: *tres introducuntur principales personae*, drei Hauptpersonen. Wir müssen also wol annehmen, dass bei der Vorführung zwar 9 auftretend gedacht sind, von denen aber die Mehrzahl nur handelnd, nicht auch sprechend mitzuwirken haben sollte. Auch sonst sind es zuerst stets deren 9: bei Hans Sachs, der schon ein Froschabenteuer mit hereinbringt, bei Heinrich Julius von Braunschweig und in Kirchhofs *Wendunmut*, wo die Geschichte mit dem Rechen, der Kampf mit dem Untier und ihr Untergang angefügt ist. Nach 1600 erst erscheint dann die Siebenzahl: zuerst in Eyerings *proverbiorum copia*. Auf einem Kupferstich aus München um (1620) hat jeder schon einen Namen. Um 1700 werden sie auf dem Eichstädter Jesuitentheater dramatisch aufgeführt. Ein schwäbischer Priester, Seb. Sailer, der um 1760 eine Komödie über die 7 Schwaben schreibt, aber trotzdem 2 neue wieder hinzufügt, bringt zuerst die Spitznamen Spiegelschwab, Suppenschwab usw. auf. Er hat augenscheinlich bereits aus dem Volksmunde geschöpft, der sich damals schon selbst an dem Scherz ergötzte. Dann kommt der klassische Bearbeiter der Geschichte Ludwig Aurbacher, auf dem alle späteren fußen, Simrock, Müller von Königswinter usw. Die Zeit, da die Schwabenneckereien am üppigsten wucherten, hat auch das zuletzt in seinem Werdegang besprochene Märlein geschaffen: Vom Schwaben, der das Leberlein gefressen.

Was wir hier geboten, ist aus dem reichen Inhalt der Schrift nur ein kleiner Überblick, der anreizen soll zum Kauf und zum Studium; der Hauptreiz liegt in den vielen Einzelheiten, die Zeugnis geben von der Unerschöpflichkeit des Volkshumors.

Memmingen.

Julius Miedel.

v. Hovorka u. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin usw. Mit einer Einleitung von Prof. Neuberger. Bd. I. Stuttgart, Strecker und Schröder, 1908, XXIII und 459 S. nebst 7 Tafeln. 8<sup>o</sup> 11.20 M. geb. 13 M.

Wenn jetzt die allgemeine Volkskunde eifrig am Werke ist, den noch vorhandenen Bestand zu ihr gehöriger Überlieferungen zu sammeln, so ist hierbei mit vorwiegend die sorgende Erkenntnis, dass in unserer Zeit, die schneller und unbarmherziger überall hindringende Kultur mit dem sichern Untergang jedes Volkstums droht; von diesem Schicksal wird vielleicht am frühesten dahin gerafft werden die Sonderabteilung, welche als Volksmedizin weitab vom Strom der weiter-schreitenden wissenschaftlichen Forschung und Betätigung der Heilkunde ihr Dasein fristet.

Was hiervon in Baden noch vorhanden ist, hat, soweit es bisher erreichbar war, El. Hugo Meyer in sein badisches Volksleben hinein verarbeitet; umfänglichere Sonderarbeiten aus verschiedenen Gebieten

des Deutschen Sprachtums, aus älteren und jüngeren Zeiten, sodann auch Darstellungen aus Ländern fremder Zungen liegen in größeren sowie kleineren Beiträgen in erheblicher Anzahl vor. v. H. und K. haben es unternommen, in einem großen Werke das Zerstreute zusammenzustellen zu einem allgemeinen Überblick; es ist verständlich, dass sie dabei eine Beschränkung mussten walten lassen, welche im Großen und Ganzen das Außereuropäische ausscheidet, um uns sonst das hauptsächlichste bringen zu können. Vielleicht — man möchte es hoffen — erwächst aus dem Fehlenden für manchen Leser geradezu die Veranlassung zum Selbstsammeln weiteren Stoffs und zum Berichten darüber. Solche Ergänzung wird noch erleichtert durch die im vorliegenden Bande des Buchs durchgeführte alphabetische Anordnung des gesammelten Materials, welches zudem durch eine große Menge von Abbildungen im Text voraus auf beigegebenen Tafeln einem näher gebracht wird.

Um auf einige Einzelheiten hinzuweisen, so bringen gleich die ersten Seiten Ausführliches über den Aderlass in Wort und Bild; bald folgt eine längere Abhandlung über die berühmteste der zauberkräftigen Pflanzen, den Alraun. Sodann wird das Amulet betrachtet in seinem Vorhandensein von der altägyptischen Zeit an bis zu uns. Zu welchen Ausschreitungen eine wie hier, so auch anderen Dingen zu Grunde liegende abergläubische Verstellung führen kann, erfahren wir beispielsweise in den späteren Abschnitten über Leiche oder Mumie. Weit unschuldiger sind die Mittel aus dem Pflanzenreiche, denen wir fast auf jedem Blatt des Buchs begegnen, und welche Zeugnis ablegen von den zahllosen therapeutischen Versuchen, die die Volksmedizin unternommen hat und die in ihrer Gesamtheit wahrlich nicht zurückstehen vor den so viel geschmähten Erprobungen, zu welchen in einer im Grunde genommen gleichen Weise etwa die heutige chemische Produktion die wissenschaftliche Medizin veranlasst. Überhaupt erkennt der Leser alsbald, wie viele Brücken die beiden Lager der Heilkunde verbinden; in der an sich schon wertvollen Einleitung hat der Wiener Lehrer der Geschichte der Medizin darauf hingewiesen, wie einerseits die Beobachtungsergebnisse des Volks in die wissenschaftliche Heilkunde übergegangen sind, wie andererseits aber das Volk von sozusagen allen medizinischen Systemen in sich aufgenommen, freilich aber auch das einmal Aufgenommene dann viel länger behalten hat, als es seinem Werte nach verdient hatte. Auch der Zusammenhang der Volksmedizin mit der allgemeinen Kultur der jeweiligen Perioden erschließt sich uns und nicht zum mindesten dadurch erweckt das Werk unser gespanntes Interesse.

Zusammen mit dem folgenden, wesentlich umfangreicheren, zweiten Band wird das Buch (geheftet) den Preis von M. 22.40 kosten, eine Summe, welche im Hinblick auf den reichen Inhalt und die vorzügliche Ausstattung, niedrig erscheint. Und es steht zu hoffen, dass nicht nur viele Freunde der Volkskunde den Genuss der lehrreichen Lektüre sich verschaffen, sondern dass neue Freunde durch das Werk selbst der Sache zugeführt werden.

Karlsruhe.

Karl Baas.

## An die Verehrer Franz Grillparzers.

Wien, im Februar 1909. Der Stadtrat der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien hat den Beschluss gefasst, das Andenken des größten österreichischen Dichters, Franz Grillparzers, durch die Veranstaltung einer würdigen kritischen Ausgabe seiner sämtlichen Werke zu ehren, und hat den Professor der deutschen Sprache und Literatur an der deutschen Universität in Prag Dr. August Sauer, den bewährten Kenner von Grillparzers Leben und Werken, mit der Herstellung dieser Ausgabe betraut, die im Verlage der Buch- und Kunsthandlung Gerlach & Wiedling in Wien in 25 Bänden erscheinen wird. Sie soll neben allen abgeschlossenen dichterischen und prosaischen Arbeiten auch die Entwürfe und Fragmente, die Studien und Tagebücher, die Briefe von dem Dichter und an ihn, endlich die von ihm verfassten Aktenstücke in umfassender Weise vereinigen.

Zur Vervollständigung des in der Wiener Stadtbibliothek bereits aufgesammelten bedeutenden Handschriftenschatzes wendet sich der Unterzeichnete hiemit an alle Besitzer von Handschriften Grillparzers, insbesondere an alle Bibliotheken, Archive, Theater, Vereine, Verlagsbuchhandlungen, Autographensammlungen usw. mit der ergebenen Bitte, dem Herausgeber alles zerstreute einschlägige Material gütigst zugänglich zu machen. In Betracht kommt alles, was sich von Grillparzers Hand erhalten hat, unter anderem die vielen Stammbuchblätter, Sprüche, Epigramme, Widmungsexemplare seiner Dramen oder seiner Bildnisse in Privatbesitz; ferner Druckexemplare seiner Werke, in welche er Verbesserungen eingetragen hat, Bücher oder Handschriften, welche er mit Bemerkungen versehen hat; auch scheinbar wertlose Aufzeichnungen, selbst wenn sich ihr Inhalt zur Veröffentlichung nicht eignen sollte, können unter Umständen in größerem Zusammenhang Bedeutung gewinnen; ferner alte Abschriften, die auf Grillparzers Originale zurückgehen, ältere Theatermanuskripte seiner Dramen, handschriftliche Sammlungen seiner Gedichte und Epigramme, Briefe an ihn oder über ihn und seine Werke, Urkunden über sein Leben, Entscheidungen, Verträge usw.; auch seltene Drucke, besonders Einzeldrucke seiner Gedichte. Endlich werden auch bloße Hinweise auf erhaltene Handschriften oder versteckte Drucke erbeten.

Die Zusendung von Handschriften wird an die Direktion der Wiener Stadtbibliothek (Wien I, Rathaus) erbeten, wo für feuersichere Aufbewahrung und pünktliche Rücksendung sowie für Vergütung der Kosten Sorge getragen wird. Sollte sich die Versendung der Originale als unmöglich erweisen, so werden möglichst genaue (am besten photographische) Nachbildungen erbeten.

Jede Förderung der Ausgabe wird in dieser dankbar verzeichnet werden.

Dr. Karl Lueger, Bürgermeister der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien.

# ELARD HUGO MEYER

1837—1908.

## Gedenkblätter von Fridrich Pfaff

Mit einem Bilde.

Am 11. Februar 1908 ist zu Freiburg ein Mann dahingeshieden, dessen Tätigkeit für unsere badische Heimat von besonderer Bedeutung geworden ist, nachdem seine allgemein-wissenschaftlichen Werke seinen Ruf in allen dem germanischen Altertum zugewandten Kreisen längst gesichert hatten. Der Badische Verein für Volkskunde hat Elard Hugo Meyer auf Vorschlag durch den Verfasser dieser Würdigung neben dem Maler Wilhelm Hasemann, in richtiger Erkenntnis der Bedeutung beider Männer, freudig und einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt, und als der Gelehrte im Jahre 1907 seinen siebzigsten Geburtstag feiern konnte, vereinigten sich Regierung, Hochschule und Verehrer in den herzlichsten Glückwünschen. E. H. Meyer hat ein Leben, reich an froher Arbeit und Erfolg, aber auch an Krankheit und Schmerzen gelebt, allen die ihn kannten, war er eine achtens- und liebenswerte, mindestens jedoch eine nicht zu übersehende Erscheinung von ausgeprägter Eigenart. Neben seiner gehaltenen und ruhigen, echt niederdeutschen Umgangsart ging eine hohe Begeisterungsfähigkeit, leicht hingerissen und dann selbst hinreißend, einher, gemischt mit heller Heiterkeit, die hie und da auch nicht ohne sarkastische Spitzen war. Noch liegt mir sein fröhliches Lachen im Ohr. Wie sehr ist es zu bedauern, dass mannigfache, schwere, schmerzvolle Krankheit diese sonnige Freude nur zu oft gedämpft hat! Aber auch in hellem Zorn konnte er aufwallen, wie es einem rechten Mann an der rechten Stelle wol ansteht.

Die „Alemannia“ und die den alten Badischen Verein für Volkskunde umfassende „Badische Heimat“<sup>1)</sup> erfüllen eine Ehrenpflicht, wenn sie hier dem Dahingeshiedenen Worte des Gedenkens widmen — die leider durch die verschiedensten widrigen Umstände verspätet erscheinen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, Hugo Meyers gesamte wissenschaftliche Tätigkeit ganz eingehend

---

<sup>1)</sup> Der 1908 gegründete Verein für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege und Heimatschutz.

und kritisch zu würdigen. Ich lege mehr Wert auf das Persönliche und das Badische. Ganz wesentlich unterstützen mich darin die den Aufzeichnungen und Briefen des Dahingeshiedenen entnommenen, höchst dankenswerten Mitteilungen, die mir dessen Witwe, seine treue Pflegerin und Helferin, seine verständnisvolle Mitwanderin auf langem Lebensweg, Frau Elisabeth Meyer, geborene van Nes, anvertraut hat und die ich vielfach wörtlich benutzen konnte. Sie schrieb dazu: „So wehmütig wie anziehend war mir in diesen Tagen, mich zu versenken in den Briefen aus der Studentenzeit meines geliebten Mannes. Die alten Erinnerungen aus der schönen Jugendzeit lebten wieder auf, da seine Augen noch blitzten von Geist und Leben, und seine volltönende Stimme klang mir in den Ohren. . . . Dass er, hier schwer leidend angekommen, doch nach Jahresfrist seine Schmerzen teilweise vergessen und überwinden konnte durch Wiederaufnahme der wissenschaftlichen Arbeit, und was er hier geschrieben und erwünscht und erstrebt, — wissen Sie aus seinem eigenen Munde und gemeinschaftlicher Arbeit, nicht wahr?“ Ja, ich weiß es und würdige es, und deshalb soll hier davon die Rede sein. Aber auch gerade aus seinem Urteil über andere wird seine Eigenart besonders klar hervorgehen, namentlich wenn es in seine eigenen Worte gekleidet erscheint.<sup>2)</sup>

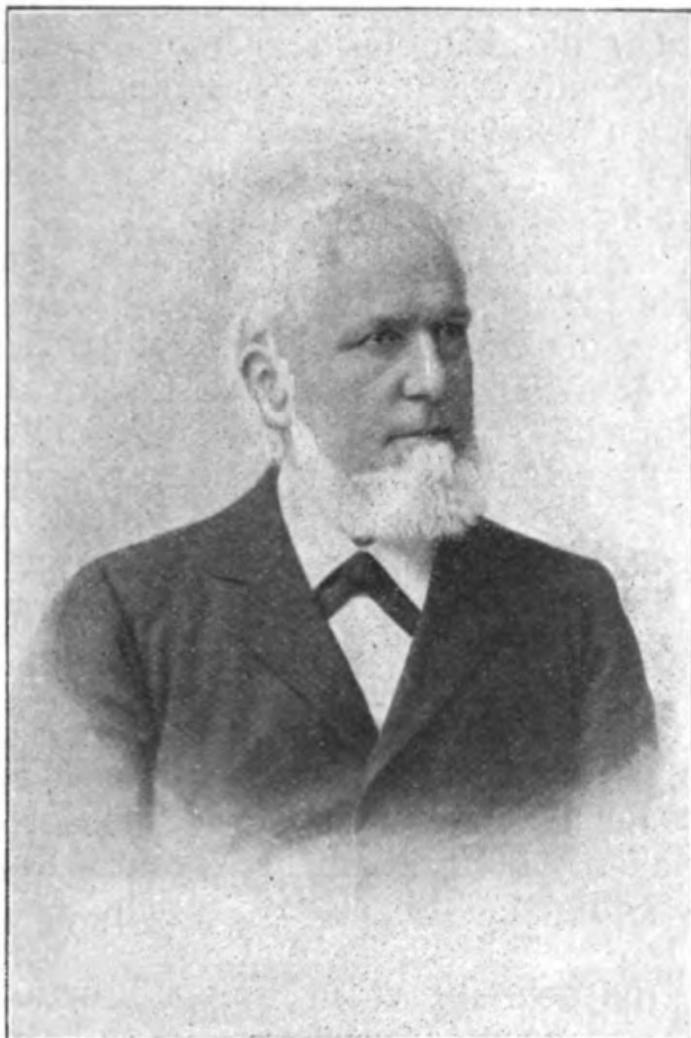
Am 6. Oktober 1837 ist Elard Hugo Meyer in Bremen geboren — nicht aus dem großen reichen Geschlechte der Meier stammend, wie er oft scherzend erzählte, sondern nur ein Meyer aus kleiner Umgebung. Er war der Sohn des Obergerichtsadvokaten und späteren Notars, seit 1838 auch Stadtbibliothekars im Nebenamt, Dr. jur. Elard Meyer und dessen Ehefrau geb. Wienken und hatte sieben Geschwister — drei Brüder und vier Schwestern. 1850—56 besuchte er das Gymnasium und bezog 19 Jahre alt im Herbst 1856 die Universität Bonn, um Geschichte und Philologie zu studieren. Dort trat er bei der Burschenschaft Alemannia ein.

Am 9. November schreibt er:

„Bei Dahlmann höre ich Deutsche Geschichte von Karl V. an bis zur Gegenwart, viermal in jeder Woche. Der einundsiebzigjährige, ehrenfeste Mann hat eine helle

<sup>2)</sup> Durch dankenswerte Mitteilungen haben mich auch unterstützt das Bremische Staatsarchiv, der Direktor der Universitätsbibliothek zu Halle, Herr Geh. Regierungsrat Dr. Gerhard, sowie der Direktor der Oberrealschule in Bremen, Herr Dr. Dietz, dessen Nachruf im Schulprogramm 1908, 944 ich einige Angaben entnehmen konnte. Ein von Friedrich Kluge verfasster Nachruf in den Freiburger Akademischen Mitteilungen 1908, Nr. 10 enthält gleichfalls eine kurze Würdigung von Meyers Person und Lebenswerk.

Stimme, tiefliegende Augen, große Nase und noch dunkles Haar. Er spricht aber langsam und oft eintönig, allein diese langatmigen und einförmig-stätigen Töne bringen häufig einen gar eigentümlichen Eindruck hervor, wenn er z. B. über die Wehmut redet, die uns bei der Betrachtung des deutschen Verhängnisses ergreift, wenn er wie ein alter Cato Censorius Russischer Geschichte nach der Aussage anderer über Katharinas Ausschweifungen das Gericht spricht, je langsam-monotoner, desto erschütternder. Endlich von den



großartigen Gedanken zu reden, die seine ganze Darstellung durchziehen, gestattet weder der Raum noch meine Neu-lingschaft.“

Bei Delius hörte Meyer englische Literatur und Shakespeares Leben und Kunst, bei Ritschl Vorlesungen über Aeschylus Sieben gegen Theben und Geschichte der griechischen Tragödie. Letztern schildert er als „von hagerer Statur und eingefallenem Gesicht, aber leuchtenden Augen“, mit „fadenscheiniger“ Stimme halte er höchst lebhaft und interessante Vorträge, an denen besonders die scharfe Kritik zu bewundern sei. Bei Otto Jahn, dem berühmten Biographen Mozarts, hörte der junge Student seine Einleitung

in die Archäologie. Des Franzosen Monnards Vorlesungen findet er oft wirklich völlig dramatisch und höchst lebendig, wenn auch etwas oberflächlich. Ein Kolleg bei Diez über gotische Sprache machte den Beschluss. Es waren so wöchentlich 21 Stunden, nicht zu viel, nicht zu wenig. Immer ging er freudig und gespannt ins Kolleg hinein und froh und belehrt wieder hinaus. Die Belehrung wird fortgesetzt im reichhaltigen Lesezimmer und durch Hausfleiß. Er hofft auch in nähere Berührung mit einigen Professoren zu kommen. Neu und fremdartig war ihm freilich das Studentenleben, die katholische Kirche, des Landes Sitte und die umgebende Natur. Am Sonntag hörte Meyer den ausgezeichneten Universitätsprediger Steinmeyer, was ihm „sehr wol tat“. Nachmittags gings mit den Alemannen nach Godesberg zu Sang und Klang.

Am 16. Februar 1857 schreibt Meyer: „Am Gotischen habe ich viele Freude, wie auch an dem Lehrer desselben, Professor Diez, der ein erst etwas schüchterner, später ganz zutraulicher Mann ist. Ich hoffe zu Ostern diese schöne, klangvolle Sprache so ziemlich bewältigt zu haben, ja sogar ihre Hauptbeziehungen zu den nächstverwandten Sprachen zu erkennen.“ Die Befürchtung des Vaters, dass er sich übermäßig anstrenge, klingt ihm fast ironisch, da er sich täglich viel in der schönen freien Natur herumtreibt und auch dabei schon geistig viel lernt durch Verkehr mit Leuten jeder Gesinnung, jedes Standes, aus allen Seiten Deutschlands, selbst aus England, der Schweiz und Italien. Am 9. März berichtet er seinem Vater, dass er wol schon am 20. März heimkehren werde: die Professoren seien hier „über alle Maßen faul“ und suchen ihren Kursus baldmöglichst zu beendigen. Begeistert spricht er von seinen Freunden.

Am 10. Juli schreibt er in hohen Jubeltönen von der ersten Rheinreise nach Oberwesel. Besonders kultiviere er noch das Gotische, sei auch fleißig im Italienischen und Spanischen. Im Herbst will er nach Tübingen, wohin ja auch Otto Jahn berufen worden war. Täglich spiele er mindestens eine Stunde Klavier. Auch unter seinen Kameraden seien mehrere tüchtige Musiker. Die Burschenschaft suchte ihn auch noch für den Winter in Bonn zu fesseln, aber „es scheint mir das Opfer an Zeit und Geld, das ich in diesem Falle ohne Frage bringen müsste, nicht gering zu sein, wie es mir denn auch richtig zu sein däucht, dass es hinreicht, ein Jahr des Studentenlebens mehr mit der Außenwelt verkehrt zu haben, als ein wirklicher Stud. literarum hinter Lampe und Dintenfass gewesen zu sein.“

Meyer hat die Verbindung mit der Burschenschaft später nicht weitergepflegt.

Im Oktober 1857 kam er nach Tübingen, das ihm, trotzdem es so „bucklicht“ ist, trotz seines „fabelhaften Schmutzes“, seiner „traurigen Beleuchtung“, sehr gefiel. In den Gassen bemerkt man die Zubereitung des Weins, es duftet eine Straße, in der mindestens 40 sehr große Kübel die ganze Länge einnehmen, überall süß von dem jungen Rebensaft. An den Trachten, an den Zöpfen der jungen hübschen Schwabenmädchen freute er sich. Ueberall findet er eine gewisse Gemütlichkeit und Naivetät. Das liebe Vieh lebe auf den Straßen, man müsse sich in acht nehmen, keine zudringlichen Tauben totzutreten oder nicht von einer bejahrten Sau rittlings davongetragen zu werden. Auch die deutsche Titulierung und gar gewissenhafte Nennung des ganzen Titels mit genauer Scheidung von „Ober-“ und „Unter-“ sei naiv. Auf einem Honoratiorenball haben mehrere Fräuleins seine Sprache gar nicht verstanden; aber trotz dieses tragischen Umstands habe er sich sehr vergnügt. Bei Professor Teuffel, der „ganz gründlich, aber bisweilen auch etwas ledern und eintönig“ war, hörte er, auch bei Hirzel und Rapp, der ihn in das Serbische einweihte, wodurch er alle anderen slavischen Gebiete leicht zu überblicken und das Deutsche von einer andern Seite, in einem neuen Verwandtschaftsverhältnisse zu sehen hoffte. Auch über Calderons *Magico prodigioso* hörte er bei Rapp, ferner bei Adelbert Keller Deutsche Grammatik und Alt-sächsisch, bei Holland über Dante. Sehr entzückt ist er von Max Dunckers Vorlesung über die französische Revolution. Auch hörte er Beck über die kleinen Propheten und Bauers neueste Kirchengeschichte. Als die besorgte Mutter die Vermutung ausspricht, dass es ihm dort doch wol nicht so gut gefalle wie in Bonn, kommt die Antwort, freilich entbehre er die alten Bonner und Bremer Freunde; allein der Umgang mit dem „herzigen Völkchen der Schwaben“ biete einigermaßen Ersatz und die immer tiefere Erkenntnis, dass das Deutsche Volk so reich begabt und doch so verschieden gestaltet sei in Sprache, Sitte und Anlage, und doch immer Deutsch bleibe, wie wol kein anderes Volk solche Vorzüge aufzuweisen habe. Denn was unser Messias-sänger von der Sprache allein singt:

„Sie ist — an mannichfalter Uranlage  
zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich“,  
das könne man auf das ganze Volk anwenden.

Im Sommersemester hörte er Sanskrit bei Roth, bei Rapp vergleichende Grammatik und Erklärung des Macbeth,

bei Keller Deutsche Literaturgeschichte, bei Fichte Geschichte der neuern Philosophie, bei Palmer Pädagogik, bei Öhler über die Psalmen. Anschaulich beschreibt Meyer ein liebliches Maifest, zu dem aus allen Gassen auf den Markt festlich geschmückte Kinder strömten, die Mädchen in hellen Kleidern mit Kränzen ums Haar, die Knaben mit großen, mit Pfingstrosen und Tulpen durchflochtenen Pappelzweigen. Nachdem ein Choral geblasen war, zogen sie geordnet mit Musik und Gesang auf den Schießplatz, wo alles, Professoren und Bauern, Studenten und Handwerker, Jung und Alt, Arm und Reich die Freude der Kinder teilte. —

Der Herbst 1858 führte Meyer nach Berlin. Sein erster Besuch galt Jakob Grimm. „Der hohe Greis, schreibt er, war sehr freundlich gegen mich; Brust, Augen und Gehör scheinen durch Alter und kolossale Arbeiten sehr gelitten zu haben. Er äußerte auch selbst, dass er ohne diese Mängel noch öffentlich vortragen würde. Sein Gedächtnis muss noch immer gewaltig sein; so erinnerte er sich noch von seinem kurzen Aufenthalt in Bremen, dass wir, als er die Stadtbibliothek besuchen wollte, gerade einen Ausflug hatten machen wollen und er dort auf dem Hausflur Dich und uns Kinder angetroffen hatte. Er wohnt mit seinem Bruder brüderlich zusammen, sie trinken in öffentlichen Lokalen sogar aus einem Glas“. Meyers Hoffnung, noch mehr mit „diesem Genie“ zusammenzukommen, erfüllte sich.

Bei Massmann hörte er Handschriftenkunde. Beim Studium der Urkunden überließ dieser die Zuhörer fast ganz ihrem Schicksale, d. h. ihren eigenen Fähigkeiten, höchstens, dass er leise Andeutungen gab. Auch Massmanns Nibelungenvorträge wurden gehört, ferner bei Moritz Haupt Tacitus Germania und altdeutsche Lieder und Bücher des 11. und 12. Jahrhunderts — „äußerst lehrreich und anziehend“; weiter Bopps vergleichende Grammatik des Griechischen, Lateinischen und Deutschen, bei Steinthal allgemeine Grammatik und philosophische Betrachtung der Sprache.

Im März 1859 schreibt Meyer: „Jetzt hat sich auch dieses Semester abgerollt, in welchem ich, wie es mir vorkommt, mindestens ebensoviel gelernt habe als in den vier vorigen zusammengenommen. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich aus dem neuen Katalog Folgendes ausgesucht: Haupt, Ilias, Neidhart von Reuental; Müllenhoff, deutsche Grammatik und Uebungen; Massmann, Geschichte der Universität; Richthofen, Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte; Hirsch, Deutsche Geschichtsschreiber des Mittelalters. Du siehst, dass ich immer bestimmtere und engere

Kreise beschreibe, um in einem derselben immer heimischer und sicherer zu werden“.

Im Dezember 1859 wird von regem, interessantem Verkehr mit Müllenhoff und von der neuen Bekanntschaft mit Dr. Mannhardt berichtet. „Müllenhoff ist auf dem Katheder wie auf dem Sopha geistvoll, gemütlich und liebenswürdig wie immer; er macht uns fortwährend auf dankbare Aufgaben für unsere Tätigkeit aufmerksam, erfreut uns stets von neuem mit den schönsten Resultaten seiner letzten Forschungen; kurz der Umgang mit ihm ist in jeder Weise bildend und anziehend. Sein gerader, biederer holsteinischer Sinn, sein Mannesstolz und Deutsche Kraft erhebt jeden, der ihm, dem scheinbar schroffen, abstoßigen, etwas näher tritt, besonders da alles so schlicht und einfach hervorkommt. Er erscheint mir jetzt als der Hort der deutschen Sage, nachdem von dem Grimmschen Brüderpaar das wenig jüngere Glied hinübergegangen ist. Nicht wird wie bei Alexander von Humboldt Jakob seinen teuren Bruder noch viele Jahre überleben: sie waren zu eng verbunden“. Im Februar 1860 erzählt Meyer von einer Einladung Mannhardts<sup>3)</sup> zu einer wöchentlichen Zusammenkunft alle Sonntag beim Bier, zu welcher auch Dr. Kuhn „der erste der jüngeren Sprachvergleichler“, Dr. Gosche, Privatdozent für allgemeine Literaturgeschichte, Dr. Nöldecke, „der zweiundzwanzigjährig neulich den Preis bei der Pariser Akademie sich errungen hat über den Koran“, kommen. Er fährt fort: „Berlin zählt zu seinen Angehörigen drei Historiker, die zu den Größen rechnen: Ranke, Duncker, Droysen, dazu lebt Mommsen hier. Das Studium der Geschichte hebt sich auffallend, hoffentlich zum Heile des Vaterlandes. So möge auch das ebenso wichtige und einflussreiche Studium der Deutschen Sprachkunst und Sitte aufblühen, das so viele Einbuße in letzter Zeit erlitt“.

Im April 1860 ist die Dissertation „bald fertig“ und verschiedene Lebenspläne werden gemacht um bald den eigenen Lebensunterhalt zu verdienen. Meyer denkt daran Hauslehrer in Berlin zu werden und sich dort als Privatdozent zu habilitieren, oder eine Schulstelle in Bremen zu suchen. Zunächst werde es in der Stellung wol etwas kümmerlich sein, er werde sich aber so eifrig bestreben schultüchtig zu sein wie seiner Deutschen Wissenschaft mit Leib und Seele zu dienen. An einer niederdeutschen Grammatik,

<sup>3)</sup> Im Sommer 1860 hörte M. bei Mannhardt eine Vorlesung über vergleichende Mythologie, in welcher dieser „die Entstehung der Mythen aus den Apperzeptionen himmlischer Naturerscheinungen“ darlegte. Anz. f. D. A. XI, 144.

die historisch und mit Bezugnahme auf die andern deutschen Sprachen, vom Heliand bis zu den neuesten plattdeutschen Erzeugnissen, diesen so sehr wichtigen, eigentlich noch nirgends wissenschaftlich behandelten Dialekt in seinen Schicksalen und Wanderungen darlegt, denkt er wahrscheinlich zuerst seine Kräfte zu messen. „Die althochdeutschen Mundarten harren auf eine gleiche Behandlung, und das Mittelhochdeutsche in allen seinen Vertretern kritisch zu Tage zu fördern, daran müssen noch Jahrhunderte arbeiten.“ Kleinere Arbeiten auf diesem Gebiet würden jene größere angenehm unterbrechen. „Die gehörige Vorschule zu solchen schweren Arbeiten habe ich genossen, weiteren Fortschritt wird Müllenhoff gern unterstützen.“ „Müllenhoff war mit meinem Plane, vorläufig in die Heimat zu ziehn, ziemlich zufrieden, riet mir aber, dann nach Verfluss einiger Jahre, zur Universität überzugehn, er wolle für mich sich bemühen, vielleicht ließe sich in Bonn etwas machen. Ferner wolle er sich umsehen, ob mir vielleicht von München aus einige Arbeiten, deren viele für mich passende in Aussicht stünden, zukommen könnten. Endlich hat er mir auch schon etwas Festeres in die Hand gegeben, indem er sich bereit erklärt hat, mit mir vereint ein Buch in die Welt zu schicken. Er will nämlich den Alphart herstellen, ich soll die Rabenschlacht und Dietrichs Flucht übernehmen.“

Im Juni 1860 ward ihm nun eine Stellung als Hilfsarbeiter bei Johann Martin Lappenberg in Hamburg angeboten. Der Geschichtsforscher Lappenberg, geboren zu Hamburg 1794, war 1823 bis 1863 Archivar der Stadt Hamburg, er ward Mitglied der historischen Kommission der Münchener Akademie und verfasste eine Reihe hansischer Geschichtswerke. Auch der Deutschen Dichtung widmete er seine Tätigkeit, und beschäftigte sich mit dem Fräulein von Klettenberg, mit Murner, Laurenberg, Paul Fleming und Klopstock. Er war damals seines Augenlichts fast beraubt. Stets hat Meyer mit der größten Hochachtung und Anhänglichkeit von Lappenberg geredet. Zunächst wurde seine Hilfe verlangt für die Herausgabe des Helmold, des Arnold von Lübeck und ähnlicher Chroniken in den Monumenta Germaniae, auch für Paul Fleming. Für andere Privatarbeit werde nur wenig Muße bleiben. Müllenhoff meinte freilich, dies werde nur für die erste Zeit gelten, bis Meyer sich mehr in die Arbeit hineingelebt habe. „Der Sonntag und die Abende sowie der frühe Morgen und einige Pausen bleiben natürlich für mich, außerdem bewege ich mich stets in lehrreichen Sachen.“ Er nimmt also die Stellung an und berichtet

schon im Dezember vom Wachsen der Freundlichkeit Lappenbergs, der ihm, wenn nicht Eile notwendig ist, vertrauensvoll gehörige Zeit und Freiheit lässt und sich sogar für seine wissenschaftlichen Privatarbeiten interessiert. Anziehende Gesellschaften werden mitgemacht, aber solche gesellige Freuden überwiegt die stille häusliche Arbeit. „Wie dankbar bin ich dem lieben Gotte, dass er mich in eine rastlose geistige Tätigkeit geworfen hat. Die schönsten Stunden sind mir doch immer die, wo eine Wahrheit nach der andern sich enthüllen muss, besonders wenn die eigene Hand die Decke wegrißt.“

In diesen Stunden hat er auch seine Dissertation vollendet: *Specimen quaestionum de poesi joculariorum Rhenana saeculi duodecimi*, auf Grund deren er am 27. Juli 1860 an der Universität Halle zum Doktor der Philosophie promoviert wurde. Über ein Menschenalter ist er, wie wir sehen werden dem Gegenstande, der Spielmannsdichtung des 12. Jahrhunderts, treu geblieben und ist immer wieder, wie auf eine alte Liebe, auf ihn zurückgekommen. Leo prüfte ihn in altdeutscher Sprache und Literatur, sowie in Geschichte, Erdmann in Philosophie. Das Protokoll bezeugt ihm eine *laudabilis cognitio*. Die nach dem Brauche der Zeit lateinisch geschriebene Dissertation ist, was damals in Halle noch möglich war, nicht gedruckt worden. Ihr Inhalt ist wol in Meyers zuerst veröffentlichte germanistische Aufsätze übergegangen. Die drei ersten Arbeiten, sagt Meyer selbst, über *Spielmannslieder*, *Tandarois* und *Rother* seien in Haupts Zeitschrift erschienen. Dass er sich dabei, in guter Gesellschaft wie Grimm, Dietrich, Müllenhoff und Mannhardt bewegte, gereichte ihm zur höchsten Freude.

Die Erinnerung trägt hier den Schreiber ein wenig, denn nur zwei Arbeiten waren es. Zuerst erschien die noch aus Bremen 18. August 1860 datierte kürzere Untersuchung „*Ueber das Alter des Orendel und Oswald*“<sup>4)</sup>, in der auch *Morolt* und *König Rother* zum Vergleich herangezogen sind. Eine besondere Rotherarbeit von Meyer besteht nicht. Wol hat aber Müllenhoff im selben Band<sup>5)</sup> über Rother-Osantrix gehandelt, und es wäre möglich, dass Meyer an den hier zusammengetragenen Zeugnissen Anteil hätte.

Die zweite Abhandlung, datiert Hamburg 20. April 1862, führt die Ueberschrift „*Ueber Tandarois und Flordibel*, ein

<sup>4)</sup> Z. D. A. XII (1865), 387.

<sup>5)</sup> S. 344—354.

*Artusgedicht des Pleiers*“<sup>6)</sup>. Meyer untersucht hier den Wert der drei Romane des Pleiers Tandarais, Garel und Meleranz, findet in ihnen einen Sammelplatz von Reminiszenzen aus andern Dichtern, Einmischung von Personen und umliegenden Oertlichkeiten, Entstellung heimischer Sagen und schlechte Erfindungen und schließt: „über seinen Werken liegt noch ein schwaches Abendrot vom vergangnen herrlichen Tage her, eine trübe, kalte und unfruchtbare Dämmerung zieht bereits über sie hin“.

In die Hamburger Zeit fällt auch die Vollendung einer Abhandlung, die leider als ein Irrgang bezeichnet werden muss, zumal es sich hier nicht allein um Verschiedenheit von Grundanschauungen, wie etwa bei mythologischen Untersuchungen, beim Ringen um eine werdende Wissenschaft handelt. Während Meyers naturmythologische Anschauungen heute noch von nicht wenigen und besonders von der Schulwissenschaft geteilt werden, muss seine Schrift „*Walther von der Vogelweide identisch mit Schenk Walther von Schipfe*. Eine auf Urkunden gestützte Untersuchung“ (Bremen 1863) als verfehlt und abgelehnt gelten. Der junge Forscher hatte sie Franz Pfeiffer gewidmet, diesem in einem Vorworte seine Sünden vorgehalten, ihn zur Umkehr ermahnt, und sich also damit in den tobenden Kampf der Germanisten gestürzt, der heute noch nicht ganz ruht und dessen Annehmlichkeiten auch ich genügend zu kosten bekommen habe. Pfeiffer fertigte die immerhin etwas seltsame Anmutung kurz und grob ab und erklärte es für überflüssig auf das Wissenschaftliche einzugehn<sup>7)</sup>. —

Der Aufenthalt in Hamburg währte zwei Jahre unter anstrengendster geistiger Arbeit sowol für Lappenberg als auch für M. selbst. Nach dem ersten Jahre schreibt er: „Ich bin zufrieden mit den Ergebnissen dieses ersten unstudentischen Jahrs, stolz auf den eigenen Fleiß, dankbar meinem guten Gotte, der mir ungeschwächte Gesundheit, treffliche Unterweisung, ein holdes sicher leitendes Glück, der mir, was das beste ist, immer neue glühende Begeisterung für das gibt, was allein würdig ist ein Menschenleben vom Anfang bis zu Ende zu erfüllen. Dieser Freude verzeihe auch, dass ich die alten Geschichten stets von neuem vortrage. Zweierlei entbehre ich hier am schmerzlichsten: die volle Freiheit, die ich nicht missbrauchen würde, und Leute, mit denen ich meine Gedanken austauschen könnte. Mein alter Lappenberg ist denn doch nicht Kenner

<sup>6)</sup> Z. D. A. XII (1865), 470.

<sup>7)</sup> Germania VIII (1863), 127.

genug und so großartige Probleme wie die meinen, würden ihn gleich um meine Teilnahme an seiner Arbeit besorgt machen. Es fallen immer einige Stunden in der Woche ab, wo ich ganz frei bin, mich ungestört meiner Wissenschaft in die Arme werfen kann. Und die Kraft stählt, dass man zwei Karren mit fortbewegen muss, den einen worauf der Deutsche Historiker Lappenberg, den anderen worauf der Deutsche Altertumsforscher Meyer sitzt“. —

Des Vaters zunehmende Kränklichkeit und Sehnsucht nach dem geliebten Sohn veranlasste ihn dann das Verhältnis zu Lappenberg zu lösen und nach seiner Vaterstadt Bremen überzusiedeln. Obwol ihm noch keine feste Stelle in Aussicht gestellt war, vertraute er auf sein gutes Glück, das ihm immer noch fortgeholfen hatte. Und wenn es dort nicht gelang, so glaubte er doch zuverlässige Mittel in sich zu tragen, die ihn durchbringen würden. Nur das Eine scheine ihm für eine gebührende Entwicklung und Verwertung seiner Kräfte notwendig, dass er sich auf seine eigenen Beine stelle und nicht auf den guten Willen anderer lauern müsse. Zunächst ward er Ostern 1863 Hilfslehrer an der Vorschule der höheren Lehranstalt, Ostern 1864 an der 2. Stufe derselben, der Handelsschule. Das zu einer staatlichen Anstellung nötige Schalexamen wurde rühmlich bestanden. Ostern 1865 ward er ordentlicher Lehrer der Hauptschule. Seine Lehrtätigkeit in Bremen hat alle Klassen umfasst von dem sechsjährigen Knaben bis zur Prima der Handelsschule. Dazu gab er Privatunterricht in Mädchenschulen bis zum Lehrerinnenseminar. Knaben und Mädchen, Groß und Klein, hingen mit begeisterter Liebe an ihrem Lehrer, dem das Unterrichten die größte Freude war und der in jeder Stunde sein Bestes gab, voll heiliger Begierde die Jugend zu bilden, Geist und Herz zu veredeln. So legte er auch höchsten Wert auf den Religionsunterricht, der von manchem anderen Lehrer so ungern erteilt wurde. So wie er die Seele seines Volks erfasste und in späteren Jahren Ausdruck dafür gefunden hat, so hatte er das innigste Verständnis für das jugendliche Gemüt und wusste es dadurch an sich zu fesseln, er verstand streng und ernst zu tadeln, wo ihm Gemütsroheit und stumpfe Faulheit entgegentrat, unterschied diese aber streng von jugendlichem Uebermut und kindlichen Unarten. Durch frischen Humor und unerwartete Fragen und Wendungen wusste er, wenn die Aufmerksamkeit sank, den Unterricht neu zu beleben. Und wenn ihn in späteren Jahren auch oft heftige Gesichtsschmerzen quälten, so kräftigte sich doch Körper und Geist stets von neuem, wenn er vor seine Klasse

trat, so dass kein Schüler bemerkte, dass ein Kranker vor ihm stand, der sich nur mit äußerster Willenskraft aufrecht erhielt.

Außer dieser angestregten und liebevollen Lehrtätigkeit entfaltete Meyer noch großen Eifer für volkstümliche Vereine -- so auch im Protestantenverein -- und hielt viele Vorträge. Auch die wissenschaftliche Tätigkeit ruhte nicht, unermüdlich sammelte er, wenn es ihm auch damals an Zeit zur Ausarbeitung gebrach. Durch diese unaufhörliche geistige Anstrengung, die nur einmal im Jahr durch eine fünfwöchige Ferienreise unterbrochen wurde, ist wol der Grund zu seinem schweren Nervenleiden gelegt worden, das ihn dann schon im Jahre 1882, also im fünfundvierzigsten Lebensjahre, zwang sein geliebtes Lehramt niederzulegen.

Trotz alles amtlichen und häuslichen Fleißes war Meyer kein Stubenhocker. Er wanderte gern und viel. Die Ferienreisen führten ihn gewöhnlich in die Alpen Tirols oder der Schweiz, die er als unermüdlicher Fußgänger mit höchstem Genuss durchstreifte. Aber auch der norddeutschen Ebene wusste er ihre Reize abzugewinnen, auch sie erregte seine Dichternatur, die Sinn hatte für das Kleinste wie für das Größte. Aehnlich hat er später, während seines Freiburger Aufenthalts, als die qualvolle Krankheit eine Zeitlang minder heftig war, den Schwarzwald durchwandert und Stoff für die volkskundlichen Forschungen des Lebensabends gesammelt.

1867 veröffentlichte Meyer ein Leben Lappenbergs, 1868 als Osterprogramm der Hauptschule zu Bremen die Abhandlung „Roland“, über die der Mythologe Adalbert Kuhn zustimmend schrieb<sup>8)</sup>: In meist überzeugender Weise sucht der Verfasser statt der bisher versuchten historischen Anschauung der Rolandsage mythischen Niederschlag in derselben nachzuweisen und fasst auf S. 13 das Resultat seiner Untersuchung dahin zusammen, „dass der fränkischen Rolandssage ein Mythos von einem Gotte Hruodo oder Rodo zu Grunde liegt . . . nur so viel wird sicher sein, das hierin Dargestellte ist der Kampf des Lichtes und des Dunkels während der Sonnenwende oder vielleicht noch besser während der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche.“ Roland, Irmin und Ziu seien nur verschiedene Namen des einen Sonnengotts. Kuhn trägt Einzelheiten aus der Deutschen Sage, aus Nordjütland und aus der altindischen Ueberlieferung nach.

---

<sup>8)</sup> Z. D. Ph. I (1869), 491.

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Rolandabhandlung steht als eine Art Fortsetzung Meyers Aufsatz „*Ueber Gerhard von Vienne. Ein Beitrag zur Rolandssage*“, abgeschlossen März 1870.<sup>9)</sup> Der junge Forscher will hier aus dem altfranzösischen Gerard de Viane neues Licht über das Wesen der Rolandssage schöpfen. Er klagt zu Eingang über das Fehlen wesentlicher Hilfsmittel, wie des berühmten 22. Bands der *Histoire littéraire* mit Paulin Paris immer noch unentbehrlichen Mitteilungen, wie der nicht minder berühmten *Histoire poétique de Charlemagne* von Gaston Paris, der *Epopées françaises* von Gautier. „Oliviers und Rolands Kampf . . . . habe ich aus mehreren Gründen auf das herbstliche Ringen des Sonnengottes mit dem Wintergotte gedeutet. . . . Im Gerhard von Vienne dagegen haben wir die *Frühlingsschlacht* jener beiden Heroen vor uns, denn Roland siegt und gewinnt hier erst Audes Hand. In meiner Rolandsabhandlung wagte ich noch nicht dieser Göttin ins Gesicht zu sehen, jetzt aber, glaube ich, muss gerade sie uns tiefer in das Verständnis des burgundischen Mythos hineinführen.“ Aude muss eine Frühlingsgöttin sein, die der Sonnengott den ihr verwandten Mächten des Winters entführt. Die verschiedenartigsten Sagen, Ueberlieferungen — ich nenne nur Richmodis von Aducht in Köln — werden dafür ins Feld geführt. Wenn Gaston Paris in der *Revue critique*<sup>10)</sup> Einspruch erhoben habe gegen die Herleitung der Rolandssage aus dem germanischen Mythos, so werde er wol in diesem neuen Beitrag zur Rolandssage einen vollkommen ausreichenden Beweis für Meyers früher ausgesprochene Ansicht anerkennen. —

Eine große und schöne Aufgabe ward Meyer in jener Schulzeit anvertraut, als die Grimmschen Erben ihm die Ausgabe der vierten Auflage von Jakob Grimms *Deutscher Mythologie* übertrugen. Im Vorwort (Weihnacht 1877, S. V) kennzeichnet er selbst diese Aufgabe so: Meine Arbeit bestand darin, die Masse von Zitaten und Andeutungen, Gedanken und Einfällen, je nach ihrer Beziehung zum Texte des Handexemplars, in passende Gruppen zu sondern und durch die bloße Anordnung oder auch durch ein paar erläuternde und verknüpfende Worte in einen verständlichen Zusammenhang mit einander zu setzen. Soweit es mir möglich war und nötig schien, prüfte ich die Richtigkeit der Zitate. Waren die Quellen gar nicht oder ungenau angeführt, so bemühte ich mich, sie aufzu-

<sup>9)</sup> Z. D. Ph. III (1871), 422.

<sup>10)</sup> 12. Febr. 1870.

finden oder bestimmter zu bezeichnen. . . . Sonst fügte ich noch neu Hinweise auf Grimms eigne Schriften hinzu, um sein mythologisches Wissen in diesem [3.] Ergänzungsbande möglichst zu vereinigen.“

Auch seine Lebensbeschreibung des berühmten alten Bürgermeisters von Bremen Smidt erschien in jener Zeit. Auf diese, sowie auf Veröffentlichungen im Bremer Jahrbuch, kann ich hier nicht eingehen.

1876 war Meyer zum Professor und Vorsteher der Handelsschule in Bremen ernannt worden, die unter seiner Leitung zur Realschule erster Ordnung (Realgymnasium) ausgebaut ward. 1880 erhielt er den Titel Direktor.

Die Gesichtsschmerzen, die sich bereits seit Jahren bei Meyer eingestellt hatten, waren in unerträglicher Weise gewachsen, so dass er, wie schon gesagt, im Jahre 1882, auf den 1. April, sein Lehramt in Bremen völlig aufgeben musste. Es war eine hartnäckige und besonders schmerzhaft Trigemini-neuralgie, die ihn plagte. Keine Kur hatte dauernde Heilung erzielt, sogar die Ausschneidung des Nerven mit Durchmeislung des Jochbeins hatte nur vorübergehende Besserung gebracht. Von gänzlicher Ruhe im milderen Süden schien eher etwas zu hoffen sein, und so wandte sich Meyer 1882 nach Freiburg im Breisgau. Von Bremen nahm er Abschied durch eine vom Juli 1882 schon aus Freiburg datierte Abhandlung über *die Sprüche des Bremischen Ratsstuhls*<sup>11)</sup>, die er nach der handschriftlichen Chronik des Johann Renner mitteilt, da der Stuhl bis auf zwei Lehnhälften zur Zeit der französischen Herrschaft am Anfang des 19. Jahrhunderts zerstört worden ist. Er sucht die Quellen der Sprüche in der Bibel, dem Freidank und den Disticha Catonis und würdigt auch die künstlerische Ausstattung des Stuhls. Der Aufenthalt in der damals noch recht stillen schönen Breisgaustadt, die Freiheit von Amtsgeschäften übten eine beruhigende Wirkung aus, so dass der fleißige Mann seinem innern Drange nach Tätigkeit auch dort noch Genüge leisten konnte. Als Bibliotheksbeamter habe ich — zur selben Zeit nach Freiburg gekommen — ihn damals kennen gelernt. Man möge verzeihen, wenn in der Folge auch von mir selbst die Rede sein wird. Da ich namentlich in jenen ersten Jahren des Freiburger Aufenthalts und später wieder bei gemeinsamer volkskundlicher Tätigkeit viel mit ihm verkehrt habe und wir beide uns gerade in mythologischen Dingen viel gegeneinander ausgesprochen und damit gegenseitig beeinflusst haben, so kann ich nicht

<sup>11)</sup> Z. D. A. XXVII (1883), 33.

wol davon absehn. Zudem bin ich der Volkskunde in Baden Aufschlüsse über ihre Anfänge schuldig.

In meinem Dienste hatte ich Gelegenheit Meyer in mannigfacher Weise zu unterstützen, was er um so mehr schätzte, als es ihm verwehrt worden war die Bibliothek nach Art der Universitätslehrer in den Büchersälen selbst frei zu benutzen. Die Freiburger Universitätsbibliothek befand sich damals in besonders kleinen Verhältnissen. Die Beamten-schaft war sehr gering an Zahl. Die Aufstellung der Bücher war aus Raumangel höchst verwickelt. Die Kataloge waren alt und veraltet. Das Lesezimmer bot nur sehr wenig Raum, so dass man mit vielen Büchern darin unmöglich arbeiten konnte. Dabei waren die Ausleihebestimmungen ebenfalls eng und drückend. Und endlich waren die Mittel zur Anschaffung von Büchern gänzlich unzureichend, so dass große Lücken entstanden. Zudem galt die germanische Philologie -- wie bei manchen Leuten heute noch -- damals durchaus als Nebensache. Wären nicht die aus den Klosterbibliotheken stammenden Schätze an alten Drucken und wäre nicht das sehr reichhaltige Vermächtnis des verdienten Germanisten Franz Karl Grieshaber gewesen, so hätte der Deutsche Altertumsforscher zu Freiburg im Breisgau einen schweren Stand gehabt. Für mich war jene Zeit mehr als jede andere eine Schaffens-, aber auch eine Leidenszeit.

Ich selbst hatte die Universität in ähnlicher Weise wie Meyer zur Ausbildung in den verschiedensten Fächern der Altertumswissenschaft benutzt und mich dann ganz der in fröhlichem Tatendrang aufblühenden junggrammatischen Richtung angeschlossen. Meinem besonders in wissenschaftlichen Dingen konservativen und vorsichtigen, nur auf sichere Tatsachen sich stützenden Sinn wollte die „Mythologie“ am wenigsten von allen Zweigen meiner Wissenschaft gefallen. Gerade Altnordisch hatte ich vom ersten Semester an besonders eifrig getrieben und früh erkannt, dass es sich dabei um eine besondere, einseitig ausgebildete Kultur handele, die in keiner Weise mit dem germanischen Altertum im allgemeinen gleichzusetzen war, wie es leider besonders in der Mythologie geschah<sup>12)</sup>. Auch die kritiklose Quellenbenutzung machte mir die Mythologie besonders verdächtig. Sagen,

---

<sup>12)</sup> Mein Lehrer Karl Bartsch in Heidelberg lehrte Mythologie (ich hörte sie bei ihm im S. S. 1879) vom nordischen Standpunkte aus. Sonst war er doch in Vielem der Zeit voraus und hatte z. B. auch für Philologie und Altertumskunde schon die heute von andern aufgegriffene oder selbständig gefundene richtige Bezeichnung „Kulturwissenschaft“ angewandt (Enzyklopädie des germanistischen Studiums

Märchen, Rechtspruchwörter, Volkslieder sammelte ich längst und schätzte sie besonders nach ihrer dichterischen Seite. Aber die junggrammatische Richtung hatte ja an das Leben, an die gesprochene Mundart angeknüpft. Also lag es nahe auch für die Mythologie dasselbe zu tun.

Das war für mich die Vorbereitung zu meiner Bekanntschaft mit Elard Hugo Meyer. Damals war er noch sehr leidend und musste sich in jeder Beziehung Zwang auferlegen. Ich tat dasselbe gern freiwillig, wenn ich mit ihm zusammen kleine Abendspaziergänge auf ebenem Wege mit vielen Ruhepausen machte. Ich lernte damals viel von ihm und kam von meiner immerhin einseitigen Verachtung der „Mythologie“ zurück, die schließlich so weit gegangen war, eigentliche Mythen gar nicht mehr zu glauben. Meyer war damals, wie wir bereits sahen, von Mannhardts Lehre erfüllt. Und gerade Mannhardt hatte ja das Leben, Volksglauben und Volksbrauch, in den Mittelpunkt seiner Lehre gestellt und die Vegetationsgeister zu den Ahnen der gesamten Götterwelt gemacht. So war auch Meyer damals durchaus der Ansicht, dass aller Götterglaube auf Naturmythen, auf Beseelung der Natur beruhe. Ich habe damals manchen harten Streit mit ihm ausgefochten, der jedoch, da wir beide einander als heißblütige Naturen kannten, verstanden und achteten, demgemäß auch ertrugen, stets in Heiterkeit endete. Ich selbst konnte mich niemals entschließen die alten literarischen und besonders dichterischen Quellen, sei es im Nordischen sei es im Deutschen, mit den neuen, meist mündlichen Ueberlieferungen gleichzustellen. Ich hatte mich, angeregt durch die Tätigkeit meines Erlanger Veters Friedrich Pfaff, mit Geologie, Urgeschichte und Vorgeschichte beschäftigt und sehr viele Reisewerke gelesen. Die Ausgrabungsberichte aus dem Norden schienen mir denselben oder einen ähnlichen Kulturzustand unserer Vorfahren nachzuweisen, den Berichte über manche lebende Völkerschaften auf niederer Kulturstufe, sogenannte Naturvölker, darstellen. Auf diese Weise Parallelen zu suchen, und von hier aus unter Berücksichtigung der Darstellungskunst der Verfasser die alten und neuen Quellen zu erklären, das schien und scheint mir der einzig richtige Weg zu mythologischer Erkenntnis. Mehrere damals neuerschienene Schriften von Julius Lippert hatten zudem großen Einfluss

---

S. S. 1878). Bartsch hat niemals „Schule gebildet“. Wie richtig das war, zeigen schlagend noch die heutigen unter dem Berliner Schulzwang leidenden Verhältnisse der germanischen Philologie. Aber Bartschs eigene, große und nachhaltige Verdienste sind dadurch vielfach in Vergessenheit geraten. Ich selbst werde ihm immer dankbar bleiben.

auf mich. In den Reiseberichten fand ich ganz allgemein, offen oder verdunkelt, den Seelenglauben, die Ahnenverehrung an der Wurzel aller Religionsvorstellungen. Hier war also, was die Junggrammatiker wollten, einesteils Anknüpfung an das Leben und andernteils ein greifbar abgerundeter Begriff als Untergrund für die religionsgeschichtliche Forschung vorhanden. Ich fand, dass doch erst schon eine Gottesvorstellung vorhanden sein müsse, wenn man einen Gott in Licht und Feuer, Wolken, Wind, Blitz und Donner suche. Dass also die Naturbeseelung eine spätere und höhere Kulturstufe darstellen müsse. Meyer bekämpfte diesen Standpunkt damals aufs heftigste. Ich erinnere mich besonders einer gemeinsamen Unterredung zwischen ihm, Hermann Paul, der damals amtlich die germanische Philologie in Freiburg vertrat, und mir, im Winter 1882/83, in der ich alle Not hatte gegen zwei Fronten zu schlagen. Paul hat sich weiterhin nicht eingehender mit Religionsgeschichte beschäftigt. Ich selbst, der ich die besten sechs Stunden jedes Tags meinem anstrengenden, schwierigen und in Freiburg besonders undankbaren Dienst opfern musste, nur über vier freie Wochen im ganzen Jahr verfügte, die zudem noch geteilt werden mussten, der ich mit Krankheit im Hause und anderer Lebensnot zu kämpfen hatte, fand niemals Zeit zur ausführlichen, quellenmäßigen Begründung meiner Anschauungen. Der Bibliothekar ist in den meisten Fällen dazu verurteilt sich auf kleinere, selbständige Arbeiten, auf Ausgaben und Sammlungen zu beschränken. Ich habe meine Grundanschauung nur in Vorträgen und gelegentlichen Äußerungen vertreten können. Elard Hugo Meyer war aber damals nicht nur mit einer Fülle gesammelten Wissens, sondern auch mit Arbeitszeit ausgestattet. Gerade die durch sein Leiden herbeigeführte Regelmäßigkeit des Lebens gab ihm Muße zu großen darstellenden Arbeiten, die auch durch seine getreue, verständnis- und aufopferungsvolle Lebensgefährtin gefördert wurden.

Im September 1883 schloss E. H. Meyer den ersten Band seiner Indogermanischen Mythen, die Untersuchung über *Gandharven-Kentauren* ab. Im Vorwort trat er kräftig für die vergleichende Mythologie ein und regte zur Gründung einer Zeitschrift für diesen Wissenszweig an<sup>13)</sup>. Sehr beachtenswert sind die Sätze am Schluss der Schrift (S. 210). Wir sehn, wie Meyer von Mannhardt ab-

<sup>13)</sup> Die Zeitschrift für Deutsche Mythologie und Sittenkunde von J. W. Wolf und W. Mannhardt hatte es nur auf 4 Bände, 1853—1859, gebracht.

rückt, er nennt dessen Forschungen sehr treffliche, „wenn auch nicht ganz ausreichende“. Nach Meyer durchläuft die Mythengeschichte drei Hauptperioden, die des Seelen-, Geister-, Götterglaubens. „Das mythische Denken nimmt seinen Ausgang von der Vorstellung von der Seele — Die geheimnisvolle . . . . Erscheinung des Todes ruft die ersten freieren Gebilde menschlicher Einbildungskraft d. h. mythische Vorstellungen, zumal in den Träumen hervor — Die Vorstellung von der Existenz dieser menschlichen Seele geht der Be-seelung der Naturgegenstände und -Erscheinungen voraus — Sie erzeugt den Toten- oder Ahnenkultus — Den höchsten Ausdruck erlangt der Totenkultus in der Verehrung eines einzigen Urahnen, des ersten Verstorbenen . . . . des Stammvaters, Königs und Richters im Totenreich . . . . Die Kulturstufe, auf der die Menschen diesen Grund ihres Glaubens . . . . gelegt haben, ist die älteste. Daher haben alle Völker der Erde . . . . diese erste Periode aller religiös-mythischen Entwicklung durcherlebt. —

Die Seelen werden mehr und mehr Geister — Daher sind die Naturdämonen, je älter sie sind, desto mehr mit den Eigenschaften der Seelen ausgestattet, je jünger, desto weniger.

Die dritte Periode ist nur denkbar bei Völkern des Ackerbaus und überhaupt rein staatlicher Kultur — Die individualisierten Einzeldämonen werden zu Göttern — Die Götter der Sonne und des lichten Himmels oder auch die Gewittergötter werden die obersten — Es bilden sich Götterstaaten — Die Formung der Mythen wird künstlerischer — Der Kultus wird großartiger und bedarf . . . der Priester . . . der Tempel — Der Mytheninhalt vertieft sich. Ethische, spekulative Elemente werden hineingetragen. Einige Völker gelangen auf diesem Wege zum entschiedenen Dualismus oder Monotheismus — Die gebildeten Klassen des Volks . . . bestimmen wesentlich den Ton und Gehalt des Glaubens — Aus diesen Kreisen geht sehr spät die religiös-mythische Literatur hervor, der wir den größten Teil unserer Mythenkenntnis verdanken.“

Die Gandharven-Kentauren reichen aus der Plebs superum, der Welt der Faunen, Satyrn und Laren, bereits in die Welt der Dii maiorum gentium, der großen Götter, hinüber. Sie sind die Versuchstypen, die unvollkommenen Modelle der späteren großen Wind- und Wettergötter Indiens und Griechenlands.

Mit Mannhardts Anschauungen setzte sich Meyer in einer Besprechung von dessen aus dem Nachlass heraus-

gegebenen mythologischen Forschungen<sup>14)</sup> im Anzeiger für Deutsches Altertum XI (1885), 141—164, auseinander. Er sagt: nach reiflicher Ueberlegung der Vorstellungsgruppe, wonach die Seelen Verstorbener gern in Pflanzen ihren Wohnsitz nehmen, sich auch wol in Pflanzen verwandeln, wäre M. davor bewahrt geblieben, den Baum als ein bewusstes, menschlich denkendes und empfindendes Wesen aufzufassen, die Idee der „Baumseele“ als uralt und noch dazu als die Keimidee aller der Wald- und Feldgeistervorstellungen hinzustellen. Ehe der Mensch zu dieser Abstraktion gelangte, die einem späteren Zeitalter angehört und wol kaum über die Geltung eines poetischen Gleichnisses oder vorübergehenden Missverständnisses hinaus kam, bedurfte es jener älteren, dazu überleitenden Vorstellungen von der Bewohnung des Baumes durch Seelen Verstorbener oder durch Winde. Wind und Seele sind, wie fast alle Sprachen bezeugen, fast identische Begriffe, die Winde sind die am frühesten und völligsten beseelt gedachten, die zur Mythenzeugung befähigsten Naturerscheinungen. Bäume boten durch ihre Standfestigkeit, die allzusehr allen volkstümlichen Vorstellungen von wirklichem Leben widersprach, nur schwer Anlass zur Beseelung. So konnte denn in alter Zeit keine Baumseele entstehen, sondern die mit den Bäumen verbundenen Naturerscheinungen, die Wind- und Wolkenseelen, gaben den Baumdämonen ihr Hauptgepräge. Wind und Wolken schreibt Meyer die höchste mythenbildende Kraft zu.

Im 2. Bande der Indogermanischen Mythen (1887) behandelt Meyer die *Achilleis*. In dem 710 Seiten umfassenden Buche kommt er dazu, den Achilleusmythus für „eine bei allen indogermanischen Völkern wiederkehrende heroische Hauptform des Gewittermythus“ zu erklären (S. 654). Das Blitzwesen sei in der indogermanischen Urzeit „in mindestens zwei heroischen und zwei göttlichen Hauptformen bereits auseinander getreten, die sich bei den Ariern, Griechen und Germanen zum Achilleus- und Heraklestypus und zum Zeus- und Dionysostypus glänzend entwickelten“ (S. 683). Die Blüte des Blitzheroenmythus ist der fränkische Siegfriedmythus, aus dem die Nibelungssage erwächst (S. 695). Wenngleich Meyer in der Zusammenfassung seiner Ergebnisse (S. 696) meint, die Achilleisuntersuchung führe zu denselben oder ganz ähnlichen allgemeinen Grundsätzen

<sup>14)</sup> Quellen und Forschungen 51. Straßburg 1884. — Meyers zahl- und inhaltreiche andre Besprechungen, z. B. in der Deutschen Literaturzeitung, muss ich hier übergehn.

der Mythologie, wie sie der erste Band der Indogermanischen Mythen ergeben habe, so ist er doch hier erheblich weiter geschritten und hat den Naturmythen soweit Recht eingeräumt, dass es für ihn immer schwerer wird, sie mit dem Seelenglauben der Urzeit in Einklang zu bringen. Dies ward wol allgemein empfunden, und so ist dieser mit riesiger Stoffkenntnis durchgeführten fleissigen Untersuchung ein wirklicher Erfolg nicht zuteilgeworden.

Nachdem schon mehr als hundert Jahre hindurch der Glaube an die Ursprünglichkeit und Echtheit der Eddischen Mythologie immer wieder geschwankt hatte, kamen nordische Forscher wie Petersen und Sophus Bugge zu dem unabweisbaren Schluss, dass die Eddalieder erst im 9. u. 10. Jahrhundert unter antikem und christlichem Einfluss entstanden seien. Die Sache war von höchster Wichtigkeit, deshalb entspann sich um sie sofort ein heftiger Kampf, in den nun auch Mayer eintrat, und zwar — was besonders zu beachten und als Beweis für seinen Gerechtigkeitssinn hochzuschätzen ist — nicht an der Seite seines verehrten Lehrers Müllenhoff, der wie der Isländer Finnur Jónsson heftig gegen die Zerstörer des schönen Traums vom hohen Alter und überhaupt der germanischen Ursprünglichkeit der Edda aufgestanden war. Zeugnisse sind Meyers beide Schriften *Völuspa* (Berlin 1889) und *Die Eddische Kosmogonie* (Freiburg i. B. 1891). Die *Völuspa* ist nach ihm von dem 1113 gestorbenen gelehrten Isländer Saemund verfasst und stellt nur die Umgießung der biblischen und christlichen Vorstellungen von der Weltschöpfung, dem Sündenfall, der Erlösung und dem Weltgericht in nordische Form dar.

Im Sommer 1888 hatte Meyer seine Vorlesungen an der Freiburger Hochschule begonnen. Dem älteren und bewährten Manne war die Förmlichkeit der Habilitation nicht ganz erspart geblieben, und so finden wir ihn als „Privatdozenten“ in den Vorlesungsverzeichnissen. Erst 1891 ist er zum Honorarprofessor ernannt worden. Zuerst las er *Germanische Mythologie*, darauf im Winter 1888/89 „Die mythologischen Lieder der Edda“. Ein Zuhörer berichtet mir aus einer dieser Vorlesungen, wie es während des Redens plötzlich wie eine Erleuchtung über Meyer gekommen sei, dass Balder ja kein anderer sei als Christus. Ich will hier gleich anschliessen, was über den Kreis von Meyers Vorlesungen zu sagen ist. Achtmal hat er *Germanische*, zweimal *Indogermanische Mythologie* gelesen, fünfmal *Lieder-Edda*, zweimal *Prosa-Edda*, einmal las er über die *Homerische Mythologie*, zweimal über *Hesiods Theogonie*.

Die mythologischen Uebungen, anknüpfend an die Edden, hatten wegen der Schwierigkeit der altnordischen Sprache nicht viel Zuhörer, während die andern Vorlesungen meist verhältnismäßig gut, sogar zum Teil sehr gut besucht waren. Den größten Hörerkreis fanden seine seit Sommer 1896 bis Sommer 1902 fünfmal gehaltenen Vorlesungen über Deutsche Volkskunde. In den Winterhalbjahren 1898/99 bis 1901/02 las Meyer nicht. Mit dem Sommer 1902 musste er seine Lehrtätigkeit völlig einstellen, da die alte Krankheit, gepaart mit neuem schweren Leiden, wieder heftig aufgetreten war.

In dem April 1891 geschriebenen Vorworte zur Eddischen Kosmogonie stellte Meyer weitere ähnliche Abhandlungen: Heidhr und der Vanenkrieg, Odhin und Mimir, Himmel und Hölle, die letzten Dinge — „falls mir Kraft genug bleibt“ — in Aussicht. Wollten aber andere ihm die Arbeit abnehmen, so stelle er ihnen sein Material gern zur Verfügung: da ihm noch andere Pläne am Herzen liegen. Zur gleichen Zeit vollendete er das Lehrbuch der *germanischen Mythologie* (Berlin 1891), das bestimmt war dem wissenschaftlichen Studium der germanischen Mythologie den Weg zu ebnen. „Der Stoff selber entfaltet sich historisch, indem er von den älteren niederen zu den jüngeren höheren Vorstellungskreisen aufsteigt“. „Die Herleitung der wichtigsten Mythenmassen aus den Eindrücken, die der Tod, der Traum und der beherrschende Dreiklang der drei Hauptwettererscheinungen hervorrufen, ist hier zum ersten Male durchgeführt“. „Auch ist hier das christliche Element in größerem Umfange aus dem heidnischen ausgeschieden worden, wie ich fürchte, in einem noch zu geringen, wie manche Kritiker meinen werden, in zu weitem“. Er teilt den Stoff in Seelen-, Maren-, Naturdämonen-, höheren Dämonen-, Götterglauben (Gewitter- und Windgötter, Wolken-göttinnen) und den Heroenmythus ein.

Die „anderen Pläne“, die Meyer am Herzen lagen, bezogen sich zunächst sicher auf den weiteren Ausbau seiner vor mehr als einem Menschenalter begonnenen Untersuchungen über die *Spielmannslieder*. Vom 28. Januar, 20. März und 20. September 1893 sind seine drei *Quellenstudien zur mittelhochdeutschen Spielmannsdichtung* datiert. Sie gelten dem *Orendel*, dem *Ortnit* und dem *Wolfdietrich*. Er sucht deren Quellen auf und weist besonders nachdrücklich auf die Verwandtschaft mit dem Apolloniusroman hin. Er gedenkt noch nachzuweisen, wie die hellenistische Poesie und die spätgriechischen Mythen auch auf die nordische Sagenwelt übergriffen<sup>15)</sup>.

<sup>15)</sup> Z. D. A. XXXVII (1893), 321 und XXXVIII (1894), 65.

Meyers für einen weiteren Leserkreis bestimmtes letztes größeres Werk, die *Mythologie der Germanen* (Straßburg 1903), das er seiner lieben Frau widmete, ist ähnlich eingeteilt wie das Lehrbuch von 1891. Beide Werke werden ihren Wert allezeit behalten, wenn auch wol Niemand sein mag, der ihnen vorbehaltlos und vollständig zustimmte. Denn wenn auch der Ausschluss der eddischen Mythologie und die allzuviel Raum einnehmende Gewitter-, Wind- und Wolkendeutung nicht zu billigen sind, so bleibt doch die fließende, lichtvolle Darstellung und die ungeheure Stofffülle bewundernswert. Meyer geht in dem letzten Buche aber auch auf die indogermanische Vorzeit und ebenso auf das Fortleben des Mythos bis in die neuere Zeit ein. Besonders das letztere ist wichtig, denn zu dieser Ausdehnung des Gebiets hatte Meyer seine eingehendere Beschäftigung mit der Volkskunde seit den neunziger Jahren befähigt. Und wenn er noch 1904 *Indogermanische Pflügebräuche* behandelte<sup>16)</sup>, so zeigte die Anknüpfung an das Sprachliche und die Heranziehung vieler Beispiele aus der Badischen Ueberlieferung, wie viel er seitdem vom Leben gelernt hatte.

Elard Hugo Meyers letzte Veröffentlichung auf dem Gebiete des Wissenszweigs, dem er sein Leben geweiht hatte, der indogermanischen Mythologie, ist der Aufsatz *Poseidon* in Roschers „Ausführlichem Lexikon der griechischen und römischen Mythologie“<sup>17)</sup>. Er erkennt in Poseidon den Gott aller strömenden Wasser, der nicht zu den ältesten, in die indogermanische Urzeit hinaufreichenden griechischen Gottheiten gehöre, und wenn auch unter den mythischen Meerwesen der Griechen eines der jüngsten, so doch daher eines der reifsten sei. —

Aber nicht nur gelegentlich, sondern auch mit vollem Einsatz seiner großen Arbeitskraft und Begeisterung hat sich Meyer auch der **Volkskunde** gewidmet. Ich selbst habe jene Zeit mit durchlebt, ja ich habe den innersten Anteil an der ganzen Bewegung hier in Baden, und so muss ich denn zugleich eigene Erlebnisse erzählen.

Die nach Anton Birlingers Tode 1891 von mir übernommene Alemannia zeugt davon, dass die Volkskunde eines meiner Lieblingsgebiete war. Andere fremde Länder und deutsche Landschaften hatten es uns zuvorgetan. Ich hoffte von einem umfassenden Sammeln und Ausbauen der Volksüberlieferungen mehr als von der vergleichenden Mythologie,

<sup>16)</sup> Zs. des Vereins f. Volkskunde XIV (1904), 1. 129.

<sup>17)</sup> III, 2. Leipzig 1902—09, Sp. 2789—2854.

deren Schlüsse vielfach verfrüht und darum verfehlt schienen. Durch ererbte Neigung und besondere Umstände kam ich selbst viel mit der Landbevölkerung in Berührung und lernte sie als das wahre „Volk“, als die einzig zuverlässige Fortsetzung des altdeutschen Volkstums genauer kennen. Wie groß war mein Wunsch die Volksüberlieferungen zu sammeln und durchforschen zu können! Meine eigenen, seit den siebziger Jahren fortgeführten Sammlungen waren mir selbst so unzureichend. Längst schon hatte ich mit Meyer darüber verhandelt. Erst langsam ging er darauf ein. Wir wurden darin einig, dass der berufene Vertreter der deutschen Sprache und Literatur an der Freiburger Hochschule uns unterstützen müsse, wenn wir mit einem solchen weitausschauenden Plane hervortreten würden. Als nun zum Sommer 1893 Friedrich Kluge nach Freiburg berufen ward, der als Wortforscher für unsere Sache Verständnis und Neigung hatte, war der rechte Augenblick gekommen. Wir bildeten die erste *Badische Vereinigung für Volkskunde* und traten zunnächst mit einem kurzgefassten *Fragebogen zur Sammlung der volkstümlichen Ueberlieferungen in Baden* hervor<sup>18)</sup>, dessen Einleitung mein Werk war.

Ueber die einzuschlagenden Wege waren wir nicht ganz einig. Meine Meinung, dass die Form eines Vereins aus vielen gleichberechtigten Mitgliedern nicht zu umgehn sein werde, drang vorläufig nicht durch. Es sollten wol Vertrauensmänner im Lande geworben werden, aber die Verarbeitung des durch diese und andere zu sammelnden Stoffs blieb dem ursprünglichen Dreimännerbunde vorbehalten. Ich selbst hätte am liebsten den ganzen Stoff in Regestenform veröffentlicht, so wie es anderwärts geschehen war<sup>19)</sup>. Wir teilten das Gebiet so, dass Meyer Sagen, Märchen, Sitten und Bräuche, Kluge das Sprachliche und mir Namenkunde, Hausbau, Volkstracht und Volkslied zufiel. Ein Wörterbuch der Badischen Mundarten ward leider nicht beschlossen, da die umliegenden Gebiete von Elsass-Lothringen, der Schweiz und Württemberg eigne Wörterbücher ihrer den unsrigen benachbarten und verwandten Mundarten herausgaben. So ist zum mindesten das fränkische Unterland Badens, das solche gutgestellte Nachbarn nicht besitzt, zu kurz gekommen, doch — so bin ich auf Grund der neueren Entwicklung unserer Volkskunde überzeugt — nicht für immer.

<sup>18)</sup> Abgedruckt Alemannia XXI (1893), 301.

<sup>19)</sup> Z. B. durch L. Korth, Volkstümliches aus dem Kreise Bergheim in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein L II (1891), 1.

Eine freudige Zeit der Arbeit schloss sich an. Die Großherzogliche Regierung unterstützte uns kräftig. Namentlich die Schule war für uns. Hunderte von Volksschullehrern arbeiteten für die Volkskunde. Besonders das gebirgige Oberland ergab reiche Ausbeute. Mangelhaft und teils ganz unbedeutend war die Mitarbeit im Wiesental, in der Seegegend und im fränkischen Unterland mit Ausnahme des Schulkreises Bruchsal. Von der Geistlichkeit war hilfreich zunächst besonders die katholische, während leider damals die evangelischen Pfarrer uns wenig Verständnis entgegenbrachten — eine Tatsache, deren Ursachen ich hier nicht erörtern will. Auch die akademisch gebildete Lehrerschaft, die Archiv- und Bibliotheksbeamten haben wenig Hilfe geleistet. Es hat sich hier völlig bewährt, dass die Volkskunde eine besondere, von Vorbildung und Studium und überhaupt äußeren Einflüssen unabhängige Geistesrichtung und Begabung voraussetzt, die in allen Ständen vertreten sein kann. Vor allem lässt sie sich nicht am Studiertisch allein betreiben und erlernen. Mit dem Volke umgehen zu können, ist erste Bedingung, und diese zu erfüllen vermag man nur, wenn man Wol und Wehe des Volks auch kennt und mit Herz und Gemüt dabei ist diese Kenntnis zu mehren und zu vertiefen. Will man politischen Schlagwörtern folgen, so war Meyer Demokrat, ich Aristokrat. Dazu kann stimmen, dass er als Liberaler höheren Wert auf Theorien und Zukunftspläne legte, während ich als Konservativer das Seiende zu sehn, zu erklären und zu erhalten suchte. Dem entspricht genau, dass ich stets lebendigen und tatsächlichen Zusammenhang mit den gütererzeugenden Ständen unterhalten habe, während Meyer solchen Verkehr nur gelegentlich und mehr theoretisch betrieb. Demgemäß ist mir von jeher die Volkskunde nicht nur Grundlage von Vermehrung der Erkenntnis, sondern auch zum nicht geringen Teil Handhabe zu praktischer Hilfeleistung gewesen. Meine beiden Mitarbeiter waren anders gesinnt, und hieraus ergab sich notwendig mancherlei Meinungsverschiedenheit, die dann auch bewirkte, dass wir nach und nach immer mehr eigene Wege gingen.

Ein neuer Fragebogen ward ausgegeben, der besonders in Meyers Gebieten genauer ausgearbeitet war<sup>20</sup>). Da auf Empfehlung des Oberschulrats und der Kreisschulräte besonders die Volksschullehrer für unsere Sache eintraten, kam eine reichhaltige, fruchtbare Stoffsammlung zustande,

---

<sup>20</sup>) Vgl. darüber *Alemannia* XXII (1894), 191.

die nun, nach fränkischem und alemannischem Gebiet geteilt in den Universitätsbibliotheken zu Heidelberg und Freiburg niedergelegt ist.

Auch die Hindernisse unserer Bewegung müssen hier erwähnt werden. Im Jahre nach unserem ersten Auftreten ward in Baden mit kräftigster amtlicher Unterstützung ein Verein für Erhaltung der Volkstrachten ins Leben gerufen, dessen Ziele größtenteils — wenn auch bei engerer Stoffbegrenzung — die unseren waren. Auch ein Verein für ländliche Wohlfahrtspflege mit ähnlichen Zielen erschien und der Architekten- und Ingenieurverein hub an sich der Hausbauforschung zu widmen. Später hat gar, ebenso mit amtlicher Unterstützung, ein außerbadischer junger Gelehrter in Baden „Spinnlieder“ gesammelt und herausgegeben und noch verschiedene Sonderbestrebungen haben in Regierungskreisen Hilfe gefunden. Eine wesentliche Schädigung erlitt unsere Tätigkeit durch Angriffe von Zentrumsblättern auf Grund der vielleicht etwas unvorsichtigen, wenn auch geschichtlich und wissenschaftlich unanfechtbarem, in Meyers Anteil des Fragebogens gestellten Frage nach dem Kreuz als Zaubermittel. Selbstverständlich hatte der gottgläubige, wenn auch politisch liberale E. H. Meyer nie daran gedacht die Kirche zu beleidigen; doch war durch diese Anfeindungen in katholischen Kreisen Misstrauen gesät, und zu meinem großen Schmerz erlitt unsre Sache einen schweren Schaden. Mit Freuden und Dankbarkeit sei jedoch anerkannt, dass auch eine Reihe von katholischen Geistlichen uns treu zur Seite geblieben ist.

Im Jahre 1894 veröffentlichte Meyer versuchsweise eine Zusammenfassung der „*Badischen Volkskunde*“<sup>21)</sup>, die schon auf eine gründliche Durcharbeitung des gedruckten Schrifttums schließen ließ. Nach einem gedrängten geschichtlichen Überblick über volkskundliche Tätigkeit im Reich und dann in Baden beklagt er, dass das Land Hebels noch nicht einmal über ein Wörterbuch seiner Mundart verfüge. Auch das bisher gesammelte Sagenmaterial fand er „in einem für die Wissenschaft wenig brauchbaren Zustande“. Er vermisst vollkommen eine Zusammenstellung der Volksbräuche. Er schildert darauf unsere Maßnahmen, berührt anschließend an unsern größern Fragebogen Hausbau und Volkstracht, Gewerbe, Märchen und Lieder und geht dann auf seine in den Indogermanischen Mythen dargelegten mythologischen Anschauungen ein. Unbefangene, volkskundliche Sagen-

<sup>21)</sup> Sonderabdruck aus *Alemannia* XXII.

untersuchung werde „einen großen Teil der sogenannten eddischen Mythologie als zwar oft hochpoetisches, aber spätes und gelehrtes Machwerk in grellestem Lichte zeigen. . . . Dagegen stellen sich die in unserm Fragebogen angedeuteten Figurenmassen, Figurengruppen und Einzelfiguren in der germanischen Sagenwelt als ältere, mittlere und jüngere volksechte mythische Gebilde überall wieder ein“. Er zeigt das an der Sage vom wilden Heer. Weiter schildert er die Sagenkreise der Seelengeister, der Alpdruckgeister und der Wettererscheinungen und kleineren Gruppen, erklärt die Abteilung der Sitten und Bräuche für die allerwichtigste und schließt mit einem kurzen Überblick über das Sprachliche.

Auch diese kleine Schrift ist von uns in hunderten von Stücken verbreitet worden und hat wol nicht wenig dazu beigetragen der Volkskunde in Baden die Wege zu bahnen.

Dass auf die Jugend einzuwirken sei, stand bei uns fest. Wir veranstalteten daher in der Universität Übungsabende für Studenten, die zunächst sehr gut besucht waren, besonders aus theologischen Kreisen. Anschließend an eine belehrende Einleitung, zuerst über weitere, dann über engere Gebiete der Volkskunde stellten wir Fragen an die Zuhörer, suchten sie für die Sache zu begeistern und entlockten ihnen manchen wertvollen Beitrag, der uns Fingerzeig für spätere gründlichere Forschung geworden ist. Manche Studierende lieferten selbständige schriftliche Arbeiten über die Volkskunde ihrer Heimat oder hielten selbst Vorträge. Leider ist dieses rege Treiben, aus dem alle Teilnehmer Nutzen zogen, durch jene unberechtigten Zeitungsangriffe gestört worden. Meyer hat dann diese Versuche in seinen Vorlesungen mit Erfolg fortgesetzt, während ich durch Vorträge auf die große städtische oder ländliche Einwohnerschaft zu wirken suchte, wie es noch heute im Verein „Badische Heimat“ geschieht. An der Heidelberger Hochschule wird heute wieder nach Erteilung eines Lehrauftrags an Prof. Dr. B. Kahle Volkskunde gelesenen, während in Freiburg mit E. H. Meyers schwerer Erkrankung und Tod die Universität volkskundliche Vorlesungen entbehren muss.

E. H. Meyers erste kleine selbständige Arbeit aus der Volkskunde Badens in der Festschrift zur 50jährigen Doktorjubiläumfeier Karl Weinholdts (Straßburg, Trübner, 1896) behandelt *Totenbretter im Schwarzwald*. Er stellt fest, dass die Totenbretter, d. h. die Bretter, auf denen die Leichen zuletzt im Hause gelegen haben, in den Badischen Amtsbezirken Neustadt, Villingen und Bonndorf, in der Nähe der Häuser an Wege oder über kleine Wasserläufe und Gräben gelegt werden, und weist darauf hin, dass der hohe Schwarzwald

im 16. und 17. Jahrhundert besonders aus dem Hauptgebiet der Totenbretter, Baiern und Tirol besiedelt worden ist und somit der Brauch auch von dort übernommen sein kann. „Noch schwankt die Wage zwischen Baiern und Alemannien.“

Weiter ausholend war eine zweite volkskundliche Arbeit, zu der Meyer gleichfalls durch den Schwarzwälder Befund angeregt ward: *Der Badische Hochzeitsbrauch des Vorspannens* in dem Freiburger Universitäts-Festprogramm zum 70. Geburtstage des Großherzogs Friedrich 1896. Er hatte gerade in der nächsten Umgebung Freiburgs, im Dreisamtal noch den alten Brauch feststellen können, dass am Tage vor der Hochzeit, bei der Ueberführung des Brautwagens die Burschen des Orts eine Kette quer über die Straße spannen und so den Wagen anhalten, wobei althergebrachte Sprüche vorgetragen werden. Nach Zahlung eines gehörigen Trinkgelds durch den Hochzeiter wird der Weg freigegeben, was früher durch einen Schwertstreich geschah. Auch sonst im Schwarzwald ist der Brauch verbreitet.

Meyer findet die Sitte des Vorspannens bei den Südgermanen, Franzosen und Italienern, Slaven und Esthen. Wahrscheinlich hat sie als eigentümlich südgermanisch zu gelten und hat sich dann zu jenen andern Völkern verbreitet, ist überhaupt wol altgermanisch aber nicht indogermanisch. Unsere damals bereits vorliegenden Sammlungen zur Volkskunde sind dieser Arbeit besonders zugute gekommen.

Aus Meyers Vorlesungen an der Freiburger Hochschule hervorgegangen ist ein kühner Versuch, die *Deutsche Volkskunde*,<sup>22)</sup> deren Vorwort am 1. November 1897 geschrieben ist. „Alle die Männer, so hebt er an, die berufen sind dem Volke zu raten und zu helfen, ja alle wahren Volksfreunde empfinden immer dringlicher die Pflicht einer genauen Bekanntschaft mit den Zuständen und Anschauungen des gemeinen Mannes. „Die Volkskunde, die das Alte liebevoll der Erinnerung bewahrt und aus Aelterem erklärt und zugleich aufmerksam die Vorbereitung und Wendung zum Neuen nachweist, hat eine wissenschaftliche und zugleich eine soziale Aufgabe. Der anspruchsvolle Titel des Buchs sei nur der Kürze halber gewählt; in Wahrheit sei es ein Buch der Beispiele, gleichsam ein in erzählende Form gegossener Fragebogen. „Unser Jahrhundert darf nicht schließen, ohne dass eine wirkliche eingehende Kenntnis des Volks in den weitesten Kreisen wenigstens angebahnt wäre.“

---

<sup>22)</sup> Straßburg, Trübner, 1898.

Das außerordentlich reichhaltige Buch gliedert sich in sieben Abschnitte: Dorf und Flur, Haus, Körperbeschaffenheit und Tracht, Sitte und Brauch, Volkssprache und Mundarten, Volksdichtung, Sage und Märchen. Mehr als die Hälfte nimmt Sitte und Brauch ein, spärlich ist Haus, Körperbeschaffenheit und Tracht, Volkssprache und Mundart, besonders spärlich Volksdichtung und Sage und Märchen bedacht. Genau genommen ist das ganze Buch nur eine Anleitung zur volkskundlichen Forschung, die unendlich viele Anregungen gibt, aber nur ungleichmäßig, an manchen Stellen, den Lieblingsgebieten des Verfassers, zur Ausarbeitung wird. Mag man diese Ungleichmäßigkeit bedauern oder tadeln: die Nützlichkeit dieses ersten Versuchs auf so ergibigem Felde muss anerkannt werden. Wäre es Meyer vergönnt gewesen, die außerordentlichen Fortschritte der Volkskunde nach weitem zehn Jahren in einer neuen Auflage der „Deutschen Volkskunde“ zusammenzufassen, so wie er es geplant hatte, so würde eine um so viel mehr abgerundete und ausgestaltete Arbeit vorgelegen haben, zumal mehr als in anderen Werken hier des Verfassers nicht von allen Forschern geteilte Lehrmeinungen zurückgedrängt waren.

Im Jahre 1900 sind zwei weitere umfassende Werke aus dem Gebiete der Volkskunde gefolgt. Das eine ist die dritte Bearbeitung des *Deutschen Volksaberglaubens der Gegenwart* von Adolf Wuttke<sup>23)</sup>. Meyer hat hier Wuttkes Werk als Ganzes zu erhalten gesucht, darum die mythologischen Anschauungen des Verfassers geschont und nur die Geschichte des Hexenwesens umgestaltet und das Ganze aus dem reichen, ihm zu Gebote stehenden Schatze der Südwestdeutschen Volksüberlieferung fleißig und verständnisvoll ergänzt, so dass das Werk für lange Zeit noch die „reichste Schatzkammer des deutschen Volksaberglaubens“ bilden wird.

Von ganz anderer Art aber ist das andre Werk des Jahres 1900, das *Badische Volksleben im neunzehnten Jahrhundert*<sup>24)</sup>. Das Vorwort schildert treffend und für uns Mitarbeiter, denen er dankbar das Buch gewidmet hat, in gewissem Sinn ergreifend den Aufbau des ganzen. Dies Buch hat seinem Verfasser erst ganz das schöne Badener Land zur zweiten Heimat gemacht. Er schilderte vorzugsweise nur die Sitten und Bräuche. Volksdichtung, Trachten- und Hausbau streift er nur und über-

<sup>23)</sup> Berlin, Wiegandt und Grieben.

<sup>24)</sup> Straßburg, Trübner.

lässt sie uns andern. Stärker betont er hier die soziale Seite der Volkskunde. Durch ernste Aufklärung soll dem schädlichen Aberglauben, der Gespenster- und Geisterfurcht, dem Hexenwesen und der Sympathiedoktorei entgegengetreten werden. Die Spinnstube sollte veredelt, das Patenwesen, das Verhältnis der Geschlechter, der Eltern und Kinder, der Herrschaften und Dienstboten gehoben werden. Bei der Kindheit ist das religiöse Element zu stärken, den Festen ein stärkerer poetischer und sittlicher Gehalt zu verleihen. Die Volkstracht kann erhalten werden. Vor allem aber ist dem Volkslied die alte Poesie, die einfache Schönheit des Gesangs zurückzugeben.

Das Werk ist rein sachlich geordnet und überblickt in acht Abschnitten, denen sich eine auf die Eigenschaften des geschilderten Volkstums Schlüsse ziehende Rückschau als neunter anschließt, am Laufe des Menschenlebens von der Geburt bis zum Tode Sitte und Brauch. Den reichen Badischen Stoff sucht Meyer durch Heranziehn der nachbarlichen und ferneren deutschen Volkskunde, auch der Überlieferung nichtdeutscher und nichtgermanischer Völker zu erklären. So überraschend es oft sein mag, Parallelen aus allen Teilen des volklich so ungleichmäßigen Badischen Landes herangezogen zu finden, so wirkt dies Hin- und Herspringen doch verwirrend und nicht immer erklärend. Größere Klarheit des Bildes würde sich noch aus landschaftlich abgeschlossenen Darstellungen ergeben haben, selbst auf die Gefahr von Wiederholungen hin. Auch die oft gar zu unpersönliche Art der Darstellung ist hie und da ermüdend. Die Ursache der keineswegs sachentsprechenden Verbreitung des Buchs kann in diesen Umständen gesucht werden. Unendlich reich ist aber der bewältigte Stoff und auch die sachliche Gliederung ergibt so viel Richtiges und Wichtiges, dass vor allem freudige Dankbarkeit das Gefühl ist, mit dem man das Werk liest. Für die Volkskunde in Baden wird das Werk immer die Hauptstütze bleiben. Aus jenem Dreimännerbunde, dessen Stoffsammlungen die Grundlage von Meyers Buch bilden, hat sich 1904 der Badische Verein für Volkskunde und 1908 der große auch Wolfahrtspflege und Heimatschutz umfassende Verein „Badische Heimat“ entwickelt.

Mit der oben schon kurz gewürdigten Mythologie der Germanen, den indogermanischen Pfügebräuchen und dem Poseidonaufsatz hat Elard Hugo Meyer seine Lebensarbeit abgeschlossen. Er hat sich in diesen Schriften wieder an die große wissenschaftliche Welt gewandt. Hat er durch diese und ähnliche umfassende Werke seinen Ruf als Ge-

lehrter und Mensch gesichert, so ist sein Gedenken uns Süddeutschen und Badenern doch besonders teuer durch die große und eindringende Tätigkeit, die er unserm Lande gewidmet hat. Wir werden diesen Mann mit dem durchdringenden Verstand, dem reichen Wissen und dem reicheren Herzen nie vergessen. Ich glaube nicht besser schließen zu können als mit den Worten, die ich vor der großen Trauerversammlung auf dem Freiburger Friedhofe, jenem Gottesacker, auf den so freundlich die Schwarzwaldberge herniederschauen, am 14. Februar 1908 gesprochen habe. Ich erinnerte an des Dahingeshiedenen Tätigkeit als Mitbegründer unserer heimatkundlichen Bewegung, seinen Fleiß, seine Nachhaltigkeit, seine Wärme, die er dieser zugewandt, und gedachte dann seiner Schrift über die Totenbretter im Schwarzwald mit den Worten: Das Totenbrett, das Gedächtniszeichen Elard Hugo Meyers ist sein Werk über die Volkskunde des Badischen Lands, auf Weg und Steg wird es uns erinnern an ihn, den feinsinnigen, warmherzigen, aufrechten Mann. Sein Gedächtnis wird bei uns nie vergehn.

---

# Grabungen und Funde in Kirchen

von **Julius Schmidt.**

Mit elf Abbildungen und einem Plan.

Meine vor bald zwei Jahren in der *Alemannia N. F.* VIII, Heft IV, S. 269—286 erfolgte Veröffentlichung über „Das Kirchen der Karolinger“ und ihre Beweisführung für die karolingische Dignität meines badischen Kirchen am Rhein gegenüber dem elsässischen Kirchheim hat bisher keinerlei Widerspruch oder Widerlegung erfahren; im Gegenteil. Die mir von sachkundiger Seite gewordenen Zuschriften und mündlichen Aeußerungen, oder bezügliche Besprechungen in einschlägigen Zeitschriften schließen sich mir alle, soweit mir bekannt geworden, eigentlich rückhaltslos an. So urteilt im *Neuen Archiv* XXXIII, 2, S. 559 Dr. O. Holder-Egger: „Meines Erachtens erweist der Pfarrer von Kirchen (B. A. Lörrach) in Baden, J. Sch., mit Sicherheit, dass der Ort Kirchheim (Chirihheim) welcher an drei Stellen der *Annales Fuldenses* erwähnt wird, das vorgenannte badische Kirchen, nicht der gleichnamige Ort bei Marlenheim in Elsass ist, was bisher zweifelhaft war. Der Beweis wird dadurch geführt, dass das zweifellos badische Kirchen in Urkunden von St. Gallen des 9. Jh. mehrfach vorkommt, da als „*curta regia*“ bezeichnet wird mit der Angabe, dass das ein „*cubiculum regis*“, also eine Pfalz war.“ Und in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins *N. F.* XXIV, Heft 1, S. 18 schreibt Dr. Paul Wentzcke, im Anschluss an Holder-Egger: „Auch mir scheint der Beweis vollkommen erbracht, dass sich in karolingischer Zeit in Kirchen, wo hauptsächlich sanktgallischer Besitz nachweisbar ist, ein Königshof befand, eine *curta regia*, ein *cubiculum regis*, in dem besonders Karl III. mehrfach Aufenthalt nahm.“ Wentzckes interessante Untersuchung dann auf den folgenden Seiten 19—28, „ob — gegenüber meiner Beweisführung — das elsässische Kirchheim, für das Schulte in der *Z. f. G. d. O. N. F.* II, 246 f. mit Nachdruck eingetreten, als Königspfalz ganz ausscheidet, oder ob sich Zeugnisse finden, die in den beiden Orten, dem badischen wie dem elsässischen, Königshöfe in merowingischer oder karolingischer Zeit erschließen lassen,“ bestätigt unzweideutig die

Richtigkeit meiner früheren urkundlichen Nachweisungen und zerstört, was doppelt bedeutsam, vom elsässischen Standpunkt aus die Legende vom früheren elsässischen Kirchheim als Königssitz. Wentzcke weist nach, dass wol die Grafschaft Kirchheim im Lichte bester Ueberlieferung erscheint und Kirchheim als Sitz des Grafen in Betracht kommt, während der Wohnort des Königs, der Königshof in dem etwa tausend Meter entfernten Marlenheim war. Er sagt wörtlich S. 25: „*Dass sich hier im Dorfe Kirchheim jemals eine Königspfalz erhob, oder dass fränkische Herrscher hier öfters weilten, ist zum mindesten in keiner Weise bezeugt.*<sup>1)</sup> Die Ueberlieferung von der einstigen Bedeutung Kirchheims ist im 12. Jahrhundert entstanden“. Mit dieser wichtigen Bemerkung schließt Wentzcke seine S. 21—25 vorangehenden Ausführungen ab, wonach „*Kirchheim als Königssitz,*<sup>1)</sup> als Sitz des Königs Dagobert, des sagenhaften Schöpfers der fränkischen Macht im Elsass, *nur die späte Legende des heiligen Florentius kennt*<sup>1)</sup> des Nachfolgers des heiligen Arbogast auf dem Straßburger Bischofsstuhl“ (S. 21), die Legende des h. Florentius, welchem König Dagobert, nach einer im 12. Jh. *gefälschten Urkunde*<sup>1)</sup> Dagoberts, für Heilung seiner Tochter Kirchheim, seinen Wohnsitz mit den Nebenorten Marlenheim u. a. samt allem Zubehör, geschenkt haben soll. Diese gefälschte Ueberlieferung, und sie allein, sei die Grundlage für die Vermutung, dass in Kirchheim ein Königshof bestanden habe. Und diese Berichte hätte die gelehrte Forschung der letzten Jahrhunderte dann, auch in der Kenntnis der uralten Baureste in Kirchheim, in Verbindung gebracht mit der karolingischen Pfalz Kirchheim, dem heutigen Kirchen, und so *dem elsässischen Orte eine unverdiente geschichtliche Bedeutung gegeben*<sup>1)</sup>. —

Hier füge ich gleich das in Betracht kommende Ergebnis meiner fortgesetzten ortsgeschichtlichen Studien an. Es ist folgender Indizienbeweis, den ich noch führen kann für die einwandfreie Richtigkeit meiner ersten Erörterung über mein badisches Kirchen als das Kirchen der Karolinger und dafür, dass nur der „Bergrain“, für den ich damals pars pro toto „Kapfrain“ schrieb, der Platz der einstigen Königspfalz hier sein kann.

Da ist vor allem im Habsburgischen Urbar<sup>2)</sup> vom Jahre 1303 unter den „gülten, stúre, nütze und recht, die

<sup>1)</sup> Von mir gesperrt.

<sup>2)</sup> Das Habsb. Urbar, herausgegeben von Dr. Rudolf Maag -in Glarus, Band I, in den Quellen zur Schweizer Geschichte, XIV, Basel 1894.

die *hertzogen von Oesterrich*, die *landgraven* sint in *obern Elzas*,<sup>1)</sup> hant oder haben sullen in dem ampt und in der stat ze Ensichshein an den dörfern, die hie nahgeschriben stant“ (S. 1), auch mein badisches Kirchen auf Seite 12—13 genannt, und zwar so, dass kein Zweifel ist, dass nur dieses und kein anderes gemeint sein kann. Hier der urkundliche Wortlaut:

„Der hof ze Kilchhein<sup>3)</sup> giltet jérlich ze cinse 6 ₤, 4 vienzal habern, 4 dinkeln, 6 vienzal roffen; von dien gat  $\frac{1}{2}$  ze vogsture. Der hof hat o<sup>ch</sup> 16 mannwerch reben; von dien gat  $\frac{1}{2}$  so<sup>m</sup> ze vogsture. Was die reben gelten mügin, das ist nicht geschetzet. Der selbe hof hat o<sup>c</sup>(h) 25 juchert holzes und ein zol uf dem Rine ze Kilchen.<sup>3)</sup> Was o<sup>ch</sup> der gelte, ist noch nicht erwarn. Der selb hof hat mit dem dorf nicht ze schafende, want er hat wun und weide, holz und velt.“ Auf Grund dieser Aufzeichnung berufe ich mich auf mein badisches Kirchen, nicht nur weil „Kirchheim<sup>3)</sup> nördlich von Molsheim zu weit entfernt ist“, eine Beobachtung, worin ich mit dem Herausgeber des Urbars übereinstimme, sondern weil entsprechend meinen früheren Ausführungen in dem „hof ze Kilchhein“ nicht nur „die alte curta (curtis) regia“ oder „das cubiculum regis“ der Notizen im sanktgallischen Urkundenbuch wieder zu erkennen sein dürfte, — die Betonung der Ausnahmestellung des Hofes gegenüber dem Dorf am Schluss der urkundlichen Feststellung ist dabei besonders auffallend — weil auch deutlich der Wortlaut der Urkunde Kaiser Heinrich des Heiligen vom 1. November 1007<sup>4)</sup> anklingt, die redet von den „*tributis et teloniis de navibus per Rhenum discurrentibus*“. Und dazu die Herzöge von Oestreich, die habsburgischen Landgrafen im Elsass, als Grundherren und steuerziehende Oberherren über den Hof zu Kirchen am Rhein in Baden! Das stimmt ja schließlich ganz und gar mit den habsburgischen Kaiserurkunden, welche — wie schon die vorhin genannte Kaiserurkunde Heinrich des Heiligen von 1007 — das ganze Dorf Kirchen als Reichsgut ausweisen, ein Reichsgut, welches das Geschlecht derer von Reichenstein lange Zeit „*von dem heiligen Römischen Riche in pfandt-lehenswise innegehept*.“<sup>5)</sup> Die bezügliche Kaiserurkunde<sup>5)</sup>

<sup>3)</sup> Der Herausgeber des Urbars bemerkt über „Kilchhein“ in Anm. 6 S. 12: „Kirchheim nördlich von Molsheim ist zu weit entternt. Kirchheim und Kilchen sind wol derselbe Ort“, und in seiner Anm. 1 S. 13: „Kirchen auf dem rechten Rheinufer, nördlich von Hüningen.“

<sup>4)</sup> Vergl. S. 278 meines Aufsatzes „das Kirchen der Karolinger“. Alem. N. F. VIII, 4.

<sup>5)</sup> Vergl. S. 278/79 Alem. N. F. VIII, 4.

Alemannia 3. F. 1, 2/3.

Kaiser Maximilians für Jacob Reich von Reichenstein u. s. w. 1512, November 30., in Hagenau ausgestellt, habe ich schon früher erwähnt. Inzwischen hatte ich die Möglichkeit, weitere solcher Kaiserurkunden, deren Originale<sup>6)</sup> im General-Landesarchiv in Karlsruhe aufbewahrt sind, durchzusehen. So bestätigt Mathias, Bischof zu Seckau, als vom Kaiser bestellter Kommissar auch in Lehensangelegenheiten 1489, Januar 13. von Basel aus im Namen Kaiser Friderichs die Pfandlehenserneuerung über die drei „dorffern Kilhenn, Efringen<sup>7)</sup> vnd Ementingen<sup>7)</sup> für „Hans Túring Reich von Reichenstein für im selbs vnd als Tragern vnd von wegen Marxen Reichen auch von „Reichenstein seines Vettern vnd iren Erben mannesgeschlecht,“ ein Pfandlehen, das „wylent Petter Reich v. R. sein vetter von ir beider wegen vormals von der Keyserlichen maiestät obgemelt“ empfangen „vnd inn pfandlehensweise inngehapt hette vnd von demselben Pettern vff Inn vnd den genannten Marxen vnd ir erben geuallen“. Desgleichen erneuert dieses Pfandlehen Kaiser Ferdinand von „Augspurg“ aus de dato 1559, April 30.<sup>6)</sup> gegenüber „vünßer vnd des Reiches lieber getreuer Jacob Reich von Reichenstain“ für ihn und seine ehelichen Leibeserben männlichen Stammes, und wenn diese ausgestorben „Ires Namens Frauen Geschlechts negsten Erben so er hievor für sich selbst vnnnd anstat weillendt seiner Brüeder Anthonien, Hannß Hainrichen, Christoffen vnnnd Marxen Reichen von Reichenstain, von Weillendt Kaiser Karlen dem Fünften vnserm lieb Brüedern vnnnd Herrn, löblichster gedechtnús, vnnnd dem Heiligen Reiche zu Pfandlehen gehabt hette“. Ebenso Kaiser „Maximilian der ander“ (M. II.) von „Speyr“ aus de dato 1570, Nov. 13.<sup>6)</sup> für „Hannß Geörg Reich von Reichenstain“ und „anstat alß Lehentrager Marxen vnd Jacoben seiner gebrueder vnnnd weylant Hanß Tuoring seines Brueders nachgelassener söhn, Hannß Augustin, Hannß Diebolden vnnnd Frantz Conradten;“ von „Kayser Ferdinanden weylant vnserem geliebten herrn vnnnd vattern“ hatte er das Pfandlehen schon inne gehabt. Diese Pfandlehenserneuerung wiederholt für die gleichen Lehensträger — nur der Bruder Max fehlt dies Mal auffallender Weise ganz — Kaiser Rudolff der Ander“ (R. II.) von „vnnserm küniglichen Schloss zu° Prag“ aus

<sup>6)</sup> Karlsruhe, General-Landesarchiv, Vereinigte Breisgauer Archive, Spec. Kirchen, Con. 264, Pergamentoriginale mit zum Teil prächtig-erhaltenen Siegeln an schwarz-gelber Schnur.

<sup>7)</sup> Efringen 10 Minuten, Eimeldingen  $\frac{1}{2}$  Stunde von Kirchen entfernt.

de dato 1580, Juni 3.<sup>6)</sup> Neu ist hier nur der Vermerk gegen den Schluss der Urkunde, dass der Reichensteiner für sich und die anderen „vnserm lieben getrewen Geörgen, Grauen zu<sup>m</sup> Thu<sup>rn</sup>, vnser freundlichen lieben Vettters vnd Fürsten, Erzherzog Ferdinanden zu<sup>o</sup> Oesterreich Gehaimen Rath vnd Landtvogten in Obern Elsass von solichs Pfandlehens wegen gewöndliche Glübt ond Aydt thuen“ solle. Diesen Vermerk, der von dem Erzherzoge zu Oesterreich redet und von dessen „Landtvogt in Obern Elsass“ im Rückverweis auf die S. 2 dieser Abhandlung von mir verzeichnete Notiz aus dem Habsb. Urbar, wonach die „Hertzogen von Oesterrich“ als „landgraven in obern Elzas“ „gülten, stüre, nütze und recht“ „gen Ensichsheim“ haben sollen auch von „dem hof ze Kilchheim“ „und ein zol uf dem Rine ze Kilchen“ doppelt unterstreichend, führe ich der Vollständigkeit halber noch die letzte mir bekannt gewordene Urkunde des Kaisers Matthias an, gegeben von „vnserer Statt Wien“ aus de dato 1613, März 3.<sup>6)</sup>, welche das Pfandlehen über die „Dörffern Kilchen, Efringen vnnnd Ementingen“ erneuert für „Hannß Hainrich Reich von Reichenstain“ für ihn selbst und im Namen „Hannß Thuringen, seines Brüeders, vnnnd Hannß Jacoben zu Bibert-hall, vnnnd Hannß Jacoben zu<sup>o</sup> Brombach, der Reichenstain seiner Vettern“.

Weiterhin darf ich es an dieser Stelle der historischen Genauigkeit wegen nicht unterlassen, auf die Regesten Kaiser Sigismunds<sup>8)</sup>, worauf mich Staatsarchivar Dr. R. Wackernagel-Basel freundlicherweise aufmerksam machte, ebenso auf die Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg<sup>9)</sup> zu verweisen. Darnach hat „Hans Riche von Richenstein“ 1431, Oktober 15., dem Markgrafen Wilhelm zu Hachberg und Sausenberg für 1650 rhein. Goldgulden die Dörfer „Kilchem, Efringen, Eymetingen“, sein Pfandlehen vom Reich, verkauft, zunächst mit Vorbehalt einer Matte zu Kirchen, die nie zu jenem Pfandlehen gehört habe, und seiner leib-eigenen Leute, die von Riehen und Inzlingen in die vorge-nannten Dörfer gezogen sind. 1432, Januar 11.,<sup>9)</sup> überlässt der Reichensteiner auch noch die zuerst vorbehaltenen Eigen-leute von K., Efr. u. E. dem Markgrafen dafür, dass dieser ihn mit einigen Eigenleuten im Dorfe Inzlingen belehnt hat;

<sup>8)</sup> Regesta imperii XI, Urkunden Kaiser Sigismunds 1410--1437, Band I 1410--24, II 1424--37 von Wilh. Altmann, Innsbruck 1896/97 und 1897/1900; Band II, Nr. 8946, 8949 u. 8950.

<sup>9)</sup> Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg von Richard Fester, Innsbruck 1900 II 1, S. 17 F. 1261 u. 1273.

so weit die Regesten der Markgrafen von Baden. Diese Angaben stimmen mit denen der Regesten Kaiser Sigismunds überein, wonach Sigismund 1431, Oktober 28.,<sup>8)</sup> von Feldkirch aus dem Ritter Hans R. v. R. die Zustimmung gibt zu dessen Verkauf der genannten drei Dörfer an den Markgrafen Wilhelm, dem er nun die Reichspfandschaft bestätigt. Freilich erfolgt bereits 1431, Oktober 29.,<sup>8)</sup> von Sigismund die Zustimmung zum Rückverkauf der drei Dörfer seitens des Markgrafen an den Reichensteiner, und am selben Tage bestätigt er dem Hans R. und dessen männlichen Erben den Pfandbesitz der drei Dörfer unter Vorbehalt des Einlösungsrechts für Henmann Offenburg und Markgraf Wilhelm von Hachberg. Merkwürdige Tauschgeschäfte, deren überstürzende Hastigkeit von einem Tag zum andern mir nicht klar ist. Aus den anderen einschlägigen Regesten Kaiser Sigismunds Nr. 887, 6080 u. 81, 8947 u. 48 aus den Jahren 1414, 1425 und 1431 interessiert hier nur noch die Erscheinung des Dorfes Augst neben Kirchen, Efringen und Eimeldingen als Lehensbesitz der Reichensteiner unter kaiserlicher Bestätigung. Ob darin nicht eine historische Reminiscenz auch einstiger römischer Beziehungen zwischen *Augst* und *Kirchen* liegen mag, wie sie nahe gelegt werden durch die von mir gemachten Entdeckungen römischer Bau-trümmer auch auf dem Bergrain hier, von denen ich unten im speziellen Fundbericht noch genaueres zu reden haben werde, verglichen mit den vielen römischen Bau-trümmern in Augst?! —

Und jene nun so oft von mir erwähnten Reichensteiner, die jahrhundertelangen Pfandlehensherren von Kirchen (jüngstes mir bis heute bekanntes Jahr 1613, ältestes 1414), waren verwandt mit denen von Kirchen<sup>10)</sup>, von Ramstein<sup>10)</sup>, von Münchenstein<sup>10)</sup> und von Grünen-

<sup>10)</sup> Vergl. „in viros quosdam de Chilheim conditione liberos videlicet Adelgotum, Liupoldum eteorum complices“ in Urk. v. 1169, Basl. Urk.-Buch (1890) I S. 32/33 Nr. 43; auch Anm. 9 S. 277 Alemannia N.F. VIII, 4; auch Charta Clementis III Pont., „qua sententiam Episcopi Constant. de jure foundationis trium ecclesiarum de Chilheim, Eimuo-tingen et Matra confirmat dilectis filiis Algoto, Lupolto et Theodrico de Chilheim“ G. L. A. Karlsruhe, Urkunden, Kirchenlehenherrlichkeit, Pap. Cop. 1190, Februar 7., (auch Schöpflin 5, 130); auch Cartularium S. Peter H.-Basel Staats-A S. XVIII Nr. 14a; auch Algotos de Ramstein, Vlricus, Cunradus Fratres de Kilchheim, Papiercopie de anno 1223 in Basel, St.-A. — Klosterarchiv S. Peter JJJ 46; auch Elsin von Ramstein, geb. Münchin von Münchinsteinst-Basel, St.-A.-Klosterarchiv S. Peter JJJ 46 Nr. 989 v. 1444 wie Conrat Münch von Münchenstein, Ritter und seine Erben und der Quartzehnte „ze Kilchein by Basel“ a. a. O. anno 1362.

berg, die alle auch irgendwie Herren in Kirchen waren. Ich kann das, in Uebereinstimmung mit Dr. August Burckhardt, „Die Freien und Edelknechte von Ramstein“<sup>11)</sup> im Genealog. Handbuch I S. 327—76, besonders S. 333, hier nur flüchtig erwähnen. Ich muss es mir mit Rücksicht auf die eigentliche Abzweckung dieser Abhandlung als eines Grabungsfundberichtes leider versagen, hier in das historisch interessante Detail weiter einzugehen. Ich beschränke mich daher auf die urkundlichen Notizen, die nicht übergangen werden dürfen im Rückblick auf mein „Kirchen der Karolinger“ und in Ergänzung seiner Beweisführung. Da muss ich zunächst noch aus dem Habsb. Urbar registrieren, dass dort S. 44 unter den Burglehen im Elsass im Jahre 1303 wieder genannt ist: „Der Hof ze Kilchhein, der da giltet ze cinse 6  $\text{R}$  Baseler, 4 vierenzal habern und 4 dinkeln, 5 $\frac{1}{2}$  vierenzal roggen und  $\frac{1}{2}$  so<sup>m</sup> wissen wins, ist hern Hartmans<sup>12)</sup> seligen Kinden von Baldegge wol 16 jar ze burglen gestanden für 100 mark silbers.“ Der Herausgeber des Urbars verweist S. 41 Anm. 3<sup>12)</sup> auf Th. v. Liebenau „Urkundl. Geschichte der Ritter von Baldegg“, Lucern 1866. Da ist auf S. 38 von der 1288 erfolgten zweiten Trauung des Ritters Hartmann von Baldegg mit Iudenta von Steinbrunn, einem Fräulein aus altem elsässischem Adelsgeschlechte, die Rede. Zur Verlobung im Mai des Vorjahres, 1287, habe König Rudolf seine Gunst dem Brautpaar dadurch erwiesen, dass er ihm den Hof zu Kilchheim in Elsass als Burglehen verschrieb! Kann diese Behauptung richtig sein, kann hier wirklich nur das elsässische Kirchen gemeint sein? Ich sage im Gegenteil, nur das badische, ob auch die Braut eine elsässische Adelige war und die summarische Ueberschrift im Urbar S. 40 „Burglehen im Elsass“ lautet. Meine Hauptgründe dafür sind kurz die: Die Burglehensangaben über die *Zinse* des Hofes zu Kirchen sind wesentlich die gleichen wie oben S. 3 nach *Habsb. Urbar* S. 12/13;

<sup>11)</sup> Vergl. auch Fecht, Der südwestl. Schwarzwald I S. 146/47, II 276 ff., auch „Kirchen der K.“, S. 280 Anm. 18, wonach bei der sogenannten Röteler Teilung anno 1311 das Schloss Rotenberg bei Kirchen an die von Ramstein fiel; — freilich wo gelegen und wo sonst urkundlich bezeugt? Wenn richtig erwähnt von Fecht, *vielleicht auch ein geschichtlicher Zusammenhang mit der alten Königspfalz auf dem Berggrain?* — Vergl. auch Herbster, Collectanea de marchionibus Hochberga-Roetelanis 26 Fol. 4 anno 1311, Karlsruhe, Hof- u. Landesbibliothek; auch Fester, Regesten der Markgr. v. Hachberg No. 583 (Rotenberg bei Wieslet) u. No. 584.

<sup>12)</sup> Hartmann der Aeltere von Baldegg bis 1289 habsburgischer Vogt im Elsass; am 20. December 1295 ist er tot, vergl. Anm. 3 oben a. a. O.; auch Th. v. Liebenau, die Ritter von Baldegg; bes. auch S. 112.

ist *dort* das badische K. gemeint, so kann *hier* kein anderes gemeint sein. Auch geht aus einer Notiz in *Karthaus G. Zinsbuch* von 1491 — Basel St.-A. — ohne weitere Jahreszahl, auf Folio 111b, u. a. hervor, dass die von Baldeck hier im badischen Kirchen begütert waren, und zwar mit ihrem Gut als Angrenzer an der Richen, d. h. der Reichensteiner Matten hier. A. a. O. heisst es: „ein halber tawen matten in Kilchen bann, lit zu° einer sitten neben der von Baldeck gu°tt, das Hans Westermann von Kilchen in handen hett, vnd stosset vnden uff an der Richen matten“. Die Reichensteiner, das alte Herrengeschlecht hier, die Westermanns als Kirchener Familienname in Urkunden unzählige Mal vorkommend, in Verbindung mit beiden der von Baldeck Gut genannt, in einem Zinsbuch der Karthaus in Basel, wo der alte Hartmann von Baldegg, der Burggraf des benachbarten Rheinfeldens (v. Liebenau S. 24 u. 28), sich wahrscheinlich bleibend aufhielt (v. Liebenau S. 40)! Mir wäre unter solchen Umständen unfasslich, wie das Elsässer Kirchen hier mit dem badischen K. um das Geschlecht derer von Baldeck urkundlich rivalisieren könnte. Es müsste dann gerade der Beweis aus Urkunden für das els. K. ebenso annähernd zwingend geführt werden können, wie oben von mir für das badische.

1361 erscheint der Hof zu Kirchen im Besitz derer von Grünenberg nach *Fontes rerum Bernensium VIII* (Bern 1903) S. 536 u. 537. Da heisst es in dem Rodel der österreichischen „Sezz, Lehen und Manlehen“, die Herzog Rudolf in der Stadt Zofingen 1361, nicht 1363, verliehen hat: „item es hat enpfangen Petermann von Gruenberg des ersten den Schingelberg und waz dozu° geho°rt, daz im jerlich giltet 17  $\text{æ}$  6  $\beta$  und 27 spinnwider und 12 kes, item ze Hiltelfingen 5  $\text{æ}$   $\text{ß}$ , item den hof ze Kilchheim jerlich gilt 22 fiertel korns und 10  $\text{æ}$   $\text{ß}$ , item 14 manwerk reben geho°rent o°ch dazu°“. Ueber diese urkundliche Notiz findet sich auch eine Papierkopie<sup>13)</sup> im St.-A. Bern, Fach Interlaken, die hinter den Worten „hof ze Kilchein“ nur noch den Zusatz hat, „der seslechen ist gen Einsichshein“. Auch in den Quellen zur Schweizer Geschichte XV, Band I, S. 540/41 ist dieser Tatbestand noch ein drittes Mal verzeichnet. Allein trotzdem, kann das mein badisches Kirchen sein, zumal wenn die letzte Notiz unter der Aufschrift steht „Lehen in Ergew“ (im Argau)? Nein, sagt die Anmerkung zur letzt zitierten Stelle auf S. 540 a. a. O., denn

<sup>13)</sup> Mir freundlichst übermittelt von H. Dr. A. Plüß-Bern.

„Kilcheim-Kilchen, westlich von Ansoltingen, Kanton Bern (Top. Atlas Blatt 354)“. Ich schlug dies Atlasblatt auf, konnte aber das angebliche Schweizer Kirchen nicht finden, Daraufhin erlaubte ich mir eine bezügliche Anfrage bei Dr. A. Plüss-Bern, der mir mitteilte: „Auf dem Lehentage zu Zofingen im Jahre 1361 verlieh Herzog Rudolf hauptsächlich argauische Lehen. Zum Argau ist auch Hilterfingen zu rechnen; wahrscheinlich hatte Petermann von Grünenberg die anderen Lehen zu Schingelberg und Kilchheimschön schon früher besessen und so wurden sie ihm gleich mitbestätigt. Dass aber für das „Kilcheim“ zweifellos an das badische Kirchen zu denken ist, dafür ist der Hauptgrund: *Es gibt westlich von Ansoltingen gar keinen Ort „Kilchen“, weder ein Dorf, noch einen einzelnen Hof. Aber noch mehr: In der Schweiz existiert überhaupt kein Ort namens Kirchen oder Kilchen, und es hat auch früher kein solcher bestanden.* Mit dem besten Willen konnte ich keinen solchen ausfindig machen. Sie dürfen also ganz unbesorgt die Stelle auf Ihr badisches Kirchen beziehen“.

Und jener „hof ze Kilchen“ wird in Verbindung mit einem Ritter Heinrich<sup>14)</sup> von Grünenberg nochmals erwähnt in einem Pergamentoriginale, in Karlsruhe G. L. A. Ver. Breisg. Arch., Breisach noch vorhanden. Die Urkunde ist de dato 1416, Juni 25., abgedruckt in der Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins 34, 73. Danach tut Ritter H. v. Gr. kund, »das ich nachgeschriben brief, des ersten den hauptbrief über das schulthessenamt ze Brysach . . . item *den brief über den hof ze Kilchen* mit bestätigung vnd andren briefen, so darzu<sup>o</sup> gehört, geleit han hinder den edlen wolgebornen min gnedigen herren marggraf Ru<sup>o</sup>dolf von Hachberg, herren zu<sup>o</sup> Röttelen vnd zu<sup>o</sup> „Susenberg, Briefe, die im Falle seines Ablebens der Markgraf an seinen Vetter Wilhelm von Grünenberg oder dessen Erben geben solle. Leider konnte ich von diesen Briefen den mich am meisten interessierenden über den „hof ze Kilchen“, mit vielleicht sehr bedeutsamen Notizen eben über diesen, bisher nirgends auftreiben, weder im Karlsruher General-Landes-Archiv, noch in den Staatsarchiven von Basel und Bern. Er ist wol

<sup>14)</sup> Anstatt »Heinrich« ist *Hemmann* von Gr. zu lesen, nach Dr. A. Plüss-Bern. Denn zu jener Zeit existierte kein Heinrich v. Gr.; von Hemmann, dem Oheim Wilhelms, aber ist aus anderen Quellen bekannt, dass er das Schultheissenamt von Breisach inne hatte. Dieser Hemmann ist auch der Sohn des oben, S. 7, mehrfach genannten Petermann v. Gr.; vergl. auch Dr. A. Plüss „Freie von Grünenberg und Langenstein“ im Genealog. Handbuch I, 280—89 und „Die Freiherren von Grünenberg in Kleinburgund“, Bern 1900, bes. S. 183.

überhaupt verloren. Wenn nicht, wäre ich für entsprechende Mitteilung von orientierter Seite sehr dankbar.

Begnüge ich mich vorläufig mit dem sonst noch Vorhandenen, so habe ich schließlich noch aus der verschiedensten Zeit und den verschiedensten urkundlichen Belegen eine beachtenswerte Tatsache festzustellen. Vorausgesetzt, meine Annahme ist richtig, dass in dem oft erwähnten Hof zu Kilchen, der auffallender Weise stets schlechthin *der Hof* heisst, eine geschichtliche Erinnerung an die karolingische *Curta (curtis) regia*, oder das *Cubiculum regis* vorliegt, was um so wahrscheinlicher ist, als dieser Hof so oft verliehen erscheint von den Herzögen von Oesterreich als den Landgrafen im Elsass, von den Habsburgern, aus deren Kaiserhaus auch stets Kirchen, das Reichsgut, als Pfand verliehen wurde, so muss noch mehr auffallen die außerordentlich häufig in den verschiedensten Urkunden wiederkehrende weitere Gemarkungsbezeichnung „*hoffgutt*“, „*des hofes guot vff dem berg*“, auch des „*meiers*“ oder „*meigers guot vf dem berge*.“

So verzeichnet ein Orig. Perg. von 1380 Juli 10<sup>15</sup>) in einer Güterspezifikation „*ad caplaniam S. Panthaleonis*“ (Münsterpfarre in Basel) unter anderem: „*Item nebet des hofes guot vff dem berg dimidium iuger enent dem bach*.“ „*Enent dem bach*“, das ist nichts anderes als die Feuerbach, die in der Ferne im Norden vom Bergrain vorbeifließt. An anderer Stelle heißt es dort: „*Item vor der Bramen vnum inger extensum vff die gueter des hoves vff dem berg*“. Was ist aber die Brame? Nichts anderes als die heutige „*Brome*“; ein hiesiger Einwohner führt noch den Dorfnamen Bromen-Lenz (Lorenz), weil er, wie seine Vorfahren, das von mir schon im „*Kirchen der Karolinger*“ S. 283 erwähnte Haus „*an der Brome*“, das von Pfarrer Wittich 1699 erbaut worden, bewohnte, dessen jetziger Besitzer Daniel Eglin ist. Freilich fanden wir den vom Keller dieses Hauses vermutlich ausgehenden *unterirdischen Gang* nach der früheren Burg auf dem Berge — eine eigenartige Mauerung im Keller dieses Hauses schien die auf die Volkssage sich stützende Vermutung zu begründen, auch mochte das massive Kellergewölbe an sich kaum der armseligen Zeit nach dem 30jähr. Krieg seine Entstehung verdanken, vielmehr aus weit älterer Zeit herrühren — trotz Grabung bis 2,30 m Tiefe, nicht. Dafür ist aber und bleibt „*Die Brome*“ die nördliche Grenze des „*Bergrains*“, auf dem ich schon bisher die karo-

<sup>15</sup>) Karlsruhe, General-Landesarchiv, Urkundenabt. Domstift Basel, Conv. 32, Gülten, 1380 Juli 10. (1349 April 4)

lingische Königspfalz vermutete, und wo wir auch kulturgeschichtlich bedeutsame Funde gemacht haben, wenn auch den der Königspfalz selber noch nicht. Und ist in der obigen zweiten Urkundennotiz, die von des hoves gu<sup>o</sup>ter vff dem berg redet, auf welche eine Juchart von der Bromen her sich erstreckt, die alte Curta regia zu erkennen, dann hätte ich hier einen urkundlichen Beleg für die Berechtigung des Suchens nach der Königspfalz gerade auf dem Bergrain.

Ich führe noch einige andere mir bedeutsam erscheinende Urkundenstellen kurz an. In einer Verkaufsurkunde des Basler Klosters Klingental von 1342, Juli 2.<sup>16)</sup> heißt es eingangs: „zehn schilling gewonlich Baseler „phennig die gehört ze zinse in dem *Hof vf dem berge*“ und unter den Anstößern bezeichneter Güter ist in der Urkunde noch zwei Mal notiert: „nebent *des hoves gut vff dem berge*“, und das eine Mal steht dabei: „1 Juchart vff der *Breithalde* nebent des hofs gut vff dem berge.“ Und die Breithalde ist noch heutiger Gewannname für das südlich des Bergrains sich hinstreckende Gemarkungsgelände. „Damit erscheint des Hofes Gut auf dem Berge nicht nur nördlich von der Brome, sondern auch südlich durch die Breithalde urkundlich begrenzt, wie es der Bergrain heute noch tatsächlich ist, auf dem ich nach der karoling. Königspfalz suche. Wie merkwürdig aber weiter: Da heißt es auf einem Pergamentblatt in einem „gereyn rodel<sup>17)</sup> über die gutern zu Kilchen“, ohne Datum, das aber nach dem Urteil von Dr. R. Wackernagel ins 13. Jahrhundert gehört, nicht nur: „matten dú da ho<sup>o</sup>rent in den hof vffem berge“, sondern auch an anderer Stelle „item 1/2 tagwan zwiscent Wolman obenzu<sup>o</sup> vn dem tagwan zu<sup>o</sup> dem *Basel weg*, der in den hof ho<sup>o</sup>ret vf dem berge, vn stosset och vf den *Basel weg* da Vo<sup>o</sup>gelli vó git IX 3“. Ist in diesem Baselweg der Weg Kirchen—Eimeldingen oder die Landstraße nach Basel zu erkennen, welche am Bergrain südlich unmittelbar vorbeiführt, dann hätte ich hier eine weiterhin beachtenswerte alte urkundliche und moderne südliche Begrenzung des Bergrains, auf welchem ich die Königspfalz vermute.

Und im Klingentalischen Berain de anno 1576, dessen Originalpergament noch im Besitz der hiesigen Gemeinde, von mir auch noch mit einer Abschrift im Staatsarchiv—Basel von 1656 verglichen, heißt es: „stosst vnnden gegen

<sup>16)</sup> Basel - St. A. Klingental, H. H. 55 Kirchen (1342–1656), in Burckhardts Regestenverzeichnis Nr. 689.

<sup>17)</sup> Basel - St. A. Klosterarchiv Barfüßer L 10 Efringen und Kirchen, XIII u. XIV Jh.

dem *dorff vñ Hoffgut.*<sup>18)</sup> — Das wäre die westliche Begrenzung des Bergrains durchs Dorf. Im selben Berain erscheint nochmals die nördliche Begrenzung durch die Brome, beide Male mit der Bezeichnung, wie auch sonst im Berain noch ein paar Mal, „nebenn dem Hofgut zur Bromen“.

Im hier schon angezogenen Item 3 erhalten wir auch noch die fehlende östliche Begrenzung des Bergrains mit dem einstigen Hofgut. Denn es heißt da „Item eine halbe Juchart neben dem Hofgut zur Bromen (vor Kesselach) genant, einseit gegen dorff nebenn dem Lewenberger gut, vssenwerts nebenn der zur Bromen, stoßt ob sich gegen *Fischingerweg*“, der — wie Fischingen östlich von hier liegt — den Bergrain von Osten her schneidet.

Das dürfte genügen zum Beweis des Hofgutes und damit wol auch des „Hofes und der alten karolingischen Königpfalz auf dem einzig hiesigen *Berge*, dem heutigen *Bergrain* mit seiner nordöstlichen Ecke, dem Kapfrain. Auf dem Bergrain muss sich daher die karol. Königspfalz finden, wenn irgend welche Mauerspuren noch vorhanden sind. Einen besonderen „meier“ oder „meiger“ hatte man aber auch sicherlich nur bestellt für ein besonderes Gut wie das vielerwähnte Hofgut. Daher dann auch die häufige Bezeichnung „nebent des meiers guote vf dem berge“, so in Basel-St. A. Klingentalurk. Nr. 534 (nach Burckhardt) von 1329, April 22, Nr. 611 von 1335, Mai 1., wie auch Nr. 724 von 1344, April 19 unter „dis dinges gezvgen“ nennt „den meiger vf dem berge.“

Wenn irgendwo muss daher auf dem Bergrain nach der karoling. Königspfalz weitergegraben werden. Die ganz wesentlichen bisherigen Funde dort erbringen ja auch schon zur Genüge den Beweis: Der Bergrain ist uraltes Kulturgelände, hier stand Alt-Kirchen, und wenn irgendwo muss die Königspfalz von Chirihheim dort gestanden haben.

Ich nehme den durch diese unbedingt nötige kritische Untersuchung unterbrochenen Faden meiner Abhandlung wieder auf. — Von Zuschriften mit Bezug auf meine frühere, mehrgenannte Arbeit möchte ich drei kurz noch verzeichnen. Staatsarchivar Dr. R. Wackernagel - Basel schrieb mir: „Ihre

<sup>18)</sup> In Urkunde S. Peter-Basel St.-A. Nr. 1034 v. 1455 sind gelegentlich als Zinsempfänger von einem Teil des „hoffguts“ genannt: hern *Wilhelms von Grünenberg seligen erben*“ und auf der Aussenseite dieser Urkunde steht u. a. die Notiz von S. Peter: „Jergy Eckenstein von Vyschingen hand wir übergeben alle *vnserere gerechtigkeit*, die wir haben *an dem hoffguot*, so vns harkumpt von Heyny Brunner von Kilchen.“

Ausführungen haben mich überzeugt, und es ist sehr zu hoffen, dass sie eine Bestätigung durch Grabungen im Terrain erhalten.“ Den letzteren Wunsch teilte auch Geheimerat Dr. A. Schulte-Bonn „dann wäre die Frage ja sicher zu entscheiden“, desgleichen Geheimerat Dr. E. Wagner-Karlsruhe, der meinen Gedankengang sehr plausibel fand, allerdings auch darin sich mit mir einverstanden erklärte, dass die ultima ratio eben eine Ausgrabung sein wird, auf deren Resultat man begierig sein kann. Diese vielerseits, aber von niemand mehr als von mir selbst gewünschten Grabungen fanden erfreulicherweise bald ihre Verwirklichung. Dass die Grabungsangelegenheit sich so rasch entwickelte, dafür darf ich heute den Herren Geh. Oberregierungsrat Dr. Böhm und Geheimerat Dr. E. Wagner, meinen beiden gütigen Fürsprechern in Karlsruhe, sowie der Großherzogl. Staatsregierung, welche mir in entgegenkommendster Weise die Mittel zu den Grabungen und die Hilfe technischer Mitarbeiter, so auch des Grossherzogl. Konservators, des Oberbaurat Kircher zur Verfügung stellte, öffentlich meinen verbindlichsten Dank sagen.

Hier folgend das spezielle Grabungsergebnis und mein Fundbericht. Das Grabungsgelände ist der bisher oft erwähnte Bergrain, im Osten heute begrenzt durch den Bahndamm, den Kapfrain und in der Ferne von Fischingen, im Westen durch einen Teil des Dorfes, im Süden begrenzt von der Straße nach Eimeldingen und Basel, im Norden von derjenigen nach Egringen und von der Brome. Es ist ein Hochplateau, dessen Sohle + 244 N. N., dessen Höhe durchschnittlich + 255,50 N. N. liegt, heute meist Baumgarten, wodurch die Grabungen nicht unwesentlich behindert werden. Es ist das alte Hochgestade des Rheins und zwar hart an dessen wol einst vom Wasser umspielten Rande; im Süden stürzt es als Kiesgrube steil ab. Das seit Jahrzehnten hier im Süden zur Kiesgewinnung abgegrabene Gelände hat einst wol manche bedeutsame Fundstücke in sich geborgen, die von den Kiesgewinnern achtlos verschleudert wurden. Man hört diese heute noch sagen: Wir haben manchmal „alte Scherben“ und Ziegel gefunden, die wir dann als wertlos wegwarfen. Dagegen will man nie Mauerreste ausgegraben haben, was möglich ist. Nach Lage der Dinge könnte dies aber trotzdem der Fall gewesen sein. Denn gerade an dieser südlichen Seite des Bergrains ragten ca. 2 m unter der Bodenfläche Mauerstumpfe in die Kiesgrube herein, die ich in meinem früheren Aufsatz bereits als die Rudera bezeichnet habe, wo künftige Grabungen einzusetzen hätten. Da setzten denn auch meine Grabungen ein.

Über das Grabungsgelände unterrichtet der angeschlossene Plan, über die Stelle, wo die Grabungen einsetzten, auf der Tafel Bild 1.

Vor der Aufnahme der Grabungsarbeiten im Dezember 1908 hatte ich jedoch das Glück, am äussersten Rand der Kiesgrube auf dem dem hiesigen Landwirt Erhard Herr gehörigen Geländesaum mit dessen Hilfe eine Urne (U III) samt Zubehör zu Tage zu fördern, die inzwischen nach Freiburg i. Br. kam, dort von Professor Dr. E. Fischer untersucht, zusammengesetzt und der städtischen Sammlung einverleibt worden ist. Verfassung und Aussehen der Urnenreste nach Herausnahme aus dem Boden zeigt Bild 3; dessen photographische Abnahme hat mir seiner Zeit Frl. E. Pöschel von hier gütigst besorgt.

Ziehen wir vom westlichen Grenzstein des Grundstücks Nr. 331 (Besitzer Wilh. Schlotterer hier) eine Grenzlinie, die bis zur Urnenfundhöhe 27.00 m misst und errichten wir auf dieser nach der Urnenstelle eine 2.30 m lange Senkrechte, so haben wir den genauen Fundort. Die Urnenreste lagen, vom Urnenboden aus gerechnet, 70 cm tief unter dem Ackerboden im gewachsenen Kiesboden, in diesen wie einzementiert, so dass beim Wegnehmen noch Kiesklumpen an der Urne hängen blieben; vom obersten Urnenrest bis zur Bodenoberfläche war ein Abstand von 50 cm, so dass also die Höhe des Urnenrestes selbst noch 20 cm betrug. Der so zusammengedrückte Urnenrest maß in der obersten Weite im Durchmesser 43 cm. Das freundliche Entgegenkommen von Professor Fischer ermöglicht es mir, sein sachkundiges Urteil über den Urnenfund sowie seinen Beschrieb der einzelnen Fundstücke mit den durch Präparator Beurer besorgten Photographien der einzelnen Gefäße samt Zubehör einzufügen.

„Die Bestattung war eine typische Brandbestattung aus der Bronzezeit, sie schließt sich den Funden der sogen. „Urnenfriedhöfe“ z. B. in Huttenheim u. a. a. O. an.

Es war eine große Urne, in deren Innerem Erde, Asche, Kohlenreste, kalzinirte Knochenstückchen und außerdem sicher kleine Beigefäße waren. Die Urne war bei der Entdeckung in sich zusammengedrückt, so dass man mit Sicherheit nur von drei Gefässen sagen konnte, dass sie in der großen Urne lagen (s. Tafel Bild 3), zwei weitere können auch daneben gelegen haben, ebenso wie einige Bronzebeigaben, die am Fuß der Urne lagen.

Die Urne ist 41 cm hoch, hat 41 cm größten Durchmesser und 23,5 cm lichte Halsweite. Wie aus der Abbildung Nr. 4 zu ersehen, besitzt sie Birnform mit starken Schultern,

darauf einen scharf abgesetzten, fast senkrecht stehenden Hals mit stark auswärts gebogenem Rand. Der Boden ist flach und relativ groß. Die Urne ist aus grobem, schlecht gebranntem, grauschwarzem Ton, der viele Steinchen enthält. (Auch zwei Fruchtkerne, wahrscheinlich wilde Kirschkkerne, waren eingeschlossen).

Von den fünf Beigefäßen waren zwei ganz einfache, flache, in Form und Größe völlig gleiche, tellerartige Schüsselchen, etwa 5,5 cm hoch, oben 15 cm weit, mit 5 cm breitem Boden. Die Wand steigt gleichmäßig nach außen an und endigt in umgelegtem Rand (s. Abb.). Eines ist aus schwarzem, das andere aus rotem Ton ohne Verzierungen. (Abb. die untersten rechts und links)

Das nächste ist ein gedrückt-birnförmiges schwarzes Näpfchen (Abb. rechts) von 9 cm Höhe, etwa 11,5 cm größtem Durchmesser und 10 cm oberer Weite bei 2 cm breiter Standfläche, die leicht nach innen gewölbt ist. Der obere Rand ist scharf abgesetzt, etwa 1 cm unter seinem Ansatz ziehen fünf feine, hart aneinandergerückte eingeritzte Linien, sehr unregelmäßig und schlecht ausgeführt, rings herum, darunter noch drei gröbere, noch schlechter gezogen.

Diesem Näpfchen glich wol sehr ein weiteres, aus rotem Ton hergestelltes Gefäß, das nur einen auf der Schulter mit stärkerer Knickung sitzenden Hals besass; es war aber leider so stark zerfallen und mürbe, dass man mehr über seine Form nicht sagen, geschweige denn es zusammensetzen konnte.

Das fünfte Gefäß endlich ist ebenfalls von sehr ähnlicher Form. (Abb. unten links). Es ist etwas niedriger (7 cm hoch, 11,2 cm breit) hat ebenfalls einen sehr kleinen eingebogenen Boden, der Bauch ist in der Mitte ziemlich scharf umgebogen. Auf dieser Biegung sind als Verzierung in der Runde 8 Gruppen von je etwa 20 senkrechten, einen cm langen geraden Strichen angebracht, flüchtig und schlecht ausgeführt, ebenso eine dünne Doppellinie, die etwas oberhalb davon rings um das Gefäß zieht. (Alles so seicht und verwaschen, dass es auf der Photogr. kaum zu sehen.)

Neben der Urne lagen folgende Bronzedinge: Zwei völlig gleiche, große, bronzene Kopfnadeln von etwa 28 cm Länge, etwa 4 mm Nadelstärke und mit Köpfen von je 24 mm Durchmesser in Form einer etwas abgeplatteten Kugel. Ein kaum 1 cm langes gerieftes, gegen die Nadel verdichtetes Zwischenstück verbindet diese mit dem Kopf. Während die Nadeln schöne grünblaue Edelpatina zeigen, sind die Köpfe mattgrau, sie sind wol silberhaltig (ihr Erhaltungszustand erlaubt nicht, sie intensiver zu reinigen.)

Recht auffällig und ungewöhnlich ist, dass beide Nadeln in der Mitte umgebogen worden sind (s. Abb.) — es ist sicher nicht zufällige Verbiegung, etwa in der Erde.

Dabei lagen sechs Armringe, völlig gleich, hart aneinander. Es sind kaum 2 mm starke, vierkantige zu offenen Ringen gebogene Bronzespannen; die Enden sind jeweils zu einer engen Schnecke nach außen aufgerollt.

Endlich fand sich ein Bruchstück einer bronzenen geraden Messerklinge, etwa 1 cm breit, der Rücken 1,5—2 mm stark, ohne Verzierung, Spitze und Heftzunge fehlen.“ —

Der Richtung der oben (Abb. 1) schon bezeichneten, in die Kiesgrube am südlichen Teil des Bergrains hereinragenden drei Mauerstumpfe folgend, entdeckten wir in Gegenwart des vom Großh. Konservator gesandten Bauaufsehers Heisel-Karlsruhe Fundamente eines rechteckigen Baues, 9,0 m breit, 18,0 m lang. (Gebäudefund I im Grabungsplan.) Die Mauerstärken desselben schwanken zwischen 0,55—0,60 cm. Ich beschreibe den Baurest nach dem von Oberbaurat Kircher, welcher am 23. Januar d. Js. hier eine Besichtigung vornahm, an das Großh. Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts unterm 31. Januar d. Js. erstatteten Bericht. Eine Quermauer teilt den Bau, der im Lichten r. 7,80 m breit ist, in zwei Teile. Der kleinere Teil misst im Lichten r. 5.50 m, der größere r. 10.70 m. Als Baugrund dient die mächtig angeschwemmte Kieslage. An manchen Stellen der Umfassungen zeigt sich eine Art „Fundamentsohle“ mit einem inneren Vorsprung von 0,08—0,10 cm. Die Mauern sind einhäutig gemauert, d. h. an das äußere Terrain sind dieselben rauh angesetzt. Sie enthalten verschiedenes Steinmaterial. In der Hauptsache herrscht aber Muschel-Kalk vor. Ein Streben nach regelrechter Schichtung ist zu beobachten. In den Schichten lagern Steine bis zu 32 cm und mehr Länge bei ca. 14 und 15 cm Höhe, welche aber auch häufig abwechseln mit kleineren Steinen von 15—20 cm Länge bei 9—10 cm Höhe. Der Mörtel bietet nichts außergewöhnliches. Er besteht aus Weißkalk und einer feinen Sandart, vielfach mit Kies gemischt. Er baggert sich oft zu einer Mörtelmasse zusammen, die aus dem angeschwemmten Kieslager mit Weißkalk gemengt, direkt gewonnen zu sein scheint und häufig stark aufgetragen wurde. Dabei sind die Kieselsteine neben den feinsten Sorten oft 4—5 cm groß, die sich, ähnlich einem Beton, zu einer festen Masse mit einander verbunden haben. Doch auch diese Masse bietet an und für sich nichts eigenartiges; sie scheint aus der Natur der örtlichen Verhältnisse hervorzugehen. Die Innenmauern des

Baues waren verputzt. Der dazu verwendete Sand war ziemlich fein und gut gesiebt. Hie und da ist die Putzmasse mit Kieselsteinen durchsetzt und im allgemeinen 3—4 cm stark aufgetragen. Die Mauerungsart lassen die Abbildungen Nr. 7 und 8 (Ecke N-W und nördliche Längsmauer) auf der Tafel erkennen.

Die Fundamentreste wiesen an verschiedenen Stellen, besonders an den Ecken, noch die Höhen von 0.70, 0.80 und 1.00 m auf, mit ihrer Oberfläche r. 0.70—0.80 bzw. 1.20—1.30 m unter dem Ackerboden liegend. Ein Teil der südlich (genauer S-O nach N-W) ziehenden Längsmauer mit einem Teil der westlichen Schmalmauer war schon früher in die Kiesgrube abgestürzt. Auf dem inneren Boden des Gebäudes fanden sich viele geschwärzte Kieselsteine, Holzkohlenstücke und häufig eine einige Zentimeter hohe Lage Asche, Anzeichen für eine Zerstörung des Baues durch Feuer. Da aber unter den sonst außerordentlich spärlichen Fundstücken wie Nägel, Beschlagreste, Scherben von Gebrauchsgefäßen und dergl. in dem bis auf die Fundamente zerstörten Bau sich auch wenigstens zwei Eisenpfeilspitzen<sup>19)</sup> fanden, die von Geheimerat Dr. Wagner alsbald für alemannisch, vielleicht bis ins 7. Jahrhundert hereinreichend, erklärt wurden, der auch über einige im Bau gefundene Scherben urteilte: „sie kommen mir unzweifelhaft als römisch vor (ein Stückchen terra sigillata)“, wäre der Schluss jedenfalls nicht von der Hand zu weisen, dass die Zerstörung des Baus von den Alemannen herrührte, aus jener Zeit, da sie in Südwestdeutschland mit der Herrschaft der Römer aufräumten. Dann müssten die Bautrümmer allerdings von einem römischen Gebäude stammen. Dieser Ansicht hat denn auch Geheimrat Dr. Wagner gelegentlich seiner Besichtigung meiner Grabungen hier am 15. Juni d. Js. Ausdruck gegeben, freilich diese Gebäudefundamente wie zwei andere inzwischen freigelegte als „spätromisch“ bezeichnend. Das wird auch so stimmen, umsomehr, als inzwischen an andern Stellen des Bergains, wo wir gegraben haben, viele unzweifelhaft römische Ziegel, Ziegelplatten (52/38 cm) und unzweifelhaft römische Scherben gefunden wurden, aus denen wenigstens ein Gefäß bisher zusammengesetzt werden konnte, dessen Beschrieb weiter unten folgen wird.

---

<sup>19)</sup> Grabung erfolgte in Schonung der Bäume vor allem nur den Mauerzügen nach, so dass nur an den Ecken und an der Quermauer ins Gebäudeinnere eingedrungen ward, das sonst nicht weiter durchforscht wurde. Sonst hätten sich wol auch noch mehr Fundstücke ergeben. Die 2. Pfeilspitze wurde erst beim Einfüllen gefunden.

Vom letzteren und den beiden im Laufe des Frühjahrs neuentdeckten Gebäudefundamenten konnte Oberbaurat Kircher bei seiner Anwesenheit hier im Januar noch nichts wissen, da damals von alldem noch nichts ausgegraben war. Daher lautete sein damaliges Gutachten an das Großh. Ministerium mit Recht noch sehr zurückhaltend so: „Es ist unmöglich aus diesen gefundenen Mauerresten einen sicheren Schluss auf ihr Alter zu ziehen. Die Eigenart derselben in der technischen Herstellung und in deren Stein- und Mörtelmaterial ist nicht so charakteristisch, dass man zu einem solchen Schluss berechtigt wäre.“ Doch fügte er schon damals bei: „Beachtet man aber, dass auf diesem Ackergebäude schon früher sehr beachtenswerte Fundstücke, wie Urnen, Grabplatten und dergl. mehr zu Tage traten, und dass neuerdings neben der „Steinsetzung“ Ziegel- und vor allem Dachziegelstücke, die mit den römischen Plattenziegeln übereinstimmen, sowie Gefäßreste früherer Perioden, Metallstücke und sogar der Rest einer Pfeilspitze sich vorfanden<sup>19)</sup>, so ist man durchaus berechtigt, hier von einem historischen Gelände sprechen zu dürfen, über das die Kultur Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch dahingeschritten ist. Man muss deshalb diesem Gebäudefundament auch eine Bedeutung beimessen, die im Hinblick auf die wissenschaftlichen Belege, welche Pfarrer Schmidt erbracht hat, selbst unter Beachtung der geringen Gebäudeausdehnung und der schwachen Mauerstärken, nicht unterschätzt werden darf. Es wird sich deshalb empfehlen, dass Pfarrer Sch. an anderen Orten dem „Cubiculum regium“ nachgeht und sieht, wie bei einfachster Anlage die baulichen Verhältnisse anderwärts liegen, da es nicht ausgeschlossen ist, dass das aufgefundene Mauerwerk noch unter dem matten Einfluss einer nachrömischen Technik stehend, einem Gebäude frühmittelalterlicher Zeit angehören kann — sei es nun ein Wohn- oder Oekonomiegebäude gewesen.“ Ähnlich hatte Prof. Dr. Fr. Pfaff-Freiburg in Begleitung von Prof. Dr. Fischer sich nach einer Grabungsbesichtigung von Gebäude I dahin ausgesprochen: Eine regelmäßige Schichtung ist zu beobachten; die Erbauer scheinen von den Römern noch gelernt zu haben; Gebäude könnte daher frühmittelalterlich gewesen sein.

Eine „Steinsetzung“ erwähnte ich oben. Dieselbe, abgebildet als Abbildung 11 nach Photographie, die ich wie die von den Mauerresten der Freundlichkeit von Zeug-Oberleutnant Dubian-Efringen verdanke, wurde r. 35 cm tief unter dem Ackerboden gefunden, von der südöstlichen Ecke von Gebäude I in einer Entfernung von r. 85 m nach Osten,

an der Kreuzung der Feldwege am Bergrain, die im Volksmund die „Drille“ heißt. Die Steinsetzung war r. 1.30 bis 1.40 m breit, 2.55--2.60 m lang und bestand unter spärlicher Verwendung von Mörtel aus feinem Sand und Weißkalk aus einer Schicht von rauh gebrochenen, aber doch mehr oder weniger lagerhaft zugerichteten größeren Steinen, die, soweit sie am äußeren Rande, von unregelmäßiger rauh gebrochener Gestalt und sichtlich ineinandergefügt waren. Der größte Maß r. 0.90 m Länge bei verglichen r. 0.42 m Breite und r. 0.25 m Höhe; andere r. 0.40/0.40 m bei 0.26 m Höhe und 0.55/0.35 m bei 0.32 m Höhe u. s. f. Im Innern dieser Steinsetzung fanden sich kleinere gestellte Steine, auch einige wenige Ziegelstücke vor. Die Mehrzahl der Steine bestand aus Muschelkalk. In unmittelbarer Nähe dieser Steinsetzung fanden sich auch Reste von Tonplättchen, Dachziegeln, Gefäßen, auch Eisenbeschlägen u. s. w., die neben dem römischen Topf (Tafel, 5) abgebildet und mit d, e, f und i bezeichnet sind. Was war diese Steinsetzung ursprünglich? Sie sah aus wie ein Grab; freilich beim Abbruch fanden wir keinerlei Reste von Gebeinen oder Urnenscherben; die Steine sassen direkt auf dem Lehmboden, der 70 cm hoch geschichtet auf dem Kiesurboden lagert. Vielleicht war es auch eine Mauerschicht aus der Mitte eines weiteren zerstörten römischen Gebäudes an der Drille, da Mauerschutt, Steine und Mörtel, sich reichlich in der Nähe finden, r. 10 cm unter der 25 cm betragenden Humusschicht. Weitere Grabungen dort schaffen unter Umständen Klarheit.

Wäre ich meiner urkundlichen Beweisführung für die karolingische Königspfalz auf dem Bergrain hier nicht sicher gewesen und in deren Richtigkeit durch meine weiteren ortsgeschichtlichen Studien, wie oben ausgeführt, wesentlich bestärkt worden, so hätte ich die Grabungen in diesem Augenblicke vielleicht aufgegeben, zumal als auch der Groß. Konservator der Ansicht war, es bestände wenig Hoffnung, auf Nachforschung hin an anderen Stellen noch weitere Baureste zu Tage zu fördern. Doch, nur wer sucht, der findet. Und ein doppelter Anhalts- und Ausgangspunkt für weitere Grabungen war gegeben: der Gebädefund I und eine ganz auffallende Lagerung von zugerichteten Mauersteinen. Diese hatte sich bei Untersuchung mit dem Probiereisen ergeben im östlichen Bergrain in der Nähe des Bahndammes auf dem Acker von Johann Jakob Schmutz. In jüngerer Zeit diese Steine als Schutt im Gelände so abzulagern wäre Torheit gewesen, sie konnten vielmehr nur von einem früheren Gebäude sinnvoll herrühren. Auch

wussten ältere Dorfbewohner von Mauerresten gerade an der letzteren Stelle, auf die man früher beim Bäume-pflanzen oder -ummachen gestoßen sei. So setzte denn Hacke und Spaten erneut ein, und es kamen zum Vorschein Gebäude II und III. Die gegenseitige Lage der drei Gebäudefunde und ihre Entfernung von einander (I—II r. 16 m, I—III r. 152 m, II und III r. 155 m) zeigt deutlich der *Grabungsgeländeplan*, für dessen geometrisch genaue und schöne Anfertigung ich Herrn Rechnungsrat Bartz-Freiburg zu großem Dank verbunden bin, der mir auch schon durch seinen ersten fein ausgearbeiteten Plan für die von mir beabsichtigten Grabungen einen hervorragenden Helferdienst erwies. Seine damalige Arbeit ermöglichte erst eine Uebersicht über Umfang und Kosten der Grabungen und war so einleuchtend, dass das Großh. Ministerium den von jener Zeichnung unterstützten und eingereichten Kostenvoranschlag unter Mittelbewilligung guthieß. Die Lithographierung des Plans besorgte mir gütigst Geheimerat Wagner.

### Gebäudefund II.

Derselbe wurde gemacht, als ich in Einvernahme mit dem Großh. Konservator das Gelände nördlich von Gebäude I in gehörigem Abstand durch mehrere Aushebungsgräben durchforschen ließ. Dabei stießen wir in einer Entfernung von r. 16 m von der nordöstlichen Ecke von Gebäude I auf die südöstliche Ecke von Gebäude II, das sich beim Freilegen der Mauerzüge darstellte gleichfalls als rechteckiger Bau 14.10 m lang (Mauerstärke 75 cm) und 7.05 m breit (Mauerstärke 60 cm) ohne Quer- oder Zwischenmauer, wie sie sich in Gebäude I herausgestellt hatte. Die Mauerungsart war bei II durchaus gleichartig wie bei I, was auch die Bilder zeigen. (Tafel II, Nr. 9 u. 10).

Da wir aber am Mauerwerk keinen Verputz mehr fanden, wie bei I, auch der Mörtel zwischen den Steinen schon stark verwittert war, so kann es nicht anders sein, als dass diese Bauwürmer s. Zt. dem zerstörenden Einfluß der Natur länger ausgesetzt gewesen sein müssen als bei I. Auch waren die Mauern hier teilweise weiter abgebrochen als bei I, vielleicht weil man die gut behauenen Steine früher zum Hausbau im Dorf hatte gut verwenden können. Jedoch war die Mauerhöhe in den einzelnen Ecken immerhin noch 1.00 m (N-W), 1.20 m (N-O), 1.10 m (S-O), das Mauerwerk mit seiner Oberfläche r. 0.40—1.10 m unter dem Ackerboden. Gefunden wurde im aufgefüllten Grunde

hier nichts Wesentliches<sup>20)</sup>, abgesehen von Ziegelstücken, die man auf dem ganzen Bergrain stets findet, wenn man mit Hacke und Spaten arbeitet, ein paar Scherben wie bei I, auch ab und zu Kohlenreste, jedoch keine Aschenlagerung, geschwärzte Kieselsteine u. s. w. wie auf dem innern Boden von Gebäude I. Bei Annahme der Zerstörung der Gebäude durch die Alemannen dürfte eben Gebäude I im ersten erbittertsten Hauptsturm verbrannt und zerstört, das andere dahintergelegene Gebäude II aber darauf durch Niederreißen dem Erdboden gleich gemacht worden sein.

Nachdem die Gebäude I zum Ausgangspunkt nehmende Grabungsforschung zum günstigen Ergebnis des Fundes von Gebäude II geführt hatte, hielt ich es für durchaus geraten, ebenso von Gebäude II aus zu verfahren. Das Gebäude II benachbarte Gelände wurde nach weiteren Mauerresten eingehend untersucht durch 8 Aushebungsgräben, 3 m lang, 0.70 breit, 0.50—0.75 m tief je nach der Urbodenlagerung. Forschung wurde vorgenommen in der Richtung N-O nach N-W bis zu 15—20 m Abstand von Gebäude II. Auch östlich und westlich von Gebäude II wurden je 3 Versuchsgräben gezogen, ebenfalls im Gebäudeabstand 15—20 m. In allen drei Richtungen stellten sich keine wesentlichen Funde heraus, abgesehen von den auf dem Bergrain nie fehlenden Ziegelstücken und Scherben. Ziemlich sicher dürfte nach diesen Grabungsversuchen sein, dass in der westlichen und N-O—N-W Richtung von Gebäude II und zwar im Abstand 15—20 m keinenfalls Gebäudefundamente mehr im Boden verborgen liegen. Dagegen dürfte es nach Lage der Dinge keineswegs ausgeschlossen sein, dass in östlicher und nordöstlicher Richtung von Gebäude II weitere Gebäudefunde noch zu machen sind.

Dadurch in keiner Weise entmutigt — bei so weit ausgedehntem Gelände, wie dem des Bergrains, wo keine natürlichen Anhaltspunkte den Forscherspäten zum Einsetzen nötigen, kann auch einmal ergebnisloses Suchen nicht ausbleiben — wurde alsbald der Entschluss gefasst: Nun wird im äussersten Osten des Bergrains, dem Bahndamm zu, ein weiterer Versuch gemacht an der Stelle jener merkwürdigen, oben schon bezeichneten Lagerung zuge richteter Steine, die als Bauschutt in Fundamentmauern lagern konnten. So war es auch und es fand sich da Gebäude III, über das Bericht weiter unten folgen wird.

---

<sup>20)</sup> Genaue Durchforschung des Gebäudeinnern verbot auch hier, wie bei I, das Baumgelände; sonst gewiss mehr Fundstücke.

Vor der Grabung nach Gebäude III und dessen Entdeckung gab es aber noch eine andere Grabarbeit zu erledigen. Geheimerat Dr. Wagner sandte anfangs April seinen Präparator Eckert hierher, uns an die Hand zu gehen im Suchen nach weiteren Urnen auf dem Bergrain. Dieses Suchen gründete sich auf die Tatsache früher daselbst gemachter Urnenfunde. Einen davon hatte kurz zuvor Wagners Buch „Fundstätten und Funde im badischen Oberland“<sup>21)</sup> der Oeffentlichkeit gemeldet auf Seite 159 No. 275 „Kirchen“. Als Fundort bezeichnete es unsere Grabungsstelle und sagt: „Bei der Kiesgrube hinter dem Gasthaus zum Rebstock ein Urnenfeld aus der jüngeren Bronzezeit; Tongefäße aus demselben Fig. 103a große graue Urne“, a. a. O. näher beschrieben, wozu Gefäße c und d in Wagners Abbildung gehören. Der rundliche graue Henkelkrug b freilich ist im Buche dort, auf irrige Benachrichtigung hin, gleichfalls für die Kiesgrube (Bergrain) als Fundort reklamiert. Dies berichtigte mir persönlich der frühere Finder Dr. K. Huck, prakt. Arzt in Singen a. H., ein geborener Kirchener. Er machte als Gymnasiast die bei Wagner abgebildeten Funde; nach ihm ist der richtige Fundort des rundlichen grauen Henkelkruges die Gemarkungsstelle am oberen Weg nach Efringen, am sog. „Gunkelrain“, die im Grabungsgeländeplan (s. kleines Kärtchen) das Zeichen **U 1b** hat, wie das Zeichen **U 1a** die genaue Fundstelle der bei Wagner Fig. 103a abgebildeten großen grauen Urne am Bergrain angibt. Dennoch, für einen Urnenfriedhof der jüngeren Bronzezeit (Wagner a. a. O. S. IX.) in Kirchen bot nicht nur die Urne **U 1a** mit den beiden kleineren Gefäßen (Fig. 103c und d bei Wagner) schon einen Anhaltspunkt, sondern auch der kurz zuvor von mir selber gemachte zweifellose bronzezeitliche Urnenfund, nun in Freiburg, im Plan U 3, dessen Bild und Beschrieb bereits oben gegeben ist. Sollten sich unter diesen Umständen nicht noch weitere Urnen finden?

Auch bei diesen Grabungen nach Urnen gingen wir vom Gegebenen aus; das waren die Fundstellen von U 1a und U 3. Oestlich von U 3 im Abstand von r. 15 m fingen wir an. Da hatten wir schon zuvor ein Scherbenest entdeckt, 50 cm unter dem gewachsenen Boden. Dies

<sup>21)</sup> Der genaue Titel des ausserordentlich empfehlenswerten, prächtig ausgestatteten Buches ist: Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alemannisch-fränkischer Zeit im Grossherzogtum Baden, I das Badische Oberland. Kreise Konstanz, Villingen, Waldshut, Lörrach, Freiburg, Offenburg. Im Auftrage des Gr. Ministeriums des I., d. K. u. U. bearbeitet von Dr. Ernst Wagner, Tübingen I. C. B. Mohr 1908.

wurde jetzt in Eckerts Gegenwart ausgehoben; es waren auf den ersten Blick Scherben *römischen* Ursprungs. Aus denselben konnte inzwischen in Karlsruhe der der dortigen Sammlung einverleibte *graue römische Topf* zusammengesetzt werden, im Plan mit dem Zeichen **U 4**; Zeichnung zur Abbildung verdanke ich der Güte von Geheimerat Dr. Wagner.

Ein längerer Versuchsgraben (r. 10 m, je 5 m östlich und westlich von U 4) warf weitere römische Scherben aus, auch ein Stück von einem Mühlstein, vielleicht römischer Zeit. Eine Forschung östlich von U 1a, bei Abstand von r. 10 m, in gleich langem Versuchsgraben erbrachte wieder reichlich römische Scherben, worunter ein schönes Stück terra sigillata mit reicher Verzierung, und römische Ziegelstücke. Die Rekonstruktion weiterer Gefäße aus diesen Scherben ist nicht möglich gewesen.

Ich gehe zum Beschrieb von Gebädefund III über. Ehe wir hier auf Mauern kamen, fanden wir im ausgehobenen Grunde so reichliche und unzweifelhaft römische Scherben und Ziegel, dass das vermutete Gebäude nur römischen Ursprungs sein konnte. Wir fanden Fundamente eines quadratischen Baues von 10/10 m, bei einer Mauerstärke von 0.70 m. In den Ecken (N-O u. S-O) betrug die Mauerhöhe 0.50 m, gegen die Mitte der Mauerzüge bis zu 0,70 m Höhe noch ansteigend, in den anderen Ecken (N-W u. S-W) war die Mauerhöhe noch 0.40 m, gegen die Mitte bis zu 0.50 m Höhe ansteigend. Der Bau war also stark eingerissen, mehr wie I und II. Dies rührt wol daher, dass bei Geländeansteigung von I—II zu III und dementsprechender höherer Urbodenlage unter III die Fundamente von III nicht so tief im Boden stacken wie bei I und II, die ziemlich gleich tief bis zu 2.30 m lagen, während Fundamente von III nur 1.30—1.40 m tief sassen, die östliche Mauer r. 0.70 m unter dem Ackerboden, die westliche r. 0.60 m. Infolge dieser Höhenlage des Gebäudes III war wol auch die Einladung an die alten Kirchener, schon zugerichtete Mauersteine für eigenen Hausbau hier zu holen, zweifellos eine so dringliche, dass von derselben ausgiebigster Gebrauch gemacht wurde und nur die niedrigsten Fundamentsätze übrig blieben. Nur durch einen Zufall offenbar hat sich ein schön behauener „Fassadenstein“ diesen findigen Händen entzogen, den Geheimerat Dr. Wagner alsbald als römische Steinhauerarbeit ansprach. Auch die Ziegel ließ man meist liegen, wahrscheinlich weil schon damals zerbrochen. So fanden wir denn auch nicht ein einziges ganzes Exemplar runder Deck- oder flacher Platten-Ziegel. Aus Stücken setzte ich einen der letzteren zusammen; das gab eine

Ziegeldachplatte von 52/38 cm. Ebenso blieben einst wol auch beim Abbruch der guten Mauersteine wie beim Einebnen des Geländes als wertlos liegen eine Masse zweifellos römischer Scherben vom feinsten bis zum größten Gefäß, dünnsten und dicksten Tons in den buntesten Farben herrührend, auch etliche Stücke terra sigillata, ebenso eine Menge verrosteter Nägel, kleinster und größter Güte, Kloben, auch 2 Bruchstücke einer Messerklinge u. s. w. Aber nicht eine einzige Münze gefunden in den Bautrümmern dieses Hauses, das der reichen Scherbenauswahl nach die Villa eines römischen Vornehmen gewesen sein könnte, das war mir sehr auffallend. Grund kann wol nur sein: Die alten praktischen Kirchener hatten offenbar nicht nur Sinn für Mauersteine zu ihrem Hausbau, sondern auch für alte römische Münzen. Im Gebäude fanden wir einen Steinsatz, der sich bei näherer Untersuchung als der Rest einer rechtwinkligen Maureranlage von gleicher Stärke wie die umfassenden Fundamente beurteilen ließ, wol von einer nicht mehr ganz erhaltenen Quermauer herrührend; in unmittelbarer Nähe dieses Mauerrestes hatten wir in der Schuttlagerung den oben schon erwähnten, schön behauenen „Fassadenstein“ gefunden. Die ganze Mauerungsart bei III war die von I und II, das Mauerwerk war stark verwittert, wie auch der Mörtel, der, soweit noch vorhanden, stets von Ziegelstücken durchsetzt war. Merkwürdig war auch die rundliche Zurichtung vieler noch vorhandener Steine, meist Muschelkalk und roter Sandstein, ebenso die Reste feiner Tonplättchen (von der Heizanlage,- Fußboden- oder Wandbelag?). Der Abstand von Gebäude I und III ist r. 152 m, von II und III r. 155 m und von III und der Steinsetzung ca. 90 m. Wie viel Bautrümmer mögen da noch im Zwischengelände liegen!

Zwei Ergänzungen habe ich noch beizufügen vor meinem kurzen Schlusswort. Als Dr. K. Huck-Singen von meinen Grabungen hier hörte und gelegentlich hierher kam, teilte er mir mit, dass er noch 2 Urnenfunde von der Kiesgrube aus seiner früheren Gymnasiastenferienzeit besitze. Er bot sie mir zur Verwertung und Abbildung in meinem Fundbericht an. Sie gingen inzwischen in den Besitz der Karlsruher Landessammlung über. Während ich diesen Bericht zur Drucklegung schreibe, geht man an die Arbeit der Rekonstruktion. Deren Ergebnis zeigt die Abbildung Nr. 2; Zeichnung besorgte mir gütigst wieder Geheimerat Wagner. Es ist darauf der untere Teil eines großen, dicken, roten Topfes, der nicht weiter hergestellt werden konnte, wenngleich noch ein paar Scherben der Art übrig blieben,

die vielleicht einer zweiten ähnlichen Schüssel angehören; ferner zwei hübsche schwarze Töpfe mit schönen Strichverzierungen. Alles zusammen gehört einem *Urnenfriedhof* der *jüngeren Bronzezeit* an, trägt im Plan das Zeichen **U 2** und ist zweifellos ein gleichartiger Fund wie U 1a und wie U 3, dessen Gefäße samt Zutaten, wie gesagt, nunmehr in Freiburg i. Br. sind; die entsprechenden Zutaten zu U 2 sind und bleiben verloren.

Meine Grabungen hier hatten nicht nur das praktische Ergebnis der angeführten und besprochenen Gebäude- und Urnenfunde, sondern auch das ideale, dass ein jetzt 77 Mitglieder starker *Orts- (Bezirks-) verein* der „*Badischen Heimat*“ sich meiner Leitung anvertraute, und dass man in der hiesigen Gemarkung gefundene Scherben und dergleichen jetzt nicht mehr wegwirft, sondern mir bringt. Auf diese Weise blieb ein sehr interessantes und wertvolles Fundstück aus neolithischer Zeit von anderer Gemarkungsstelle vor achtloser Verschleuderung bewahrt. Es ist ein sogenannter „Glockenbecher“ *mit zonenförmig angeordneten gestichelten Verzierungen*. Aus den Scherben stellte ich das Gefäß selber zunächst notdürftig her, übergab es dann Geheimerat Wagner bei seinem Hiersein auf seine Bitte, in Karlsruhe ward es kunstgerecht wieder hergestellt und zum Dank erhielt ich von Geheimerat Wagner die Abbildung **6**. Wagner beurteilt diesen Fund als einen „*Bestandteil einer liegenden Hocker-Bestattung aus der späteren neolithischen Zeit*“. Die Fundstelle<sup>22)</sup> (siehe Plan, **U 5**) ist unweit der Gemarkungsgrenze am unteren Weg von Kirchen nach Efringen, 1 m unter dem gewachsenen Boden, 0,20 m über dem Ur- (Kies) boden; gefunden von Landwirt Fritz Sollinger beim Graben nach Kies und Sand auf dem Gelände von Gipser Johannes Müller hier. Das wäre der *erste Fund aus der Steinzeit in Kirchener Gemarkung*, in einem früher vom Rhein sicher überfluteten Gelände. Das ist aber auch *bis jetzt der älteste Kirchener Fund überhaupt*, dessen Erhaltung lediglich der Tatsache der auf dem Bergrain vorgenommenen Grabungen und des dadurch allgemein im Dorf geweckten Interesses

---

<sup>22)</sup> Als ich dem Finder des „Glockenbechers“ eine der auf dem Bergrain gefundenen „alemannischen“ eisernen Peilspitzen gelegentlich zeigte, erwiderte er alsbald: „So hab ich auch eine in der Nähe der Fundstelle der Scherben beim Umgraben gefunden. Die hab ich aber dann als wertloses altes Eisen beiseite geworfen. Ich will sehen, ob ich sie gelegentlich wieder finde.“ — Darnach hätten also schon die Alemannen bei uns auch die Rhein-Niederung zu besiedeln angefangen. Dazu vergleiche auch den *Grabungsnachtrag* am Schluss meines Aufsatzes.

auch an „alten Scherben“ zu verdanken ist. Weitere solche Funde sind daher noch künftig zu erhoffen.

Noch einmal zum Schluss halte ich vom *Bergrain*, unserm Kirchener „Berg“, aus Grabungsumschau und Ausschau. Die Lage des Bergrains ist frei und schön. Da tritt der Höhenzug des Schwarzwalds noch unmittelbar in die Erscheinung und der Blick auf die Jura- und Vogesen-Kette bietet entzückende Fernbilder. Das stellte auch der Groß. Konservator bei seinem Besuche hier fest und verzeichnete es so in seinem Bericht an das Ministerium. Kein Wunder, dass dies schöne Gelände, in der unmittelbaren Nähe des Rheins, schon in ältester Zeit zur Ansiedelung einlud und dann auch tatsächlich besiedelt wurde von den aufeinanderfolgenden und sich verdrängenden Völkern. Den Beweis der *historischen Kontinuität* dafür haben erbracht schon die bisherigen Funde der Urnen aus der *Bronzezeit*, der *römischen* Gebäude, Gefäße, Scherben und Ziegel und der *alemannischen* Plattengräber bis in die Franken- und Karolingerzeit, die bis jetzt freilich *nur urkundlich* den Bergrain als kulturhistorisches Gelände auch für sich reklamiert. Allein verdient meine obige, gegen früher wesentlich erweiterte Beweisführung vom „hof ze Kilchen“ vom „hoffgut vff dem berge“, welche auf Grund ältester urkundlicher Belege nach allen vier Himmelsrichtungen den Bergrain umgrenzt als das zweifellose Gelände auch der karolingischen Königspfalz in meinem badischen Kirchen, auch nur einige Beachtung, und ziehe ich in Rücksicht für Baden, was Dr. Wentzcke (Z. f. G. d. O. N. F. 24, 1 S. 19/20) als das sichere Ergebnis von Karl Rübels jüngst veröffentlichtem Vortrag über das fränkische Eroberungs- und Siedlungssystem im Elsass ansieht: „*Dass das uns bekannte Königsgut aus fränkischer Zeit in sehr vielen Fällen auf Resten römischer Niederlassungen liegt*“, wie auch schon die Alemannen die Reste römischer Siedelung als Stützpunkte ihrer Niederlassungen benützt haben, so kann ich nur zu dem Schlussurteil kommen: *Ceterum censeo, es muss auf dem Bergrain als altem kulturhistorischem Gelände weiter gegraben werden nach der karolingischen Königspfalz, die nur hier gewesen sein kann! Wenn noch in den Fundamenten vorhanden, muss sie sich da finden.* Es müsste denn gerade sein, dass von der Kirchener Königspfalz, in welcher Karl III nachweislich, ob auch nur vorübergehend, Wohnung nahm, gälte, was Dr. Wentzcke a. a. O. von der Marlenheimer Königspfalz, dem Jagdschloss, gleichsam als Nebenort (suburbium) von Kirchheim im Elsass S. 26 und Anmerkung 2 dort so sagt: „Die Annahme, dass es sich nur um eine leicht gebaute Wohnung handelt, würde

auch erklären, dass heute keine Spuren mehr vorhanden sind.“

So bin ich denn für weitere Grabungen in Kirchen und besonders auf dem Bergrain der ferneren staatlichen Hilfe ebenso hoffnungsfreudig gewiss, wie für die bisherige Unterstützung dankbar.<sup>23)</sup>

### Nachtrag.

Während der Drucklegung meines Fundberichts wurde unten im Dorfe an der Biegung der Dorfstraße nach Eimeldingen-Basel auf dem freien Platze vor dem Hause Stücklin-Schlotterer beim Graben des Fundamentes für eine Brückenwage, rund 170 m (Luftlinie) von Gebäuderest I auf dem Bergrain entfernt, eine Reihe alter Gräber entdeckt, die sich als germanische „*Reihengräber*“ erwiesen. Von diesen Bestattungen, die sämtlich in der Richtung SW.-NO. verliefen, waren 5 unmittelbar aneinander gereiht. Das südlichste davon war auf den Seiten und oben schön eingeplattet, vom nördlich folgenden war nur noch ein Plattenstück am Fußende vorhanden, das dritte war nur seitlich eingeplattet, das vierte und fünfte hatte keine Umfassung. Die Gesamtanlage, wie sie vorgefunden wurde, machte den Eindruck gestörter Grabstätten, d. h. man war wol einmal früher bei irgend einer Grabung auf die Skelette gestossen und hatte sie z. T. zerstört. Auch Professor Dr. Eugen Fischer-Freiburg, der bei der Untersuchung zugegen war, urteilte so. Diesen Eindruck bestärkte die Tatsache des Fehlens beachtenswerter Zutaten. Möglich ist freilich auch, dass Zutaten schon ursprünglich nicht vorhanden waren. Der letztere Fall würde, vielleicht auf spätere, bereits christliche Zeit schliessen lassen. Von diesen 5 Gräbern, deren Reihe sich wahrscheinlich im Boden südlich bis in den Hof des obenbezeichneten Hauses fortsetzt, was nicht alsbald weiter untersucht werden konnte, war eines ein Doppelgrab, das einer jüngeren Mutter mit einem 9—10 Jahre alten Kinde auf der Brust (die Zähne des Kinderschädels deutliches Alterszeichen). Ueber zweien der Gräber lag je ein weiteres Skelett. Die Grabsohle der untersten Gräber

---

<sup>23)</sup> Mein öffentlicher Dank möge auch schliesslich nicht fehlen für Festungsbauleutnant Manz-Efringen, der mir das Maß des jeweiligen Grabungsgeländes kontrollierte und bestätigte, wie für Landwirt Erhard Herr jung hier, der mit geschickter Hand, spähendem Auge und durch allerlei Helfersdienste als ein tüchtiger Arbeiter bei den Grabungen sich auswies.

war 1 m über dem Boden, Grablänge je 2 m, die vorhandenen seitlichen Grabplatten waren 63 cm lang, 45 cm hoch, 9/10 cm dick. Der ganze Boden war bis in die Gräber hinein so von Eisenüberresten durchsetzt, dass teilweise sogar eine Verbindung derselben mit den Skelettknochen bemerkbar war. Ob das ursprüngliche eiserne Zutaten waren — am Fußende eines Grabes war der Boden voll Eisensinter — war bis jetzt nicht zu ermitteln. Freilich musste auch eine natürliche Eisenhaltigkeit des Bodens überhaupt festgestellt werden; auch soll früher in direkter Nähe eine Schmiede gewesen sein. Ungefähr 2 m vom nördlichsten der bezeichneten 5 Gräber fanden sich, wieder dicht nebeneinander, 3 weitere Gräber. Das nördlichste — wie die anderen 2 gleichfalls mit der Richtung SW-NO — war ein noch eingedecktes Plattengrab, auf dessen vierter Deckplatte über der Brust des Skelettes Reste einer Urne aus rotbraunem teilweise geschwärztem und schwarzem Ton lagen. Sie ist leider schlecht erhalten, d. h. wahrscheinlich schon bei einem früheren Graben z. T. zerstört worden. So ist nur knapp die Hälfte da. Es ist eine bauchige, etwa 18 cm hohe Urne mit rundlich umgebogenem starkem Rand; die Bodenfläche mag rund 12 cm Durchmesser gehabt haben. Ein kleines Randstück eines zweiten wol ähnlichen Topfes fand sich nachträglich im Abraum. Einzig erkennbare Zutaten im Gefäß waren zwei Eisenstückchen. Im ungedeckten Grab, südlich von diesem, fanden sich noch Holzfasern, wol von einem Sarge herrührend. Das weiter südlich folgende Grab war das eines Kindes, unter dessen Schädel Eisenstücke und Holzfasern (Sargreste?) lagen. —

Dies wäre der zweite alemannische Gräberfund auf dem hiesigen Gemarkungsgebiet in der Talebene. Der erste wurde 1836 bei Herstellung des jetzigen Pfarrhauses gemacht (vergl. Wagner, Fundstätten und Funde im badischen Oberland, Tübingen J. C. B. Mohr, 1908, S. 159 Nr. 275 Kirchen Abs. 2). Sonst wurden bisher bei uns alemannische Plattengräber nur auf der Höhe des Bergrains und Kapfrains entdeckt (vergl. wieder Wagner a. O.).

## Badische Sagen.

Aus Anton Birlingers Nachlass, mitgeteilt von **Fridrich Pfaff**.<sup>1)</sup>

5

### **Das Kollmarweibchen**<sup>2)</sup>.

Bei einer Gesellschaft erzählte Herr Amtmann St. folgendes Abenteuer, das ihm im Jahre 1810 im Sommer auf dem sogenannten Hohenberg an der Grenze zwischen der Gemeinde Schwärzenbach und Schollach, B. A. Neustadt, begegnete.

In Dienstgeschäften ritt ich wie gewöhnlich, weil es für das Fahren über das Hochgebirg zu beschwerlich ist, und nahm meinen Weg über das Hochgebirg, um ein Geschäft bei einem Bürger der auf dem sogenannten Hochberg wohnhaft ist, zu besorgen. Da ich aber auf der Mitte des Bergs angelangt war, sah ich in der Entfernung einen Hasen der über Kreuz und Quer sprang, ich erinnerte mich der alten Sage der Bergbewohner, die alle fest behaupteten, auf dem Hochberg sei eine Fee, die in verschiedenen Gestalten sich den Vorübergehenden zeigt, bald als schwarzer Hund, als schwarze Katze, als ein Hase und zuletzt auch als Frauensperson in alter Schwarzwäldertracht. Bei diesen Gedanken ritt ich immer weiter fort, blickte hie und da auf den Hasen, der immer meiner Meinung nach auf dreißig bis vierzig Schritte von mir entfernt zu sein schien, und konnte demselben doch nicht näher kommen, noch weniger den Platz erreichen. Da spornte ich mein Pferd, um doch an den großen Stein zu kommen, wo der Hase sein Wesen trieb, aber alles war vergebens. Ich sah mich auf einmal um, ob ich nicht den unrechten Weg eingeschlagen habe, da erblickte ich denselben Hasen hinter mir und ich wusste

---

<sup>1)</sup> 1—4: Alemannia XXXVI, n. F. IX (1908), S. 221—238. Diese phantastischen Erzählungen enthalten alle als Kerne echte Sagen und sind deshalb unbedingt mitteilenswert. Es war nicht leicht sie durch Kürzung ihres weitschweifigen Redeflusses und teilweise Umarbeitung lesbar zu machen. Nach einer Bemerkung am Schlusse von 6 heißt ihr Verfasser Billmann und hat seine Niederschrift im Jahre 1845 gemacht.  
P.

<sup>2)</sup> Vgl. Waibel u. Flamm, Bad. Sagenbuch, Freiburg und Breisgau, S. 135. P.

nicht mehr, wo ich jetzt in der Welt war, es kam mir alles ganz anders vor; blickte ich vorwärts, so sah ich den Hasen und wenn ich mich umsah, so sah ich ihn wieder, mein Pferd stutzte, schnaubte, scharrte mit den Vorderfüßen, so dass es zu schwitzen anfang. Ich spornte dasselbe, hieb es vor Ungeduld mit der Reitpeitsche, aber alles war vergebens. Da fing auf einmal ein Gelächter an, das ich bald vor mir und bald rückwärts hörte, mein Pferd wurde ganz toll, und ich muss es gestehen, es wurde mir ganz anders zu Mut, wie, weiß ich selbst nicht, mein Pferd stellte sich auf die hinteren Beine, so dass ich nicht wusste, wann ich und mein Pferd rückwärts stürzen und am Ende den Hals brechen. So blieben wir ungefähr sechs bis acht Minuten in dieser so gefährlichen Stellung, als plötzlich der Hase vor mir verschwand, und mein armes Pferd, auf dem der Schaum stand, sich wieder langsam mit den Vorderfüßen auf den Boden ließ, da sah ich in der Entfernung ein weibliches Wesen auf mich zukommen, aber mit einer ungeheuern Schnelle; als sich die Figur mir näherte, so wurde ich an mir gewahr, dass mir ein Handschuh bei dieser Zehnte<sup>3)</sup> auf den Boden gefallen ist, ich wollte sogleich vom Pferde absteigen, denselben zu holen, da kam aber gerade die weibliche Figur bis auf sechs Schritte auf mich zu und blieb stehen. So bat ich dieselbe, mir doch meinen Handschuh aufzuheben, da wurde mein Pferd wieder ganz unruhig, das Weib fing ein solches Zetergeschrei an, so dass es mich vor Entsetzen durchschauderte, und mir die Haare zu Berg stiegen, ja ich glaubte Berg und Wald stürzten zusammen. Dann sah sie mich mit funkelnden Augen starr an, so dass ich zurückbebt, dann zog sie langsam an meiner rechten Seite vorüber. Ich fasste Mut, sah der seltsamen Figur nach, bemerkte aber, dass sie nicht lief, sondern beinahe zwei Schuh von der Erde schwebte und so gegen die Mitte des Waldes ihre Richtung nahm und auf einmal mit einem Hohnlachen verschwand. Wie dies vorüber war, blieb mein Pferd ruhig stehen, ich stieg dann ab und hob meinen Handschuh selbst auf; nahm aber beim Aufblicken gewahr, dass ich mich noch auf derselben Stelle befand, wo ich den Hasen zuerst gesehen hatte, nämlich an dem großen Stein, der heute zu Tag noch zu sehen ist. Dann ritt ich wiederum ganz ruhig meinen mir vorgenommenen Weg fort, und es trug sich nichts mehr zu, machte meine Geschäfte, auch ist mir auf dem Rückweg nichts mehr begegnet, es war doch

<sup>3)</sup> Zehnte, eine merkwürdige volksetymologische Entstellung von Szene. P.

11 Uhr nachts, wo ich wieder den Weg passierte, und es war nachmittags 1/21 Uhr, wo sich die Geschichte mit mir zutrug.

### Beschreibung des Kollmarweibchen oder des sogenannten Gebirgsgeistes.

Die Figur war 4 Schuh hoch, trug einen gelben, runden Hut mit langen, schwarzen, herunterhängenden Band, nach Schwarzwälder Tracht, auf dem Kopf, hatte ein verzerres, graues Gesicht mit rotfunkelnden Augen, schwarze, lange Kleidung mit einer weißen Schürze, aber Füße waren keine sichtbar, man nennt die Erscheinung das Kollmarweibchen, das schon von mehreren Gebirgsbewohnern dieser Gegend gesehen worden sein soll. Dann, wo ich es in dem Wirtshause erzählte, was sich mit mir diesen Nachmittag zugetragen hatte, so sprachen alle Anwesenden einstimmig: ja, ja, das ist das Kollmarweibchen, das schon vielen, die den Weg über das Hochgebirg nahmen, so gemacht hat, Sie sind nicht der erste gewesen, Herr Amtmann, denn das Weibchen treibt sein Wesen auf dem Gebirg schon mehr als 100 Jahre. Ein jeder der Anwesenden wollte die Fee in dieser Gestalt schon gesehen haben.

## 6

### Vom Ritter zu Schloss Warenberg, Amts Villingen im Schwarzwald.

Erzählung von **Josef Glatz** von Rietheim.

Es mag ungefähr 300 Jahre oder noch mehr darüber sein, als der Bauer und Bürger Lorenz Meder zu Rietheim lebte, welches Geschlecht sich noch heutzutage fortpflanzt. Da lebte auch noch der Ritter vom Schloss Warenberg<sup>4)</sup>, der die Landleute und besonders den anwohnenden Lorenz Meder quälte und plagte. Als eines Tages der alte L. Meder mit 6 Pferden auf seinem Acker pflügte, so kam der Ritter zum Meder auf den Acker und verlangte, er solle ihm ein Pferd abspannen, indem er schnell wegreiten müsse. Aber da haben die Herren Ritter schon beinahe ihr Recht verloren gehabt und die meisten Schlösser waren schon zerstört von den Bauern, was Meder wol wusste, deshalb wei-

<sup>4)</sup> Warenberg, Burgruine im Läuble zu Villingen und Rietheim. Vgl. A. Krieger, topogr. Wtb. v. Baden, 2. Aufl., Sp. 1356. P.

gerte er sich dem Ritter ein Pferd abzuspannen und tat es auch wirklich nicht, denn er merkte, dass der Ritter mit seinem Pferd die Flucht nehmen wollte. Aber der Ritter brauchte Gewalt, sprang vor Zorn an die zwei vorderen Pferde, und wie er im Begriff war dem einen Pferd die Stränge abzulösen, so nahm der Bauer, der auch nicht links war die Sege (Pflugmesser) vom Pflug, sprang auf den Ritter zu und schlug ihn mit der Sege ins Genick, dass er gleich tot zu Boden stürzte. Nach des Ritters Tod wurde gleich von den Bauern das Schloss geplündert und verbrannt, und der Ritter muss heutzutage noch als Geist im alten Schloss und auf den Gütern und im Walde wandeln und besonders in dem kleinen Eichenwäldchen. Da äfft er die Leute, nimmt mancherlei Gestalt an, wirft die Vorübergehenden vom Schloss herab mit Steinen und Prügeln, stellte sich ihnen in den Weg usw.

Auch ist schon Geld von altem Gepräge da gefunden worden. Auch gruben schon viele in den alten Gewölben und Gemäuern. So grub auf die Johannesnacht einer namens Peter A., der hätte aber bald sein Leben verloren. Er ging abends, sowie die Glocke 10 Uhr schlug, mit einer Hacke, Laterne, Strick und einem Sack versehen vom Dorf weg um in dem alten Raubnest auf dem Berge sein Glück zu machen.

Als Peter A. an das alte Schloss Warenberg kam, so schlug die Glocke gerade 11 Uhr, denn der Berg ist ziemlich hoch und bei Nacht böse zu gehen. Peter setzte sich unter dem Schlossbogen auf einen Stein, machte Licht in seine Laterne, leuchtete dann um sich her, sah aber nichts in seiner Nähe, als das Gewölbe hinter dem halb zerfallenen Torbogen. Die Nacht war sehr schwül und die Schnaken stachen den Peter so sehr, dass er sein Pfeifchen anbrannte und so schmauchte bis die Glocke 12 Uhr schlug. Da stand er auf, nahm seine Laterne, nebst Hacke und Strick auf den Buckel und ging so ohne Furcht in das Gewölbe hinein. Peter hat sich in seinem Leben nie gefürchtet, denn er ist in seiner frühen Jugend seinen Eltern weggelaufen und soll bei allen Herren als Reiter im 30jährigen Kriege gedient haben. Im Gewölbe ist ein tiefer Brunnen, es hieß immer in diesem Brunnen liegt der Hund begraben. Da Peter A. an den Brunnen kam, machte er Halt, leuchtete mit seiner Laterne hinunter in die Tiefe, dann wieder um sich. Über ihm lag ein langer runder Stein, um diesen band er seinen Strick und um den Leib band er den Sack und die Hacke, an den Hals hing er die Laterne, und so gerüstet ließ er sich an dem Strick in den Brunnen, der

zum Glück nicht so tief war, hinunter. Der Brunnen war viereckig mit Backstein ausgemauert, als Peter so auf dem Boden des Brunnens stand und nach allen 4 Seiten mit seiner Laterne herumzündete, aber zu seinem Leidwesen an keiner Seite eine Öffnung fand, da dachte er bei sich selbst: diesmal hast du dein Glück auf Sand gebaut und vergebens die Nacht den Schlaf gebrochen! und musste selbst dabei über sich lachen, wegen seiner Rüstung, die er bei sich trug und schlug so mit der Hand an die Hacke, die er wie einen Säbel an der linken Seite hängen hatte, zog sie voll Verdruss aus dem Strick heraus und schlug damit auf den Boden des Brunnens und stieß dabei die Worte aus: O, hätte ich euch, ihr Lügenmäuler, die mich so anmachten, dass in diesem verdammten Loche hier Geld in einer Truhe stünd, so würde ich euch die Köpfe und Rippen damit einschlagen. Er nahm abermals die Hacke, schwang sie in die Höhe und wollte nochmals im Zorne auf den Boden schlagen, schlug aber fehl und schlug damit an die Wand, allwo sie abprallte, und fuhr ihm zurück an den Kopf, sodass er rückwärts halb ohnmächtig zu Boden sank.

Wie aber Peter wieder zu sich selbst kam und seine Augen aufschlug, so erschreck er nicht wenig, er rieb sich die Augen, neben ihm stand ein kaum 3 Schuh hohes, kleines kropfiges und bucklichtes schwarzes Männchen, das große breite Zähne in dem Mund hatte. Peter sagte als uns Kindern, die Zähne wären je einen Zoll groß gewesen und so breit wie ein kleiner Finger. Der Zwerg hielt ihm einen Schwamm mit der rechten Hand, der sehr gut roch, unter die Nase und in der linken Hand ein Licht. Peter sprang bei dieser Erscheinung auf und wollte entlaufen, worüber der Kleine ganz entsetzlich zu lachen anfang, Peter erschreck noch mehr, doch fasste er wieder Mut, griff nach seiner Hacke und wollte damit den Zwerg zu Boden schlagen. Aber der kleine Zwerg sagte ganz ruhig: „Du ungeladener Gast, willst du mich mit solcher Münze hier in meinem Bereiche bezahlen“, stampfte mit seinem rechten Fuß auf den Boden, indem er mit seiner rechten Hand gegen die Wand deutete. Peter sah gegen die Wand hin und erschreck, denn es war ihm, als wenn sich die ganze Wand weggeschoben hätte, und alles ringsum wurde hohl und von allen Seiten her wurde er von lauter so kleinen pechschwarzem, bucklichtem Gesindel beiderlei Geschlechts umgeben. Sie kamen so dicht auf ihn gedrängt, sodass er glaubte, seine letzte Stunde nahe jetzt heran. Endlich schlugen sie ihre Hände zusammen, patschten und sangen dazu ein unverständlich Lied, sodass Peter glaubte, er sei

in einer Judenschule. Nach Ende des Gemurmels gingen sie wieder auseinander bis auf den ersten, der ihn angestrichen hatte in der Ohnmacht. Nun wurde es dem alten Peter wieder leichter auf seiner Brust, er fasste Mut und sagte zu dem übriggebliebenen Zwerge: „Höre guter Kleiner, was soll denn hier aus mir werden, und warum kamen so viele von den Deinigen auf mich so angedrängt?“ Ha, ha, ha, das sollst du wissen, du alter geldgieriger Peter, denn wisse, ich bin der Besitzer dieses Schlosses gewesen und alle, die auf dich andrangen, waren meine Untergebenen und wir müssen alle wegen unserer Frevel und Greuelthaten, die sie durch mich verübten, solange hier als Zwerge und Geister verbleiben, bis es dem Allmächtigen gefällt, uns zu sich zu rufen. Aber ich habe noch so viel Macht auch noch auf allen meinen Gütern, Wäldern und in diesem alten Felsnest zu hausen und die Menschheit zu ängstigen und zu drücken. Auch bewahre ich einen kleinen Schatz hier, dort in einem Kästchen. Deshalb komme, Peter, mit dorthin, ich will dich reichlich beschenken. Peter ging mit dem Zwerge, als sie zum Kästchen kamen, so berührte es der Zwerg mit seinen Fingerspitzen, es sprang der Deckel auf und Peter füllte dann so viel er tragen konnte in seinen Sack, eben wie er genug hatte, so schloss sich der Deckel wieder von selbst zu. Peter wollte den Sack auf seinen Rücken nehmen, allein er war viel zu schwer. Nun lachte der Zwerg und sagte: Komm, ich will dir den Sack tragen, nahm ihn auf seinen Rücken, und sieh, als er ihn auf seinem Rücken hatte, so verschwand das ganze Gewölbe auf einmal und Peter und der Zwerg standen jetzt in dem viereckigen Behälter, in den sich Peter herabgelassen hatte. Nun setzte sich Peter auf das Seil und der Zwerg setzte sich neben ihn, murmelte ein paar unverständliche Worte und pfeilschnell flogen beide hinauf in die Oberwelt. Als sie dort ankamen, da stellte der Zwerg den Sack auf den Boden und sprach: „Nun Peter, nimm den Sack auf deinen Rücken und gehe damit nach Haus. In 700 Jahren kann wieder ein Sack voll hier geholt werden, aber von dieser Zeit ist allen Sterblichen der Zugang zum Schatze versperrt“.

Mit diesen letzten Worten verschwand der Zwerg dem Peter A. aus seinen Augen, der ging nach Haus und erzählte den Vorfall; doch sagte er nie wie viel Geld er bekommen hatte.

# Alemannische Ortsneckereien aus Baden.

Von **Oskar Haffner**.

## II.

In dem ersten Aufsatz über diesen Gegenstand<sup>1)</sup> wurden mit Absicht nur nichtgereimte Ortsneckereien mitgeteilt. Aber diese Seite des Volkshumors ist damit nur zur Hälfte erschöpft; denn es gibt auch gereimte Neckereien, die mindestens eine ebenso große Rolle spielen. In erster Reihe sind es hier die Litaneien, von denen Prof. Dr. Pfaff in dieser Zeitschrift<sup>2)</sup> Proben mitgeteilt und zu deren Sammlung er aufgefordert hat. Zu diesen eigentlichen Orts- und Hoflitaneien, die immer mehrere Orte oder Höfe betreffen, kommen aber auch noch Sprüche, oft nur Zweizeiler, auf eine oder zwei Ortschaften. Oft tragen sie auch stereotypes Gepräge, dem man sein Alter leicht ansieht. Auch die Geschlechter eines Ortes werden geneckt und zwar necken die Mädchen und Burschen desselben Dorfes einander, aber der Spott kommt auch von außerhalb<sup>3)</sup>.

Fangen wir mit der Neckerei auf einen Ort an.

Das Bekannteste ist wol dieses, das schon Hesekiel in «Land und Leute im Volksmund» (Berlin 1867) S. 16 mitteilt:

Konstanz liegt am Bodensee,  
Wer's nicht glaubt geh' hin und seh'!

(oder: Kann selbst hingeh'n.)

Ähnlich lautet:

Überlingen liegt am Bode-, Bodensee,  
Wer's nit glaubt het Leis und Flöh.

Besonders die Armut muss erhalten:

In Wyhl isch nit viel. (Kiechlinsbergen, Breisach.)

Z'Zell, z'Zell, z'Zell,  
Do bettle d'Bürger ell. (Neuhausen.)

Wer sich will in Leiselheim ernähre,  
Der muss viel schaffe und wenig zehre,  
Der muss trage en linene Librock,  
Und pflanze ne elbene Winstock. (Leiselheim, Breisach.)

<sup>1)</sup> Alemannia N. F. VIII, 88–104 und Aus dem Bad. Oberland, Festschrift des Sprachvereins 1907, S. 119–135.

<sup>2)</sup> N. F. VI, 79. 153–60; N. F. VII, 157.

<sup>3)</sup> Wegen der Schreibweise sei bemerkt, dass sie, wenn möglich, so gelassen wurde, wie sie sich in den Beantwortungen oder sonst vorfand. Die Belegorte sind in Klammer angegeben, der zweite Namen bezeichnet gewöhnlich den Amtsbezirk, zu dem der Ort gehört.

- Bure von Hogschür  
 Hant Bohne am Für,  
 Sie schmelze sie mit Chühdreck,  
 De Anke sei zu tür. (Dangstetten, Waldshut.)  
 Ziegahauser sind Lauser,  
 Sie mahlen Kaffee,  
 Sie mahlat in da Mühli  
 Häsleis und Flöh. (Stockach.)
- Schaffhuser Gizele geh'n ins Glockenhus,  
 Suche d'beste Krote rus,  
 Binde se in e Döchle,  
 Und fresse se wie a Kuchle. (Kiechlingsbergen.)  
 Schelingen am Rain  
 Hen e kleine G'mein,  
 Setze d' Kinder um d' Hütte  
 Und suche Hagebütte. (Kiechlingsbergen.)
- Z' Thinge gits e sure Wi,  
 Wer möcht au nur von Thinge si.  
 (Unterlauchringen, Waldshut.)
- D' Kappel Stumpe  
 Han s' Fiedle voller Lumpe (Lenzkirch.)  
 In Stocka bleibt mer hocka. (Stockach.)  
 Harter Stumpe,  
 Lange Lumpe. (Langenhart, Meßkirch.)
- Z' Harthe moß me warte. (Heinstetten, Meßkirch.)  
 Weizen ist der Strauß,  
 Do sch . . . . die Leut zum Fenster naus. (Stühlingen.)  
 In Steinbach muss die Dummheit walten,  
 Weil sie den Markt am Mittwoch halten. (Bühlertal, Bühl.)
- Rhina isch e nobli Stadt, weil sie einen Bischof hat. (Rhina, Säckingen.)  
 Oagaltinger Schtekäschpringer,  
 Eckasoicher, Schereschliefer,  
 Hoorabhauer, Fiedlischauer,  
 Ratzmusfanger, so isch's ganga. (Orsingen, Stockach.)  
 Die Hännemer an der Halde  
 Hent zwei ridige Kälber;  
 Sie nehmet zwischa Bai  
 Und ritte ufena haim. (Hochsal, Waldshut.)
- D' Laufenburger ufem Buck  
 Sind über die Sch . . . kübel usgjuckt.  
 Sie hänt Löffel vergesse,  
 No hänt sie müesse d'Suppe mit der Schurpfe usesse.  
 (Binzgen, Säckingen.)
- D' Wehrer dei, dei,  
 Hent Dräck am Beibei,  
 Hent s'Füteli wit unte,  
 Am Wehrer Stuhl unte. (Hütten, Säckingen.)  
 D' Schutterzeller Orgel  
 Het gar e schöne Wis,  
 D' Katze hen 's Register,  
 De Blossbalg trete d' Mis. (Ichenheim, Lahr.)

Auf alter gemeinsamer Überlieferung stehen wol folgende Sprüche:

De Engelschwander sind Narre,  
 Sie träget de Karre  
 Berguf und bergab. (Rütte, Säckingen.)

D' Hogschürer sind Narre,  
 Sie schürge de Charre  
 De Berg uf und de Berg ab  
 Dur's Teufelsloch nab. (Oberwihl, Waldshut.)

Bechterschbohler Narre  
 Zia da Karre über d'Bruck,  
 Make alli Chaibestuck. (Dangstetten, Waldshut.)

Ballrechter Hochmutsnarre  
 Chume z'letzt au no uf de Charre. (Ballrechten, Staufen.)

Fützener Narre,  
 Sie schalte de Karre,  
 Sie locket dem Füllli  
 Hinter da Mülli.  
 Herri, buß, buß, buß, buß. (Grimmelshofen, Bonndorf.)

D' Hogschürer sind Narre,  
 Sie schörge de Karre,  
 Berguf und bergab.  
 Sie schinde de Krage schier ab.  
 (Dur's Cheibeloch ab.)  
 (Bergalingen, Herrischried, Säckingen.)

Wangener Narren,  
 Die ziehen den Karren,  
 Sie ziehen ihn hinters Glockenhus  
 Und lesen die besten Kroten us,  
 Sie wickeln in en Tüchle  
 Und fressens für Kuchle. (Wittlekofen, Bonndorf.)

Die Rotzler sind Narre,  
 Sie schürge de Karre,  
 Sie schürgeta berguf,  
 Sie schürgeta bergab,  
 Sie schürgeta über a Brückli,  
 Sie fange alli Mückli  
 Sie scheckes an a Gabla  
 Und luage, wie sie zabl. (Hänner, Säckingen.)

Sauldorfer Narra  
 Schaltet de Karra,  
 Ziehet de Pflug,  
 Fahret in d' Schweiz,  
 Fanget viel Meis',  
 Werfets in d' Kessel  
 Und fressets mit de Löffel. (Rast, Messkirch.)

Ahnlich verhält es sich mit folgenden Sprüchen:

Die Oberberger Mohre  
 Hen Dreck in de Ohre. (Rotweil, Breisach.)

Hüttemer More hent Gott vergesse  
 Und em Teufel de Schwanz abgfresse.  
 (Bergalingen, Säckingen.)

D' Bergalinger Mohre hent Gott verlore,  
 Hent em Teufel 's Füdli gschore (gstohle).  
 (Hütten, Säckingen.)

De Hochsaler (Rotzler) Mohre hänt Gott verlore,  
Hänt em Teufel de Schwanz gschore.  
(Binzgen, Hänner, Säckingen.)

Unterrimsinger Schnoge hen Gott verloge,  
Sin em Teufel in d' Hütte gfloge.  
(Obersimsingen Breisach.)

Kanderer Mohre hen Gott verlore, hen Gott vergesse,  
Sin em Teufel in d' Hütte gsesse;  
Sin chu bis uf der Chäppeli Buck,\*  
Do het ena dr Deufel d'Chuttle zum A . . . . us druckt.  
Obereggenen (Müllheim.)

\* Hügel bei Kandern.

D' Ihringer Schnoge  
Han Gott verloge,  
Sind ins Teufels Hütte gsesse  
Und henn em alli Pflute gfresse. (Breisach.)  
Wettelbrunner Schnoge  
Hen Gott verloge  
Hen Gott vergesse,  
Sin im Teufel uf d' Wada gsesse.  
(Ballrechten, Staufen.)

D' Menzenschwander Sappohre  
Hen Dreck in de Ohre,  
Hen Gott vergesse  
Und em Teufel 's Brot weggesse.  
(Bernau-Außendorf, St. Blasien.)

Schaffhuser Mohre  
Hen Dreck in de Ohre (Gott verlore),  
Hen Gott (und d' Heilige) vergesse,  
Und sin em Teufel in d' Hütte gsesse.  
(Kiechlingsbergen, Amoltern, Breisach.)

Haldemer (Falkensteig) Mohre  
Hen Dräck hinter de Ohre,  
Sie sin ins Teufels Hütte gsesse,  
Han em Härdepfel und Bohne alli gfresse.  
(Burg, Freiburg.)

D' Sasbacher Mohre  
Hen kenni sufere Ohre,  
Hen Gott verlore,  
Hen Gott vergesse,  
Sin em Teufel in d' Hütte gsesse,  
Hen em alli Erdäpfel gfresse,  
Er het sie treit bis uf d' Emmendinger Bruck,  
Und hett ihne d'Kuttle zum Lib usdruckt.  
(Leiselheim, Breisach.)

Eine andere stehende Form findet sich in folgenden  
Sprüchen:

Gang ufe, gang abe,  
Guck Rickebach zu,  
Dort tanzet en Esel,  
und giget en Kuh.  
Fahr ufa, fahr abe,  
Fahr Walzet zu,  
Wie danzet d' Oberhofer,  
Wie girn die Schuh. (Hänner, Säckingen.)

Fahr ufi, fahr abi,  
 Fahr Raithebuch zu,  
 Wie giget der Esel,  
 Wie tanzet die Kuh. (Raithenbuch, Neustadt.)

Oft wird nur ein Geschlecht des Dorfes verspottet, sei es nun von dem andern Geschlecht desselben Ortes oder auch von dem eines andern. Lassen wir den weiblichen den Vortritt. Da finden wir:

Dogemer Maidli ziehn us zum Tanz,  
 Rote Brisnesteli, schwarze Bandoflen,  
 Chralle und Chralle am Hals. (Hogschür, Säcking.)

D' Rüttemer Maidli  
 Hent alli gel Röck,  
 Sie wäschet gar reinli  
 Und stinket wie d'Böck. (Todtmoos-Au, St. Blasien.)

D' Saigemer Maidle hen rote Strümpf a,  
 Hen wiße, hen schwarze, hen Böllele dra. (Lenzkirch.)

Schwenninger Maidli hen roti Strümpf an.  
 Hen wiße, hen schwarzi, hen Rölleli dran.  
 (Neukirch, Triberg.)

D'Hottinger Maidli sind alle brutal,  
 Sie hent Rolle am Hintere wie Kälber im Stall.  
 (Rickenbach, Säcking.)

D'Altenschwander Maidli sind alli so stolz,  
 Am Suntig is Wirtshus, am Mentig is Holz.  
 (Rickenbach, Säcking.)

Im Oberwihler Dörfli isch e alti Frau,  
 Sie hat e schpitzige Buckel und kavle kann sie au.  
 (Hochsal, Waldshut.)

D'Fraue von Thünge  
 Koche e guet Habermus,  
 Sie sitze uf de Pfannestiel  
 Und rühre mit em Fuß.  
 (Unterlauchringen, Waldshut.)

Aber auch die Burschen kommen nicht besser weg:

D' Nenzinger Bube heant Leaderhoße ah,  
 Mit Milch überpape und Karrasalb dra.  
 (Orsingen, Stockach.)

Die Hüttemer Bube sind stolz und brutal,  
 Sie hent Röllili am Fidli wie d'Chälbli im Stall.  
 (Todtmoos-Au, St. Blasien.)

Annemarie, was neus,  
 D'Grimmelshofer Bube hont Leis.  
 Hont sie's nit uf em Kopf,  
 Hont sie's am Hoseknopf.  
 (Todtmoos-Au, St. Blasien.)

Annili, was neus  
 D'Hüttemer Bube hent Leis  
 — — — — —  
 — — — — —  
 Hent sie's nit dei,  
 So hent sie's a de Bei. (Schwanningen, Bonndorf.)

Annemareile was neus:  
 D'Saigemer Buebe hen Läus';  
 Hen ses net uf em Kopf,  
 Hen ses am Hoseknopf —  
 Annemareile was neus. (Lenzkirch, Neustadt.)

D' Oberlauchringer Bube sin's Liebe nit wert,  
 Der erst het e Vierling,  
 Der zweit e halb Pfund,  
 Der dritt isch marodi,  
 Der viert isch nit gsund,  
 Der fünft het en Höcker,  
 Der sechst het en Kropf,  
 Der siebt isch sunst en miserabliche Tropf.  
 (Unterlauchringen, Waldshut.)

Am Lindeberg owe sind Krise so rot,  
 Im Ibetal unte sind d' Bube so tot.  
 Der erst . . . u. s. w.  
 Der fünft het kei Wade,  
 Der sechst het kei Knie,  
 Der siebt ka mer denke,  
 Der wird au nit viel si,  
 Der acht het en Buckel,  
 Der neunt het en Kropf,  
 Der zehnt isch en heilloser Tropf.  
 (Wagensteig, Freiburg.)

In diese Gattung gehören wol noch:

Anneli us em Suggental,  
 Jockeli vo Schweighuse,  
 's Anneli het e Nuss im Sack,  
 's Jokeli will em sie luse. (Leiselheim, Breisach.)  
 Z' Banholz sind Bube und Maidli stolz,  
 Z' Gaiß sin alli Maidli faiß,  
 Z' Remetschwil danze sie uf em Besestiel.  
 Z' Ay gen sie s'Almose klei.  
 (Unterlauchringen, Waldshut.)

Endlich noch folgende weitverbreitete Spottverse auf beide Geschlechter:

Sechs Äpfel um e Chrützer,  
 Drei suer und en süaß,  
 Und Rhinauer Maidli  
 Hent alli chrumi Füaß. (Dangstetten, Waldshut.)

Vier Äpfel für en Kreuzer  
 Sin alli so rund;  
 D' hiesige Mädle  
 Die springe wie d' Hund. (Zell, Bühl.)

Sechs Batzen, sechs Äpfel,  
 Sechs sur und sechs süeß,  
 De Welledinger Maidli hatt all krumi Füeß.  
 Die erst wiegt e Vierling,  
 Die zweit ein halb Pfund,  
 Die dritt isch marode,  
 Die viert isch nit gsund,  
 Die fünft hät kone Wade,  
 Die sechst hät kone Knie  
 Jetzt könt ihr euch denke,  
 Wie die siebt wird sie. (Wittlekofen, Bonndorf.)

Sechs Äpfel um en Chrützer,  
Drei sur und drei süß,  
Die hiasige Bube,  
Hent alli chrumi Füß. (Hogschür, Säckingen.)

Sechs Äpfel — — —  
— — — — —  
Die Raithebucher Bube  
Hen alli chrumi Füß. (Raithenbuch, Neustadt.)

Sechs Äpfeli um en Kreutzer,  
Drei sur und drei süß,  
De Wagesteiger Bube  
Hen all krumi Füß. (Wagensteig, Freiburg.)

Sechs Äpfel ume Krützer,  
Drei suri und drei süß,  
D' Oberlauchringer Bube  
Hent alli krumi Füß.  
(Unterlauchringen, Waldshut.)

Sechs Äpfel um en Kreuzer,  
Drei sur und drei süß,  
Die Schinzili sind 's wert,  
Die Wagesteiger Maidle  
Sind's Liebe nit wert.  
S' sin au e par drunter,  
Sie sin e weng nett,  
Sie glänze und glänze,  
Vor lauter . . . Dreck.  
Die erst wiegt e' Vierling,  
Die zweit e halb Pfund  
Die dritt, die hets Fieber,  
Die viert isch nit gsund.  
Die fünft, die het Gralle,  
Drum het sie e groß Maul,  
Die sechst, die isch rüdig,  
Die siebt, die isch faul  
Die acht, sell isch en Alte,  
Die schwatzt so zart,  
Sie isch so unghobelt  
Und het no kei Bart.  
O Jeses Mathewis  
Wa is sell für a Jungfrau,  
Sie het en Kopf wie e Kumet  
Und e Gsäß wie e Sau. (Wagensteig, Freiburg.)

Den Übergang vom Spottvers auf eine Ortschaft zu einer ganzen Litanei bilden zweizeilige Verse, in denen immer zwei Orte zusammengenommen werden.

Hottinge und Rickebach  
Steckt mer in e Jüppesack. (Herrischried, Säckingen.)

Hottinge und Rickebach  
Git en alte Jippensack. (Bergatingen, Säckingen.)

Strittmatt und Segetä  
Git e ganzi Trägete. (Rotzingen, Waldshut.)

Hochsal und Schacha  
Git e ganzi Blacha. (Hochsal, Waldshut.)

Hogschür und Segete,  
 Git e ganze Trägete,  
 Oberwihl und Niederwihl  
 Git au so viel. (Bergatingen, Säckingen.)

Ober- und Niedergebisbach  
 Gibt e ganzi Ofabach. (Niedergebisbach, Säckingen.)

Hartschwand und Engelschwand  
 Jscht e ganz Bettelland. (Fröhnd, Schönau.)

Gugahü und Böbike  
 Sind zwei richi Fläckli,  
 Wenn ainer uf da Wibat goht  
 Nimmt er de Bettelstücke. (Dangstetten, Waldshut.)

Daran reihen sich an:

Hottingen, Hogschür und Totenbühl,  
 Da sind drei, so giebts it viel. (Hogschür, Säckingen.)

Oberwihl und Niederwihl und Wangen  
 Sch . . . in Sack und zieh am Zipfel, gel i ha di gfange.  
 (Binzgen, Säckingen.)

In Os isch nix los,  
 In Bühl nit viel. (Bühl.)

Der eigentliche Spottvers auf mehrere Dörfer (drei oder vier) ist der Vierzeiler; den bekanntesten, der in Baden in vielen Abarten vorkommt, hat F. Pfaff schon früher in dieser Zeitschrift behandelt. Andere Vierzeiler mögen hier folgen:

Vaterunser, der du bist,  
 D' Obergebisbacher fuhre Mist,  
 D' Haldischwander fahre z' Acker,  
 D' Niedergebisbacher hänt kein Acker.  
 (Hänner, Säckingen.)

In Wange fangt mer Narre,  
 In Mauche tuts mans Brauche,  
 In Dielendorf tut mans spiele,  
 Was kann man mit den Narren spiele.  
 (Wittlekofen, Bonndorf.)

S'isch kei Lüttiger, wo nit kan tanze,  
 Und kei Dogemer, wo nit het an dicke Ranze,  
 S'isch kei Hännemer, der isch kei Hochmutsnarr,  
 Des isch der ganze Welt kundbar. (Hochsal, Waldshut.)

Z'Wange ka ma Narre fange,  
 Z'Schwanninge ka mes abringe,  
 Z'Stühlinge ka mes ibringe,  
 Z'Muche ka mes bruche. (Schwaningen, Bonndorf.)

Strittmatt und Engelschwand  
 Git a ganzi Lumpeband,  
 Burg und Rotzinge  
 Git a ganzi Borzete. (Rotzingen, Waldshut.)

Oberhof und Niederhof,  
 Gänt a ganze Chripfästoß<sup>4)</sup>,  
 Oberwihl und Niederwihl  
 Gänt au so viel. (Hänner, Säckingen.)

<sup>4)</sup> Chripfe-Krippe, dann enger Raum, „elende Wohnung, schlechtes Gebäude“, Schweiz. Idiotikon III, 846. P.

Hennematt und Rickebach  
 Nümmt alles ine Jüppesack,  
 Alteschwand und Glashütte  
 Git e alti Haberhütte. (Hütten, Säckingen.)

Z'Burke sin hohe Mure,  
 Z'Rothweil stolzi (richi) Bure,  
 Oberbergemer sin arme Lütt,  
 Und z'Schelinge han sie gar nit.  
 Kiechlingsbergen (Oberbergen), Breisach.

Z'Forche kann mer horche,  
 Z'Wyhl isch nit viel,  
 Burke hängt anere Line,  
 Wamer die abschneit, keit ganz Burke in de Rhi.  
 (Kiechlingsbergen, Breisach.)

Ewertsrot bettelt Brot,  
 Hilpertschau bettelt au,  
 Au bettelt au,  
 Langenbrand bettelt schon lang. (Obertsrot, Rastatt.)

Eine besondere Art von Vierzeilern gehören folgende an, zu denen sich ähnliche in ganz Deutschland finden:

Wer über de Huttenberg geht und het kei Wind,  
 Wer dur Leiselheim geht und sieht kei Kind,  
 Wer dur Schaffhuse geht und hat kei Spott,  
 Der het a bsundere Gnad vor Gott. (Leiselheim, Breisach.)

Wer durch Neusatz kommt ugrittelt,  
 Durch Lauf ugschittelt,  
 Durch Sasbach ugschlage,  
 Der kann von Wunder sagen. (Neusatzeck, Bühl.)

Kommt mer durch Waldmatt ohne Spott,  
 Durch Neusatz ohne Mord,  
 Durch Lauf ohne gschlage,  
 Dann kann man von Wunder sagen.  
 (Kappelwindeck Bühl.)

Geht mer . . . . . Thurner  
 Glashütte  
 St. Märgen,  
 Dann kann . . . . . (St. Märgen, Freiburg.)

Kumt mer . . . . . Saig  
 Mühlinge  
 Lenzkirch.  
 Dann kann . . . . . (Lenzkirch, Neustadt.)

Und ähnlich heißt es in Breisach:

Wer über d'Oberstadt geht und spürt kei Wind,  
 Und durch d'Fischerhalde und sieht kei Kind,  
 Und durch Neugass und kriegt kei Spott,  
 Der hätt e b'sundere Gnad vor Gott. (Breisach.)

Den Beschluss mögen zwei Ortslitaneien bilden.

Im Ibental han d'Wiwer d'Wahl,  
 Im Eschbe steche d'Wespe,  
 Im Stege tün si s'Brot wäge,  
 Im Zarte tun si druf warte,  
 Im Eme (Ebnet) tun si's wieder nehme.  
 (Burg, Freiburg.)

In Affental sind die Schulden ohne Zahl  
Die Bühlertäler muss man in Ehren halten,  
Weil sie mit Sägmehl und Streichholz handeln.  
Den Oberweihern kein Schutz gebührt,  
Denn sie haben ihr Städtchen ganz verführt.  
Die Weinbacher sind nicht zu verfluchen,  
Denn sie backen den besten Welschkornkuchen.  
In Steinbach tut die Dummheit walten,  
Weil sie den Markt am Mittwoch halten.  
Die Kappler darf man nicht vergessen,  
Diese haben bei der Bürgermeisterwahl Eselfleisch gegessen.  
Auch die Bühler sind nicht zu vergessen,  
Weil sie noch vorhaben, das Eselfleisch zu essen.

(Bühlertal, Bühl.)

## Schwäbische Ortsneckereien.

Von **Rudolf Kapff**.

Durch Kellers Buch: „Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors“, ist das Interesse an volkstümlicher Satire und Neckerei bei uns vielfach wieder neubelebt worden. Man hat aber an diesem Buch ausgestellt, dass es zu sehr nur die Vergangenheit berücksichtige und den in der Gegenwart im schwäbischen Volk noch sehr lebhaften Zug zum harmlosen Spott und Scherz fast gar nicht berücksichtige. In diese Lücke möchte vorliegende Arbeit eintreten. Auch zu Birlingers und Dolls ähnlichen Zusammenstellungen in dieser Zeitschrift (IV ff.) kann es als Ergänzung betrachtet werden, insofern als jene vorherrschend nur literarische Quellen berücksichtigen, während diese Arbeit fast ausschließlich auf Aufnahmen aus dem Volksmund beruht, also nur heute sicher noch lebende Ortsneckereien zusammenfasst. Bemerket sei nur noch, dass diese Aufnahmen ursprünglich als Beiträge zu Fischers Schwäbischem Wörterbuch gemacht sind, so dass dieses in der Regel nicht zitiert ist<sup>1)</sup>.

Das einfachste Mittel zur Gewinnung eines Uebernamens für den Nachbarort ist, man greift irgend eine hervorstechende körperliche oder geistige Eigenschaft der Nachbarn heraus und benennt diese darnach. Unter den körperlichen Eigenschaften, die für eine größere Anzahl Leute typische Bedeutung haben können, spielt der Kropf die erste Rolle. So nennt man die Leute von Horb, Weinsberg und Spiegelberg „Kröpf“, die von Sulz, Trichtingen, Aistaig und Kochersteinsfeld „Kropfer“; „Kropfjockel“ sind die Kirchberger, O.-A. Marbach, „Kropfele“ die Rohrauer, „Kropfige“ die Horrheimer, „Kropfenderle“ die Wildberger, „Kropfburger“ die Langenargener und aus ähnlichen Gründen die Hirschauer euphemistisch „Dünnhäls“. Nach anderen äußeren Eigentümlichkeiten heißen die Leute von Dietsheim die „Ranzenburger“, die von Weilheim bei Kirchheim die „Trapper“ (Fischers Schwäb. Wörterbuch II, 320), die Dusslinger die „Stampermannen“ und die Kemnater die „Blauen“. Nach geistigen Eigenschaften werden mit wünschenswerter Unverhülltheit die Gochsener „Dackel“ genannt. Die Calmbacher „Dralle“ (s. Fischers Schwäb. Wörterbuch II, 311), die Söflinger „G(u)ote“, die Neckarsulmer

<sup>1)</sup> Kahles Arbeit für badische Ortsneckereien (Blätter des Bad. Ver. f. Volkskunde) ist dem Verfasser erst nach Abschluss dieser Zusammenstellung bekannt geworden.

„Dappe(n)“, die Kleinbettlinger „Düppel“, die Römlinsdorfer „Uebergescheitle“, die Göppinger „Blöde“ (spr. Bláede), die Bettringer und Schörzinger „Halbhirnige“, die Frittlinger „Halbverruchte“, die Gosbacher die „Leidige“, die Seißener die „Herbe“, die Isinger „Halbherre“, die Lauchheimer dagegen „Bettelsäck“, die Leute von Bühl bei Rottenburg „Benneder“, die von Spaichingen „Allefanze“, die Riedericher „Zigeuner“, die Dorndorfer „Schriftgelehrte“, die Neckartailfinger „Residenzler“, die Leute von Nellingen bei Esslingen „Disemer“ (Leissprechende, wol ironisch = Schreier), die Laupheimer und Rottenburger „Waitäg“. Hierher gehören wol auch die Namen „Dalmes“ für die Laichinger, „Hannickel“ für die Ohmenhauser und „Hexen“ für die Möhringer a. F. Geistige oder äußere Eigenschaften nach gewissen Seiten des Lebens spezifiziert streichen die Uebennamen „Philister“ (Brittheim), „Hebräer“ (Oberböhringen), „Gergesener“ (Schlaitdorf), „Vesperer“ (Nagold), „Marakelmacher“ (Dörzbach), „V . . . enbrenner“ (Böblingen), „Märkt . . gler“ (Ruit) und „Bockmäkler“ (Weingarten) heraus.

Aehnliches meinen wol auch die Bezeichnungen „Klein-Paris“ für Riedlingen, Schramberg, Oberdischingen, Ergenzingen u. a., „Klein-Stuttgart“ für Dunnigen, „Klein-Polen“ für Cleeborn und einen Teil von Zell bei Esslingen, „Samaria“ für Wildberg, „Türkei“ für Ober- und Unterbrändi, „Genf“ für Schönaich, „Bethlehem“ für Höpfigheim, „Klein-Algier“ für Winterbach, „Klein-Aegypten“ für Hebsack, „Afrika“ für Weikersheim und „Russland“ für Albershausen.

Bildlich wird die getadelte Eigenschaft da ausgedrückt, wo man seine lieben Nachbarn mit Tiernamen bedenkt. Voran stehen hier die auch zwischen einzelnen nicht unbeliebten Bezeichnungen „Esel“ (Rottweil, Asperg, Wannweil, Großbottwar, Heschlach), „Langohre(n)“ (Ross-wag), „Säu“ (Kirchentellinsfurt, Erlenbach bei Ehingen) oder „Sauhäckel“ (Sontheim bei Heidenheim), „Koseln“ (Grötzingen, Haslach), „Lais“ [= Sau] (Bernstadt), „Gecker-säu“ (Zöbingen), „Milchsäule“ (Kupfer). „Krabbe“ sind die Leute von Waldenbuch, Wiernsheim, Schöckingen und Unterheinriet, „Talkrabbe(n)“ die Feuerbacher, „Füchs“ sind die Beilsteiner, Auensteiner, Dachteler und Juxer, „Gä(n)s“ die Obersielminger, „Kuckuck“ die Leute von Heiterbach, Hepsisau, Bronnweiler, Botnang, Mühlhausen bei Geislingen, Unterriexingen und Zaisersweiher, „Schnecke“ die Bettenhauser, Deufringer, Efringer, Darmsheimer, Auricher, die von Altdorf bei Böblingen und Pfrondorf bei Tübingen, „Schnake“ die Altenstädter, Hessigheimer und die Leute von Stetten a. H. Auch die andern Spitznamen, die aus Tiernamen bestehen, sind

vielfach in ihrer Bedeutung durchsichtig. Warum z. B. die Flochberger „Ratte“, die Dörnacher „Mäus“, die Schnaiter „Katze“, die Rechberger „Imme“, die Mutlanger „Maulesel“, die Böttinger, Hattenhofener und Köngener „Hü(hn)le“, die Tigerfelder „Küh“, die Balzheimer „Molle“ und die Lindacher „Bäre“ sind, dürfte ohne weiteres klar sein. Auf eine und dieselbe zart angedeutete Eigenschaft scheint ferner die Bezeichnung mit einem männlichen Haustier hinzuweisen, wenn die Löwensteiner „Gaisböck“, die Großheppacher „Fladhengst“, die Auensteiner und Nassacher „Relling“, die Schlierbacher „Gockeler“, die Renquishäuser „Guler“ (= Hahn), die Hailfinger „Gansger“ heißen. Schon weniger deutlich ist der Scherz da, wo man sich mit Vogelnamen neckt. Nicht misszuverstehen ist allerdings der Kosenamen „Dreckspatze“ für die Zuffenhauser, auch der Name „Stare“ für die Leute von Hinterweiler bei Tübingen, Linsenhofen und Heiningen, „Schneegä(n)s“ für die von Weilheim u. T. und Renningen ist nicht unverständlich; nicht durchweg klar dürfte Anlass und Bedeutung der Uebennamen „Amseln“ für Lindorfer, „Wasseramsle“ (Uhingen), „Maise“ für die Berkheimer bei Esslingen, „Bruthenne“ für die Hussenhofener, „Distelfinke“ für die Niedernhaller, „Steinadler“ für die Großbettlinger und „Eule“ bzw. „Nachteule“ für die Degerschlachter, Rotfeldener und Holzgerlinger sein. Fast so häufig und meist ähnlich unklar sind die aus der Insektenwelt gewonnenen Unnamen. So heißen die Scharenstetter „Fliege“, die Gräfenhauser „Klemmer“ (wol vom Geiz), die Nattheimer „Breme“, die Emmeringer und Mehrstetter „Hummeler“ und die Nürtinger „Heckschernerre“ (Heuschrecken). Angeblich wegen auffallend dunkler Hautfarbe heißen die Leute von Erpfingen „Rauchhättle“. Da und dort mögen zu diesen Tierübenamen andere Umstände Anlass gegeben haben, so scheinen die Namen „Maikäfer“ für die Oberesslinger, Owener und Fellbacher und „Storchen“ für die Neidlinger auf irgend einen Streich zurückzugehen. Auch die Träger des Namens „Esel“ (z. B. die Asperger und Rottweiler) wissen gar hübsche Geschichten zu erzählen, um ihren Kosenamen nicht so ganz wenig schmeichelhaft erscheinen zu lassen. Allein diese Geschichtchen mögen (wie übrigens vermutlich auch die Geschichte vom Ulmer Spatzen) erst nachträglich entstanden sein, um dem von außen her aufgebrauchten Spitznamen eine glimpflichere Seite abzugewinnen.

Auch einzelne Körperteile von Tieren geben da und dort bezeichnende Uebennamen ab. So sind die Benzinger „Gä(n)sschnäbel“, die Mittelstädter „Gä(n)sfüß“, die

Göblinger „Schnäbel“, die Hemminger „Kuhschwänz“, die Wendelsheimer „Ratte(n)wedel“, die Forchtenberger „Hase(n)-borlich“ (Hasenschwänze), die Tiefenbacher O.-A. Neckarsulm „Froschschenkel“, die Balzholzer „Krabbe(n)schenkel“, die Unterheinrieter „Krabbe(n)haar“, die Obergriesheimer „Ochse(n)hörner“ und die Obernauerund Neuffener „Eselsohre“.

Aehnlich versinnbildlichen die Bezeichnungen aus dem Pflanzenreich wol meist eine Eigenschaft der Gefoppten (falls nicht da und dort Anspielung auf einen Hauptnahrungs- oder Hauptproduktionszweig vorliegt). Hierher gehören die Namen „Zwiebel“ Esslingen, „Stopfzwiebel“ Edelfingen, „Bohnebuschle“ Oberflacht, „Dosche“ Machtolsheim, „Holzäpfel“ Dunningen, „Knausbire“ Hedelfingen, „Pflaume(n)säck“ Weiler bei Rottenburg, „G'sälzhäfekuchen“, „Holderle“ Alpirsbach, „Tannenzapfe“ Wimsheim, „Guckumer“ Miedelsbach, „Kürbse(n)“ Haubersbronn, „Schnitz“ Heumaden, „Hutzeln“ Magstadt, Rohr und Ohmenhausen, „Hutzelhäfe“ Altoberndorf, „Buchele“ Mönshheim, „Felbe“ Cannstatt, „Knolle(n)stumpe“ Bezgenriet.

Ebenfalls sehr anschaulich sind die von Bezeichnungen für verschiedene (Gebrauchs)-Gegenstände hergenommenen Unnamen, z. B. „Hape“ für Weiler bei Gmünd und Vaihingen a. F., „Klotzmesser“ für Dormettingen, „Spälterle“ für Sparwiesen, „Hafescherbe“ für Ditzingen, „Kochlöffel“ für Donzdorf, „Butze“ für Pfrondorf bei Nagold, „Schmorre“ für Ahldorf, „Blatern“ für Bopfingen, „Bolle“ für Rieden O.-A. Ehingen, „Hose(n)bändel“ für Echterdingen, „Schwefele“ und „Dacht“ für Schornbach, „Sautrög“ für Scharnhausen, „Misthake“ für Dalkingen und „Kriese(n)hake“ (Kirschenhaken) für Stockenhausen, „Spüllumpe“ für Salach.

Weitaus die originellsten Spitznamen unserer schwäbischen Dörfer rühren jedoch von Schwabenstreichern her, die man den Bewohnern mit Recht oder Unrecht in die Schuhe schiebt. Manche Orte besitzen zwei, ja drei solcher von Streichen herrührenden Uebennamen, so Balingen, Würtingen und Ingerkingen. Das zu Grunde liegende Geschichtchen ergibt sich in der Regel unmittelbar aus dem Wort selbst. Voran stehen die mancherlei Schwabenstreiche, die mit dem Mond zusammenhängen. Landbekannt sind die Kuppinger als „Mo(nd)fangen“. Ebenso nennt man die Leute von Kiebingen, Willmandingen und Gauselfingen, die Ebinger sind die „Mo(nd)vergauger“, die Heubacher die „Mo(nd)stupfler“, die Oeschinger die „Mo(nd)ei(n)sperrer“, die Ingerkinger die „Mo(nd)rastupfler“. Eine ähnlich verbreitete Rolle spielt der Zuchtstier, Hage(n) oder Hummel, bei solchen Streichen. So heißen die Degerlocher „Hummel-

henker“, die Beutelsbacher „Hummelvergraber“, die Wittershauser „Hage(n)henker“. Letztere haben es durch ihren zu Tod geretteten Gemeindefarren sogar zu literarischer Berühmtheit gebracht; Kirchhofs „Wendunmut“ weiß schon von dieser Tat und dem entsprechenden Spitznamen. Aehnlich sind die Leute von Jettenburg die „Fülleshenker“, die Großbettlinger die „Ga(n)shenker“, die Moosheimer die „Eselshenker“. Eine nicht uninteressante Seite von Kulturlosigkeit betreffen die Spitznamen „Gölte(n)sch . . . er“ für die Harthäuser, Trailfinger und Berghülener, „Kübelsch . . . er“ für die Immenhäuser, „Prügelsch . . . er“ für die Westerheimer, „Pfahlsch . . . er“ für die Hohenemminger, „Trestersch . . . er“ für die Zeller bei Kirchheim, „Haftesch . . . er“ für die Kirchheimer u. T., „Wegsch . . . er“ für die Bonlandener, „Krautsch . . . er“ für die Klingenberg. In denselben Kreis menschlicher Tätigkeit gehören wol auch die Meßstetter als „Mistehocker“, die Leonberger als „Maure(n)hocker“, die Mühlhausener (O.-A. Geislingen) als „Mehlsch . . . er“. Vielfach ist es übermäßige Profitlichkeit die den betreffenden Ort zu dem fraglichen Streich verführt und ihm so einen Namen eingetragen hat. Hierher gehören die Schöneberger bei Freudenstadt als „Talerleger“, die Offenauer als „Kornlupfer“, die Affalterbacher als „Gerste(n)lupfer“, die Wildbader und Schömberger O.-A. Rottweil als „Hornabsäger“, die Tailfinger bei Herrenberg als „Wiese(n)sprenger“, die Genkinger und Daugendorfer als „Blockstrecker“, die Mündinger als „Balke(n)strecker“, die Wiesenstetter als „Tagstrecker“, die Buhlbronner als „Kirsche(n)schneller“, die Urbacher als „Schnitzfitzer“, die Altdorfer bei Nürtingen als „Li(n)se(n)bauser“, die Neckargartacher als „Linse(n)fahrer“, die Leute von Bühl bei Rottenburg „Bäre(n)treiber“, die von Aichelau als „Bäre(n)stecher“, die von Oberndorf a. N. als „Bäre(n)fangen“, die Obergriesheimer als „Bäre(n)jäger“, die Woegener bei Göppingen als „Sägbockreiter“, die Würtinger als „Hirschfangen“, die Untersielminger als „Rübe(n)moster“, die Denkendorfer als „Schlehe(n)bäuch“, die Giengener O.-A. Heidenheim als „Pantscher“, die Warmbronner als „Beerlesklopper“, die Wankheimer als „Schneeschtüttler“, die Kohlberger als „E(rd)bir(n)e(n)tasche(n)“, die Emminger als „Haberbreitasche(n)“ und die Stettener i. R. als „Misttasche(n)“, die Rielingshauser als „Stumpe(n)nager“ und die Dotternhäuser als „Knäuslesschießer“. Ohne weiteres klar sind die Anlässe zu den Uebennamen „Mohre(n)wäscher“ für die Riedlinger, „Mucke(n)spritzer“ für die Ehinger a. D., „Knöpfleswäscher“ für die Heidenheimer, „Schatte(n)jäger“ für die Baacher O.-A. Münsingen, „Bacha(n)brenner“ für die

Undinger, „Kerzentrückner“ für die Hermaringer, „Breia(n)-brenner“ oder „Breia(n)binder“ für die Gomaringer, „Misthaufe(n)rei(n)läuter“ für die Gögglinger und Altheimer bei Biberach, „Maikäferdrescher“ für die Frankenbacher, „Geige(n)-fresser“ für die Gültlinger, „Eiertröppler“ für die Derendinger, „Storche(n)rupfer“ für die Imnauer und Leute von Weil i. D., „Hase(n)rupfer“ z. B. für die Löchgauer und Ilfelder, „Glocke(n)klängela(b)säger“, für die von Hausen a. L. „Glocke(n)stupfer“ für die Nordheimer, „Glocke(n)säger“ für die Ertinger, „Eselstupfer“ für die Wannweiler, „Storche(n)stupfer“ für die von Gräfenhausen, „Bockstecher“ für die von Mähringen O.-A. Ulm, „Äschenf..zer“ für die O.-A. Tübingen, „Marderpantscher“ für die Oberstenfelder, „Krabbe(n)-brater“ für die Holzgerlinger, „Ente(n)brater“ für die Ehninger, „Füllesbrater“ für die Nufringer, „Tote(n)rugler“ für die Reustener, „Blunze(n)schießer“ für die Uracher und „Strumpfbändelschießer“ für die Nagolder. Weniger deutlich Sinn bei den Spitznamen „Hecke(n)lauser“ (Buttenhausen), „Stolle(n)klöpfer“ (Zeisenhausen), „Kie(n)spälter“ (Gärtringen), „Buse(n)klöpfer“ (Nehren), ist der „Nödleklemmer“ (Belsen), „Hörnleshasen“ (Weil i. D.), „Erbsenklemmer“ (Endersbach), „Taube(n)häusler“ (Waiblingen), „Lochgucker“ (Hörvelsingen), „Spältlesgucker“ (Ostdorf), „Schwelle(n)hopper“ (Tuttlingen) und „Mocher“ (Wolfschlügen). — Von einem nicht näher zu schildernden Schwabenstreich in gutem Sinn heißen die Crailsheimer und Hohenstaufener „Haaraffen“. —

An stehende örtliche Volksgebräuche (eigenartige Gebäcke, Sitten usw.) erinnern die Spitznamen „Wusele“ für die Munderkinger, „Rostrugel“ für die Rutesheimer, „Bau(n)tse“ (dicke Nudeln) für die Söflinger und Neuhäuser a. F. Diese drei Namen spielen auf ein Nationalgebäck dieser Orte an. Nach ihrer Fasnachthauptfigur heißen die Riedlinger „Gole“, nach anderen volkstümlichen Bräuchen die Hohenstadter „Pfungstlummel“, die Sindelfinger und Großgartacher „Käsreiter“, die Markgröninger „Pferchschlegel“. Wol auf die Hauptnahrung des betreffenden Ortes gehen die Namen „Milchknöpfler“ für die Wurmlinger bei Rottenburg, „Haberbreiwedel“ für die Deckenpfronner, „Wecke(n)fresser“ für die Bodnegger, „Milchköpf“ für die Darmsheimer, „Laiblesfresser“ für die Balinger, „Eier“ für die Beinsteiner, „Laible“ für die Schwaigerner, „Blunzen“ für die Frankenbacher, Metzinger und Rommelshäuser, „Rübenhäfe“ für die Kerkinger und „Mauroche(n)“ (Morcheln) für die Felldorfer und Leinstetter. Schon bei der letzten Benennung wie bei einer Reihe anderer, von essbaren Dingen genommener (z. B. Hutzeln, Bucheln, Zwiebeln) ist es nicht klar ob man die

Träger dieser Namen nach ihrer Hauptnahrung, ihrem Haupterwerbszweig u. ä., oder nicht eher nach einer durch diese Dinge versinnbildlichten äußeren oder inneren Eigenschaft so benennt. Nach einem auffallenden Kleidungsstück nennt man die Leute von Neuhausen bei Urach „siebe(n)-söhlige Bundschuhklöpfer“.

Oft führt eine der Umgegend auffallende Spracherscheinung zu einem hübschen Uebnernamen. Voran stehen in dieser Beziehung die „Hi(r)schhö(r)nle“ (Reutlingen). So heißen ferner die Dusslinger „Dauhanse(n)“, weil sie „du“ wie „dau“ sprechen und dadurch ihren nördlichen und östlichen Nachbarn auffallen. Aehnlich die Geislinger mit ihrem Uebnernamen „Schaufbrautes“ (Schafbraten), die Weilheimer u. T. („Rochen“ Rechen), die Schwenninger „Schalme(n)“ Schelme, die Trossinger „Hauke(n)steaker“ (Hakenstecken). Die Leute von Merklingen bei Blaubeuren „Gäbele“ (mit scharf geschlossenem e, das schon gegen i hin klingt), die Gundelsheimer „Lorpser“ wegen ihrer „reißenden“ Aussprache des r und aus demselben Grund die Ebhauser „Reisbrei“. Von der häufigen Verwendung des Gr u ß e s bon jour heißen die Binswanger bei Neckarsulm „Buschurle“, von dem bekannten Fluch „meiner Seel!“ die Täbinger „Mei(n)sailer“. Vielfache Verwendung desselben Vornamens hat den Hallern den Namen „Dovelich (Davidle), den Künzelsauern „Matthäslich“, den Ingelfingern „Kasmirlich“ und den Heilbronnern „Heine“ eingetragen; auf ähnliche Weise kamen die Rottenburger zur Bezeichnung „Galle“, die Gmünder zum Namen „Naze“ und die Tübinger zu ihrem Spitznamen „Balla“. Ob auch die Aalener mit ihrem Namen „Kopper“ (zu Jakob?) hierhergehören, ist sehr fraglich.

Wesentlich weniger Witz und Phantasie ist da mit im Spiel, wo eine Ortschaft ihren Spitznamen von irgend einem rein sachlichen Umstand her bekommt. So ist das vom konfessionellen Gegensatz bedingte „Kreuzköpf“ gegen „Lutherballe“ besonders im schwäbischen Oberland gebräuchlich. In demselben Kreis fällt der Name „Veitleschmatzer“ für Ellwangen und „Steinschmatzer“ für Röttingen. Von der einst starken israelitischen Bevölkerung heisst Jebenhausen „Samaria“. Auch die Beschäftigung eines Ortes gibt vielfach Anlass zu Spitznamen. So heißen die Eltinger „Ipsknipfel“, die Waldstetter bei Gmünd „Kiesrammel“, die Oetlinger „Kieshü(hn)le“, die Aidlinger und Lustnauer „Sa(n)dbäuch“, die Unterensinger und Sternenfelser „Sa(n)dhasen“, die Notzinger „Sa(n)dsäck“, die Bernhauser „Krauthengst“, die Gönninger „Z(w)iebelesbube(n)“ oder „Same(n)säck“, die Eninger „Büscheleskrämer“, die

Leute von Altstadt-Rottweil „Kappisköpf“, die Betzinger „Krautkräge(n)“, die Tischardter, „Wattbolle“, die Adelberger „Zettele(in)“ vom Weberzettel), die Bruckener „Steinbeuger“, die Mühringer „Ba(n)dschäler“ und die Lippacher „Fröschpantscher“. Von ihrem unter unseren schwäbischen Bauern nicht ganz uneinträglichen Gewerbe heißen die Leute von Wolfschlugen „Hexe(n)banner“, die von Deizisau „Hexe(n)-fanger“.

Ganz selten enthält ein Ortsspitzenname eine geschichtliche Anspielung wie der Name „Hochschuler“ für die Neckartrailfinger (vom dortigen Kirchenpatronat der Universität Tübingen.) Viel häufiger liegen geographische Dinge einem solchen Namen zu Grunde, z. B. wenn die Friedrichshafener „Seehase(n)“ die Neckartenzlinger „Neckargä(n)s“, die von Grüningen bei Riedlingen „Deutschbuchgockeler“, die Hemikofer „Schusse(n)klöpfel“, die Lampoldshäuser „Waldteufel“ (vom nahen Harthäuser Wald), die Glemser „Bergmäus“, die Böckinger „Seeräuber“, die Dettinger am Schlossberg „Hohlwegrutscher“, die Plochinger „Stäffelerutscher“, die Ohnastetter „Stei(n)riegelrutscher“, die Gossenzuger, „Felsenschlupfer“ und die Schramberger „Hei(del)-beere(n)füdle“ sind.

Eine Anspielung auf die hohe örtliche Lage enthalten die Namen „Hü(hn)ernest“ für Beinstein sowie „Hü(hn)erbühne“ für Kappishäusern und Stetten bei Echterdingen a. F., vielleicht auch „Kleine Schweiz“ für Bleichstetten.

Ebenfalls eine äußere Eigentümlichkeit des Orts, nämlich ein auffallend hoher Kirchturm mit vier seitlichen Ecktürmchen hat den Mettingern den Uebnernamen „Fünfegradlinger“ eingetragen<sup>2)</sup>.

Schließlich ist noch bei den geographische Eigenart berührenden Neckereien die Spottstrophe auf Bockighofen bei Ehingen anzuführen:

„Bock(ig)hofe(n), du elend's Gäu,  
Wenn i(ch) di(ch) sieh, wird mr's waih;  
Lauter Bückel, lauter Stei(n),  
O, da gang i(ch), gere(n) hei(m)!“

Am allerwenigsten Witz wird da aufgewendet, wo der Uebnernamen einfach aus einer Verballhornung des Ortsnamens besteht, wenn man z. B. die Peterzeller „Petersburger“ nennt oder die Eriskircher „Eselskircher“, die Bickelsberger „Pickelhauben“, die Adolzfurter „Adler“, die Raidwanger „Roigl“, die Orte Häfnerhaslach „Häfnerhü(hn)er-

<sup>2)</sup> Aehnlich wird in Schwäbisch Gmünd wegen des „fünfköpfigen“ Turms gesagt, dort sei fünf grad. P.

loch“ und Gotteszell mit Anspielung auf die dortige Strafanstalt „Gottes-letz“. —

Unzählig sind die Sprüche und Redensarten, mit denen Ortschaften sich gegenseitig necken. Einige stehende, schablonenhafte Strophen derat sind z. B.:

„N. N. ist e(ine) schöne Stadt,  
N. N. ist der Bettelsackl (oder: Eierkratt),  
N. N. ist der Saue(n)kübel,  
N. N. ist der Deckel drüber“.

Oder:

„Wer durch N. N. kommt und hört (n)it läute(n),  
Wer durch N. N. kommt und hört (n)it streite(n),  
Wer durch N. N. kommt und wird (n)it g'schlage(n),  
Der ka(nn) von Glück sage(n).“

Oder der prosaische Spruch: „Wer Vater und Mutter (n)et folgt, der kommt (a)uf N.N., und wer gar (n)it folgt, muss (a)uf N. N.“

Den ebenfalls verbreiteten Typus des Wort- bzw. Reimspiels mit dem Ortsnamen stellt die Strophe dar:

„In Wimshe(im)  
Sitzt der Teufel (a)uf (d)em Simse(n).  
In Mö(n)she(im)  
Fährt er Chaise(n).  
In Flacht  
Bleibt er üb'r Nacht“,

oder die ähnlichen:

„Wende(n), Wart und Ebershardt  
Holt der Teufel auf einer Fahrt“,

und:

„In Hattehofe  
Sitzt der Teufel hint'rem Ofe“.

In der Form des Zwiegesprächs foppen sich z. B. die Dornhaner und Sulzer. Wenn ein Dornhaner nach Sulz kommt, fragt ihn der Sulzer: „Was ists, was machet ihr Dornhaner Lauser?“ Ebenso höflich als schlagfertig antwortet der Dornhaner: „Wirklich werdet d(ie) Läus(e) (ge)dörnt für d(ie) Sulzer zu Kropfpulver.“

## Ein badisches Kriegslied aus dem Jahre 1815.

Mitgeteilt von Othmar Meisinger.

Schon lange verfolge ich die Spuren des Volkslieds im Markgräfler Lande. Auf einer Streife erhielt ich ein geschriebenes Büchlein, das die Jahreszahl 1829 trägt. Es ist von einem Nikolaus Gempp aus Fischingen. Unter anderen Liedern enthält es ein Kriegslied, das von dem Einmarsch badischer Truppen ins Elsass unter einem General Schäffer spielt. Gemeint sind die Ereignisse im Jahre 1815. Auf die erste Nachricht der Landung Napoleons wurde am 16. März 1815 ein badisches Korps zur Beobachtung von Straßburg und der Rheinübergänge bei Basel, Offenburg und Kehl aufgestellt.

Vom 18. bis 23. Juni brach das badische Korps nach dem Oberlande auf, wo es bei *Lörrach* dem II. Oesterreichischen Armeekorps zugeteilt wurde. Es waren im ganzen 18350 Mann unter dem Oberbefehle des Generalleutnants von Schäffer. Bei Basel wurde der Rhein vom 26.—28. Juni überschritten. Der Marsch ging von da über Mülhausen und Kolmar nach Straßburg. (Weech, Badische Geschichte, Karlsruhe 1890, S. 515.) Ereignisse, die sich hierbei abspielten, gibt unser Gedicht. Es scheint von einem Mitkämpfer in unmittelbarem Eindruck der geschilderten Vorgänge gedichtet zu sein.

1. Als Großherzog nun hat beisammen,  
Beinah 30 000 Mann  
Und sie gegen Lörrach kamen,  
Ein Revue passieret man.
2. Da kam Fürst von Hohenzollern  
Schaute uns gar heftig an,  
Ritte tapfer auf uns nieder  
Als ein rechter Kriegesmann.
3. Als der Fürst uns hat gesehen,  
War nun die Revue vorbei,  
Ließ uns durch Stadt Basel ziehen  
Und von dannen über Rhein.
4. Ein Gefechte wir da hören  
Und ein donnerndes Geschoss,  
Denn die Feinde tun sich rühren,  
Gehn auf unsere Posten los.

5. Als General Schäffer hat vernommen,  
Dass der Feind will kommen an,  
Ließ er gleich zusammen kommen  
Fast die 30 000 Mann.
6. Als der Feind dies wahrgenommen  
Und gesehen unsere Macht,  
Sagten sie: die Badischen kommen,  
O mit uns ists gute Nacht.
7. Die Franzosen retirieren  
Von dem Morgen bis Mittag,  
Weil sie unsere Jäger spürten,  
Laufen über Berg und Tal.
8. Als General Schäffer hat vernommen,  
Dass der Feind geflohen war,  
Ließ er das Armeekorps ruhen  
Und das Lager schlagen da.
9. Ein Stund vor Basel draußen  
Wo das badisch Lager war,  
Hört man ein erschrecklich Brausen,  
Ein Geschrei von Kriegsgefahr.
10. Viele Dörfer, viele Häuser  
Wurden gänzlich abgebrannt,  
Weil sie von unseren Leuten  
Han begraben in den Sand.
11. Denn es wurden viel Soldaten  
Elend von den Bauern ermordt,  
Aber hört nun was geschehen,  
Man verbrannt ein solches Ort.
12. Ich lag unter freiem Himmel  
Wol um halber Mitternacht,  
Und da hört ich ein Gewimmel,  
Und das ganze Lager wacht.
13. Ich stund auf und sah von fernen  
Manches schöne, große Haus  
Ganz in lauter Flammen brennen,  
In der Nacht wars ein Graus.
14. Viele Leute, die ich hörte,  
Schreien, dass sich Gott erbarm,  
Meine Hütte mit verbrannte,  
Ach wie bin ich doch so arm!
15. Nun verließen wir das Lager  
Wo das Ramassieren war,  
Die Franzosen, die wir jagen,  
Laufen über Berg und Tal.
16. Bei Mülhausen wir ankamen,  
Schlagen dort das Lager an,  
Viele Früchte wie auch Samen  
Ward ruiniert durch soviel Mann.

17. Man ließ da von unsern Leuten  
Gehen in ein Dorf hinein,  
Und man hört auf allen Seiten,  
Mancher büßt sein Leben ein.
18. Da war ein Dorf, wo kein Soldate  
Einzig auf der Gass durft gehen,  
Sobald ein Bauer ihn erkannte  
Musst er gleich zu Grunde gehen.
19. Aber leider, ach wie traurig  
War nicht dieser Fall für sie,  
Wie entsetzlich und wie schaurig  
Mussten nun vergelten sie.
20. In dem Pfarrhaus wurden funden  
2 Soldaten gänzlich tot.  
Als wir auch die Wahrheit funden,  
Selbst der Pfaff hat sie ermordt.
21. Aber höret, was geschehen,  
Diesen Pfaff, der das getan,  
Man nagelt ihn, dass mans konnt sehen,  
An sein eigen Türen an.
22. O ein Schrecken, jedem schwindelt,  
Und ein Schauer vor jedermann,  
Als das Haus ward angezündet  
Und der Pfaff musst hangen dran.
23. Da nun konnte man dann sehen,  
Wie in einer halben Stund  
Das ganze Dorf in Flammen stehn.  
Und verstört bis auf den Grund.
24. Alles laufet, alles rennet,  
Vater, Mutter und der Sohn,  
Denn das große Feuer brennet  
Und schlägt an den Wolken an.
25. Nun dann Elsass, tust noch rufen  
Vivat, es leb Bonapart,  
Vivat l'empereur, hast gerufen,  
S'ist gewest dein großer Schad.
26. Weil man euch in vorigen Jahren  
Hat verschont auf's Allerbest  
Dasmal habt ihr mehr erfahren,  
Habt bekommen euern Rest.
27. Ihr müsst nicht die Badischen schelten  
Fluchen, schwören über sie,  
Alles das müsst ihr vergelten,  
Habt ihr sie erfahren hie.

# Das alemannische Haus im Rheintal, der Bodenseegegend und dem Bregenzer Wald.

Eine kulturgeschichtliche Skizze von **C. Rustige.**

Während sich im Allgemeinen die Besiedelung der verschiedenen Strecken und Täler des Rheins und der Bodenseegegend im Laufe der Jahrhunderte nach und nach vollzog, wurde der Bregenzer Wald an verschiedenen Orten ziemlich gleichzeitig ur- und wohnbar gemacht, etwa im 10. Jahrhundert, in Folge eines langen schweren Kriegs zwischen einem der St. Gallner Aebte und einem bayerischen Herzoge, der die anliegenden Lande verheerte und entvölkerte. Diese ersten Ansiedler, die sich im Urwalde, wo Friede und Sicherheit herrschte, festsetzten, waren teils Christen, teils Heiden, welch letzteres aus den vorgefundenen Götterbildern festgestellt wurde. Die christlichen Niederlassungen bestanden meist aus Klöstern und ihrem ganzen wirtschaftlichen Anhang. Dann ließen sich Holzarbeiter und auch Jäger nieder, die in Blockhäusern mit Schutzvorrichtungen gegen wilde Tiere hausten. Die ältesten der noch vorhandenen Wohnhäuser stammen noch aus der Zeit vor dem 30jährigen Kriege. In allen diesen Wohnungen, selbst den ursprünglichsten Blockhäusern, ist der Grundriss des alemannischen Hauses zu erkennen, sie unterscheiden sich nur von einander durch charakteristische Anbauten, Dachkonstruktion und Trennung der Wirtschaftsgebäude vom eigentlichen Wohnhaus. Dieses besteht meistens aus Holzbau, selten aus Fachwerk. Die Wandhölzer sind wie beim Blockhause der Länge nach übereinander gelegt, ragen entweder an den Enden als Köpfe hervor, oder sind durch einfache Nieten verbunden. Den Grundriss bildet ein Viereck das in drei ungleiche Teile geteilt, Hausgang nebst Küche, Stube und Schlafzimmer (Gaden) enthält. Die Stube liegt meist gegen Süden, daher kommt es, dass oft die Rückseite des Hauses der Straße zugekehrt ist. Charakteristisch für alle Wohnungen ist der große gemauerte Kachelofen mit der Ruhebänk davor und der Stange an der Decke, um Wäsche und Kleider zu trocknen. Die Stube ist quadratisch, während Küche und Gaden lang und schmal sind, die Treppe führt von der Küche in den oberen Stock, der Rauch

sucht sich, wenigstens in den ältern Häusern, seinen Ausgang selbst. Bei vielen Wohnhäusern schließt sich an den Gaden noch eine Kammer an, oder an der rückwärtigen Seite der Küche ein bis zwei Zimmer, die als Verkaufsräume oder Gastzimmer benützt werden. Selten fehlt ein kleines Zier- und Gemüsegärtchen vor dem Hause, oft liegt auch dieses auf einem mit Obstbäumen bepflanzten Grasplatze. Mit Beginn der Renaissance- und Barokperiode fand auch mit Beziehung auf Bauten eine Umgestaltung statt, die sich jedoch nicht auf den Grundriss ausdehnte, sondern sich mehr in Zierarten an Türen, Fenstern, Wänden und Mobiliar, Malereien und Schnitzereien kundtat. Die moderne Zeit hat vollends mit dem alten aufgeräumt, sie hat viel altherwürdigen Hausrat genommen, dafür aber praktisches gebracht. Mancher Altertumsforscher, der die richtige Zeit hier erfasst hat, konnte um billiges Geld Hausrat und Zinn erstehen die heute das zehnfache an Wert haben. Aber bei dem grossen Zuzuge dieser Leute hat auch der Bauer bald seinen Vorteil begriffen und selbst den Nutzen eingesteckt. Diese Gegenden bergen noch viel wertvolle Altertümer, aber etwas tief in die Tasche greifen muss der Liebhaber derselben. Im Innern der Dörfer hat sich das alte eher erhalten, während das moderne sich mehr in der Umgebung entwickelte. Das Dorf selbst in seiner ganzen Anlage folgt meist dem Gelände der Straße oder dem Flusslauf und konzentriert sich um die Kirche. Eine Viertel- bis eine halbe Stunde vom Orte entfernt folgen einzelne Gruppen, dann wieder solche, die teilweise in die Höhe streben und sich der alten Straße anschließen, während sich die neue Hauptstraße im Tale hinzieht. Diese Häusergruppen vereinen sich meist um eine alte Kapelle oder einen Bildstock. Einzelne, für sich gelegene Höfe besitzen ihren eigenen Bildstock oder Kreuz. Dem Bregenzerwäldlerhaus sind als unterscheidendes Merkmal an den Langseiten die sogenannten Schöpfe oder Lauben angebaut, und zwar auf der Sommer- und Winterseite, dieselben sind bis zu halber Mannshöhe mit Brettern verschalt und mit hölzernen Schiebladen versehen, dass sie ganz geschlossen werden können. Die Fenster des Südschopfs sind mit Blumen, meist Rosmarin und Nelken geziert, dort finden auch im Sommer die Malzeiten statt, und spielt sich das gesamte Familienleben, sowie die Liebes- und Brautzeit der Dirnen ab. — Die Dächer sind vorspringend, mit Schindeln und Steinen belegt und vereinigen Wohn- und Wirtschaftsräume zu einem eindrucksvollen Ganzen, nur durch einen Gang von einander getrennt. Der Giebel ist meist mit einem Schutzheiligen

oder einem Hirschkopf geschmückt. Auch hier blieb zur Renaissance- und Barockzeit die Grundform des Hauses unverändert. Bei ersterer sind Fenster, vorstehende Balken u. a. reich mit Schnitzereien versehen, ebenso findet man solche an dem Täferwerk der inneren Wände der Wohnung, an den Türeinfassungen, den Stubendecken, dem Hausrat, selbst der Kachelofen zeigt Blätterwerk und Ranken. Die Barockperiode wandte sich an Geländer, Stiegen und Schöpfe, diese, wie die Frontwände und Friese wurden bunt bemalt, Türen, Betten und Möbel getäfert, selbst das eiserne Türbeschläg wurde stilgerecht. Die moderne Zeit brachte hauptsächlich für den Hinterwald Aenderungen, während das Haus des Rhein- und Illtals ziemlich unberührt blieb. Der Südschopf entzog der Wohnung zu viel Licht, er musste fallen und wurde zu Zimmern und Werkstätten umgebaut. Die Küche hatte längst ihre Bedeutung verloren, indem nämlich früher darin die Sennerei betrieben wurde; jetzt wurde sie in Gang und Küche geteilt, während die Treppe in den obern Stock durch ersteren führte. Die Außenwände des Hauses werden höher und mit einem Schindelpanzer versehen, mit dem Doppelzwecke, gegen rauhe Witterung von außen zu schützen und die innere Wärme länger beisammenzuhalten. Der Dachstuhl wird ebenfalls höher, wodurch dort Kammern gewonnen werden, das Dach selbst wird überspringend konstruiert zum Schutze von Türen und Fenstern bei Unwetter, zugleich bot es einen regen-sichern Unterstand für die Fuhrwerke. Stallungen und Holzstadel werden, statt aus den viel Holz fordernden Blockwänden, aus Fachwerk hergestellt. Der Gang und der Winterschopf werden durch Türen abgeschlossen. Ganz unberührt findet man das Wäldlerhaus mit seinem reichen Schmuck noch in Au, Schoppernau, Bizau, Reuthe und Schwarzenberg, und diese Orte sind es, in denen die Zimmermanns- und Baukunst, sowie die Skulptur in der höchsten Blüte stand und auch noch steht. Noch eine Eigentümlichkeit ist zu erwähnen, nämlich die Tanzhäuser. Es sind dies viereckige Holzbauten, etwa acht bis neun Meter im Geviert, die teils auf Säulen ruhen, teils gemauertes Fundament besitzen. Der untere Teil wurde zur Aufbewahrung der Feuerlöschgerätschaften, oft auch der Ortsarrestanten benützt, während oben getanzt wurde. Der Tanzboden war auf drei Seiten bis zu halber Mannshöhe mit Brettern verschalt, dann offen bis zum Dache, eine Treppe führte von unten herauf. Während in früherer Zeit die Tanzbelustigungen unter der Dorflinde stattfanden, kamen nach und nach diese Tanzhäuser auf, die meist am Kirchplatz

lagen. Sonntags nach der Messe zog das junge Volk, nach Geschlechtern getrennt, hinaus, erst dort fanden sich die Paare zusammen. Die Alten hielten ihren Diskurs, die Mütter freuten sich des Treibens der Jugend, sich der eignen erinnernd. Der Tanz war ein schleifendes Drehen mit aufstampfen, hochheben und schwenken der Dirnen nach dem Takte der Dorfmusik, die meist aus Geige, Flöte und dem so beliebten Hackebrett bestand, wobei Schnaderhüpferl gesungen wurden. Ein Ausschank von Getränken und Abgabe von Lebensmitteln fand nicht statt, die brachte man selbst mit. Erst mit dem Aufkommen des Wirtshauses verloren die Tanzhäuser ihren Wert und ihre Bedeutung. Aber nicht allein zum Tanze wurden sie benützt, sie hatten eine vielseitige Verwendung. Die Ortsbestimmungen und obrigkeitlichen Erlasse wurden darin angeschlagen und verkündet, die Gerichte tagten daselbst, Theateraufführungen fanden statt. An Werktagen karnpierten fahrendes Volk und Zigeuner in denselben und hielten ihre Ausstellung von Verkaufsgegenständen, sowie ihre Vorstellungen darin ab. Die Geistlichkeit hat viel gegen das Tanzvergnügen geeifert, aber vergebens. Volkseigentümlichkeiten lassen sich eben nicht unterdrücken und durch ein Machtgebot aus der Welt schaffen. Diese Tanzhäuser hielten sich lange, namentlich im Hinterwald. Dass solche im Vorderwald, im Rheintal und der Bodenseegegend bestanden, ist nicht bekannt, dagegen sind sie in oben benannter Gegend, wie in Egg, Alberschwende, Gaschurn u. a. Orten noch heute zu finden.

## Anzeigen und Nachrichten.

*Th. Lachmann.* Ueberlinger Sagen, Bräuche und Sitten mit geschichtlichen Erläuterungen. Ein Beitrag zur Volkskunde der badischen Seegegend. Konstanz, E. Ackermann, Gr. Hofbuchhandlg., 1909. XIX u. 537 S. Für die Mitglieder des Vereins Badische Heimat 3 M., geb. 4 M.<sup>1)</sup>

Der um Geschichte und Volkskunde des Bodensees hochverdiente Herr Verfasser gibt uns hier ein Lebenswerk, an dem er lange Jahrzehnte hindurch gesammelt hat. Wie jeder wahre Volksfreund hat auch er die erfreuliche Wahrnehmung gemacht „wieviel Sinn für Heimatgeschichte doch gerade noch in den gewöhnlichen Volksklassen steckt.“ Die Leser dieser Zeitschrift werden sich warm angemutet fühlen, wenn sie Lachmanns Worte vernehmen: „Wie würde die Volks- und Heimatkunde in der Form gewöhnlichen Gesprächs, bzw. Unterhaltungsstoffes oder gar in der Form kurzer Vorträge fruchtbar gemacht werden können für die Veredelung der Sitten, der religiösen und politischen Anschauungen, wie auch der Heimat- und Vaterlandsliebe!“ Gerade das ist ja was wir wollen. Nicht nur wissenschaftliche Sammlung, Sichtung und Verarbeitung der Volksüberlieferungen, nicht nur Volkskunde im engeren Sinn, sondern auch praktische Nutzbarmachung dieses ungeheuer reichen Stoffs zur Veredelung und Erhebung des Volkslebens, also geistige Wohlfahrtspflege und Heimatschutz ist unser hoher und schöner Vereinszweck. Ganz richtig schätzt Lachmann in seinem Vorwort unsere Tätigkeit ein. Aber er selbst hat stets daran mitgewirkt, und nun hat er in diesem prächtigen, außerordentlich reichhaltigen Buche, das die Freude jedes Volkskundlers sein wird, seinem Schaffen die Krone aufgesetzt. In 130 Nummern bietet er eine reiche Gabe Sagen vom Ueberlinger See, die grobenteils aus mündlicher Ueberlieferung aufgenommen sind. 42 Nummern bieten Ueberlinger Sitten und Bräuche und ein ausführliches Orts-, Sach- und Namenverzeichnis vollendet die Brauchbarkeit des Ganzen. Die rühmlich bekannte Ackermannsche Hofbuchhandlung in Konstanz bietet dies schöne Buch, das sich auch besonders zum Geschenke eignet, unsern Mitgliedern zu ermäßigtem Preise. Ich kann nur raten von diesem Angebote möglichst zahlreich Gebrauch zu machen.

Freiburg i. B.

Fridrich Pfaff.

*J. Ph. Glock.* Breisgauer Volksspiegel. Eine Sammlung volkstümlicher Sprichwörter, Redensarten, Schwänke, Lieder und Bräuche in oberalemannischer Mundart. Lahr, M. Schauenburg, 1909. X u. 182 S.

Diesen „Beitrag zur badischen Volkskunde für jedermann“ bietet uns ein seit langen Jahren als Landpfarrer mitten im Volk stehender bewährter Volksfreund, der auch schon in dieser Zeitschrift (XXV, 193—255) eine reichhaltige Sammlung von Liedern und Sprüchen aus dem Elsenzthal veröffentlicht hat. Ich freue mich zu dieser neuen, begrüßungswerten Veröffentlichung, wie der Verfasser selbst S. III erzählt,

<sup>1)</sup> Bestellungen wolle man an den Schriftführer Herrn E. Glatz, Freiburg i. Br., Rempartstraße 15, richten.

die Anregung gegeben zu haben. Das Büchlein ist voll Poesie und Humor, und kein Volksfreund wird beklagen, dass der letztere hie und da etwas urwüchsig auftritt. Der auf dem Titelblatt mitgeteilte Lob-spruch auf die Muttersprache, mit seinem Reim *Glück: Musik*, zeigt uns sofort, dass der Verfasser nicht reine Volksüberlieferung bieten will, sondern auch dem volkstümlich dichtenden Kunstdichter das Wort gibt. Die neuere Forschung hat uns ja auch gelehrt, dass eine strenge Scheidung überhaupt nicht durchzuführen ist. Guter Rat wäre aber doch an mancher Stelle nützlich gewesen. Immer noch will der Verfasser bei den „Wäldern“ äußerlich keltischen Ursprung erkennen, als Grenzlinie zwischen ober- und niederalemannischer Mundart bezeichnet er die Dreisam von Freiburg bis Riegel und meint diese Mundartengruppe an der Aussprache des alten *üe* in *Müetterli* (oa.) und *Mütterli* (na.) scheiden zu können. Dass die Sonne von den heidnischen Altvorderen göttlich verehrt worden sei, steht ihm fest (S. 174) ebenso wie dass der St. Georgener Pfingstrecke Wodan darstelle. Leider hat ihm auch jemand geraten das alte *lange i* stets *y* zu schreiben. Im übrigen soll aber ausdrücklich die gute Lautbeobachtung des Verfassers, der doch ein fränkischer Unterländer ist, hervorgehoben werden. Ueberhaupt verdient das Büchlein alles Lob. Sollte es einmal im Breisgau „auf dem Bretlein über der Stube und der Kammer des Bauernhauses“ gefunden werden, so geschieht ihm nur sein Recht.

Freiburg i. B.

Fridrich Pfaff.

*P. Albert.* Die Schneeburg ob Ebringen. Zur Geschichte der Burg und ihrer Besitzer. Freiburg i. B., J. Bielefeld, 1909. 40 S. 8°. (Sonderabdruck aus der Zs. der Freiburger Gesellschaft für Geschichtskunde. XXV. 1909).

In meiner kleinen Schrift „Die Schneeburgen im Breisgau und die Snewelin von Freiburg“ (Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld, 1904. Sonderabdruck aus *Alemannia N. F. V.*) habe ich die merkwürdige Tatsache, dass in der Umgebung Freiburgs sich *drei Burgen* befinden, deren Namen mit dem sonst in Ortsnamen nicht häufigen Worte *Schnee* zusammenhängen, zu erklären versucht. Die Lage der Burgen ist nicht als zwingender Grund für diese eigentümliche und auffallende Namengebung anzusehn. Hielt ich nun dazu, dass das seit 1219 in Freiburg auftretende Geschlecht der *Snewelin* tatsächlich in ältester Zeit sich im Besitz der auch als „neue“ (schon 1302) bezeichneten Wilden Schneeburg befand; dass 1324/25 das Weiherschloss bei Emmendingen von Konrad Dietrich Sneweli erworben und damals zuerst und allein „Schneefeld“ genannt ward; dass die als die älteste anzusehende Schneeburg am Schönberg, obwol zufällig zuerst 1349 als Hornbergischer Besitz urkundlich genannt, ebenfalls in verhältnismäßig früher Zeit unter Snewelinschen Rechtsansprüchen und dann gar als Snewelinscher Besitz urkundlich erscheint, er war es, namentlich wenn der Name Sneweli auch selbst als zu dem Worte *Schnee* gehörig sich erwies, ein gar nicht abzuweisender Schluss, dass die Snewelin als Erbauer oder frühere Besitzer der drei Burgen diesen *ihre Namen mit Beziehung auf den eignen Geschlechtsnamen erteilt haben*. Ich habe den Namen Sneweli nach den Grundsätzen der Sprachwissenschaft und der Namenkunde untersucht und für jeden Sprachkundigen ohne Zweifel erwiesen, dass er zu *Schnee* zu stellen ist und demnach „Schneelein“ bedeutet. Ferner habe ich für jeden Namenkundigen wahrscheinlich gemacht, dass wir hier mit einem Uebernamen zu tun haben, der auf irgend einem Erlebnis oder einer Erzählung beruht, in denen der Schnee eine Rolle spielt, und habe hier auf die alte Schwabengeschichte vom „Schneekind“ hinweisen können. Alle diese Schlüsse sind methodisch für den Eingeweihten mindestens annehmbar. Dass Nichtsachkenner in sprachlichen und

volkskundlichen Dingen unhaltbare Behauptungen aufstellen, ist eine alltägliche Beobachtung. Leider kann dergleichen nicht immer mit Stillschweigen übergangen werden, und es ergibt sich alsdann die leidige Notwendigkeit weiter auszuholen, als die Sache eigentlich wert ist, und Dinge zu erörtern, die dem Fachmann ohne weiteres klar sind.

Meine Ausführungen haben die Kritik des Herrn Stadtarchivrats *Albert* hier in Freiburg herausgefordert, den ich als Sachkenner weder auf sprachlichem noch volkskundlichem Gebiet anzuerkennen vermag. Seine neue kleine Schrift über die Schneeburg am Schönberg beschäftigt sich trotzdem sehr wesentlich mit meinen Aufstellungen. Er ist von der Herleitung des Namens Sneweli vom mhd. *snê* (nicht *snê!*) „keineswegs“ überzeugt. Er will der Sage (!) für die Namengebung keine Bedeutung zumessen, die ihr nicht zukomme und spricht unbedenklich aus: „Ein Uebername ist doch zunächst immer aus einer Charakter- oder Körper-eigenschaft des Träger zu erklären“. Dem gegenüber stelle ich meine eigene Worte: „Diese (Ueber-)Namen sind zum Teil von persönlichen Eigenschaften oder Erlebnissen genommen, die bald unmittelbar genannt, bald durch Vergleiche witzig angedeutet werden“. Es gibt aber sogar noch andere bedeutende Quellen für Uebnernamen. A. bringt dann, ganz in der Weise der Nichtfachleute, die ihre Wissenschaft den Wörterbüchern (hier *Lexer!*) entnehmen, ohne deren Stoff richtig beurteilen zu können, den Namen in Zusammenhang mit dem nicht belegten, sondern erschlossenen \**sniuwen* (= schnauben), indem er eine spätere und nichtalemannische Form *sneuwen* und gar *snöuwen* heranzieht, ohne zu bedenken, dass für Ort und Zeit — ganz abgesehen von der Wortbildung — *unbedingt eine Form mit iu gefordert werden müsste, die aber bei dem Namen Sneweli nicht vorliegt*. Und *sinwel* (= rund), das doch auf dem *i* betont ist und daher neuere Formen wie *simbel*, *simpel* erzeugt, kann noch weniger in Betracht kommen. Man darf sich durch die von *Lexer* einmal angeführte Form *snewellen* natürlich nicht verführen lassen. Von *snabel* ist ebenso unbedingt abzusehen. Es bleibt demnach dabei: *Der Name Sneweli stammt von mhd. snê, snêwes und bedeutet „Schneelein“*. Und gerade weil es so ist und weil gerade im Verbreitungsgebiet der Snewelin drei Schneeburgen vorkommen, von denen die eine noch ohne Zweifel den Namen von einem Sneweli erhalten hat, *deshalb, wird jeder Forscher auf den Zusammenhang dieses Geschlechts mit den 3 Schneeburgen hingelenkt*, gleichgiltig ob vorher etwa jemand diesen Zusammenhang behauptet hat oder nicht. Es ist demnach auch völlig gegenstandslos und müßig, wenn A. spöttisch fragt, ob etwa auch bei andern vereinzelt Schneeburgen die Snewelin zur Hand seien.

Ueber As. Betrachtung zur Tannhäusersage will ich schweigen und nur darauf hinweisen, dass ich — was A. wol weiß, und zwar von mir selbst — schon *vor 22 Jahren* in einer Sitzung, gerade der Freiburger Gesellschaft für Geschichtskunde, die Schneeburg und die Tannhäusersage besprochen (vgl. Zs. VI, 486; ausführl. Bericht im Freiburger Pfennigblatt v. 28. Febr. 1887) und dass ich ferner im Jahre 1907 auf der Baseler Philologenversammlung die Sage erneut behandelt habe (vgl. Verhandlungen S. 104) und ein Buch darüber vorbereite.

A. sagt: meine Aufstellungen, so wie sie am Ende meiner Schrift zusammengefasst sind, seien „unhaltbar“: „die nüchterne Geschichte ist so hart, ihnen in allen Punkten die Begründung zu versagen, nicht bloß was die „wilde“ Schneeburg und das Weiherschloss Schneefeld, sondern vor allem was die Schönberger Schneeburg anbelangt, hinsichtlich deren der Irrtum am offenkundigsten zu Tage liegt.“ Dem gegenüber stelle ich fest, *dass A. weder über die wilde Schneeburg noch über das Weiherschloss Schneefeld irgend etwas gegen meine Ansicht vorbringt*. — Die „nüchterne, harte Geschichte“, das sind leere Schlagworte, wenn

man nicht etwa den Inhalt der Urkunden allein als „Geschichte“ ansehen will. Sollte alle Kombination, jeder Schluss über die urkundliche Ueberlieferung hinaus unerlaubt sein? Dann können alle *wirklichen* Geschichtschreiber getrost ihre Federn bei Seite legen. Ich bestreite Herrn A. durchaus das Recht im Namen der „Geschichte“ zu reden.

Was hat nun A. *bewiesen*? Er hat eine allerdings in mancher Beziehung merkwürdige Urkunde ausgegraben, nach welcher schon 1312 Friedrich von Hornberg im Besitz der Schneeberg am Schönberg war, während ich aus dem gedruckten Urkundenstoff erst von Wernher von Hornberg 1349 wusste. Damit ist der Besitz der Hornberger an der Schneeberg um 37 Jahre zurückgerückt; mehr ist nicht geschehen. *Ueber den Ursprung der Schneeberg und ihres Namens werden wir dadurch nicht belehrt.* Auch der Hinweis auf die Ebringer Vögte genügt da nicht. Ich dagegen stütze mich auf die alte Verschwägerung der Snewelin mit den Hornbergern, auf die für die besonders warme Schönberglandschaft große Auffälligkeit des Namens Schneeberg und auf die Analogie der andern Fälle. Und sollte der Umstand, dass nachweislich die Snewelin von 1300 an viele Burgen gekauft und besessen haben — worauf ich selbst aufmerksam machte — wirklich darauf schließen lassen, wie A. will, dass sie im 13. Jahrhundert niemals eine erbaut oder besessen haben?! Dass sie ursprünglich nicht zum land-sässigen Adel gehört haben, habe ich selbst ausgesprochen. Woher Freiburgs älteste Bürger stammten, das muss noch neu untersucht werden. Und warum es so ganz „ausgeschlossen“ sein soll, dass unter den vielen im Rotulus Sanpetrinus genannten Personen auch Leute wie die Vorfahren der Snewelin sich befinden, das ist nicht einzusehen; doch es ist überhaupt Nebensache.

Das Alter der Burg — 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, also etwa Interregnum — habe ich selbst festgestellt; sie bestand also doch vielleicht schon 50 Jahre vor jenem Friedrich von Hornberg. Ganz irrig sind die Angaben As. über die Lage der Burg. Nur gegen Südosten ist sie durch den Schönberg verdeckt, sie liegt keineswegs „versteckt“, sondern nach allen andern Seiten weithin sichtbar, und sie war das noch mehr, als der Wald auf der nördlichen Abdachung des Burgbergs noch nicht bestand, so wie es ohne Zweifel zur Zeit ihres wehrlichen Zustands gewesen sein muss.

Ein ganz böser Schnitzer ist es, wenn A. S. 36 die Stelle vom alten Schloss in Mercys Bericht über Turennes Umgehungsmarsch wie Lufft auf die Schneeberg bezieht, während er doch neben Lufft den durch von Fischer-Treuenfeld gelieferten schlagenden Gegenbeweis (Zs. XII, 47ff.) ruhig zitiert. Nicht die Schneeberg, sondern die alte Burg von Au am Hexental ist gemeint, sonst lässt sich der ganze Schlachtbericht überhaupt nicht verstehn. Im allgemeinen kann dazu auch verglichen werden v. Fischer-Treuenfeld, die Rückeroberung Freiburgs 1644 (Fbg. 1895), S. 169 ff.

Ganz verwunderlich sind As. schwung- und zornvolle Ausfälle am Schluss gegen die „moderne Modeneuheit der Ruinenschwärmerei“ — man fragt erstaunt: zu was der Lärm? wen geht das an?

Alles in allem betrachtet ist As. Aufsatz ein Schlag ins Wasser. Außer jener ungedruckten Karlsruher Urkunde ist durchaus nichts Neues beigebracht. Zum Vertrieb als selbständiges Büchlein eignet er sich seiner polemischen Haltung wegen schon ganz und gar nicht.

Freiburg im Breisgau.

Fridrich Pfaff.

*Das deutsche Dorf*, Lieder zum Preise von Dorf und Flur. Herausgegeben von *Heinz Bothmer*. Mit Abbildungen deutscher Bauernhäuser. Leipzig, J. W. Grunow, 1909. 252 S. Geschmackvoll kart. M. 2.75.

Der Heimat Schönheit, in Dorf und Flur, feiert dieses Sammelwerk, das allen Freunden des Landlebens ein lieber Begleiter sein will, das aber auch unsern Landbewohnern die Schönheit ihrer dörflichen Heimat predigen, das stolze Bewusstsein ihrer kernigen Eigenart heben soll. Es war schon lange ein Bedürfnis, alle Lieder über das deutsche Dorfleben alter und neuer Zeit, die, in unzähligen Sammlungen zerstreut, leicht der Vergessenheit anheimfallen, in einem Band zu vereinigen und so allen Freunden dörflicher Poesie zugänglich zu machen. Der Herausgeber, bekannt durch seine unermüdliche Tätigkeit für das Berliner Freilichtmuseum, das für die Erhaltung und Eigenart des deutschen Dorfes eintritt und für das auch unser Verein tätig ist, hat mit feinem Verständnis das Wichtigste zusammengestellt. Im Interesse weitester Verbreitung ist der Preis sehr niedrig angesetzt worden, sodass nicht nur jeder Freund des Landlebens, sondern auch jeder gebildete Dorfbewohner Käufer dieses eigenartigen, schönen Werks sein wird. So ist hier ein echtes, rechtes „Hausbuch“ geschaffen, das dazu beiträgt, die Freude an Dorf und Flur zu heben, das dörfliche Leben zu durchgeistigen und zu veredeln. Möge das Werk überall in deutschen Landen, in Schule und Haus wolwollende Aufnahme finden!

*Die Brandprobe des feuersicheren Strohdachs.* In Gemeinschaft mit dem Oberrheinischen Architekten- und Ingenieurverein Freiburg hat unser Verein, unterstützt vom Großh. Ministerium des Innern und der Stadt Freiburg, am Sandfangweg zwischen Kartäuser- und Schwarzwaldstraße einen Schuppen errichtet, der zur Hälfte mit dem feuersicheren Gernentzstrohdach, zur Hälfte mit einfachem Stroh-, mit Ziegel- und Asbestschindeldach gedeckt ist und diesen Herbst noch, nach gründlicher Austrocknung, der Brandprobe unterworfen werden soll. Für die Erhaltung des Schwarzwaldhauses ist deren Ausfall von größter Bedeutung. Erfreulicherweise haben dies nicht nur Behörden und Sachkenner, sondern auch die Landleute alle erkannt und verlangen dringend nach der Ausführung der Probe. Noch können wir den Tag nicht bestimmen, doch ist einstweilen ein Samstag nachmittag der ersten Hälfte des Novembers in Aussicht genommen. Es wird beabsichtigt bei der Brandprobe zugleich die Herstellung des feuersicheren Strohdachs vorzuführen, so dass sich jeder leicht von der Einfachheit des Vorgangs überzeugen kann. Nachdem so viele Brandproben in Norddeutschland die Sicherheit des Gernentzstrohdachs erwiesen haben, wird auch unser unter der sachkundigen Leitung des Herrn Viehbrock aus Osterwede bei Bremen hergestelltes Dach ohne Zweifel seine volle Zweckmäßigkeit dartun. Und wenn das Gernentzdach im Feuer nur so lange bestehen bleibt wie ein Ziegeldach, so hat es damit schon seine Eigenschaft als Hartdeckung bezeugt. Wir laden unsere Mitglieder und alle Freunde des Schwarzwaldbauernhauses zur Brandprobe freundlichst ein. Näheres werden die Blätter bringen. F. P.

*Eine Sammlung von Oberländer Volksliedern* gehört zu den allerneuesten Plänen unseres Vereins. Ein Volksliedauschuss, gebildet aus den Herren Pfarrer Glock, Prof. Lamey, Prof. Meisinger, Prof. Pfaff, wird demnächst zusammentreten und über die zweckdienlichste Ausnützung des vorhandenen reichen Stoffs beraten. Besonderer Wert wird neben dem Texte auch auf die Musik gelegt werden. Wir hoffen in nicht zu ferner Zeit ein ansprechendes, reichhaltiges und billiges Oberländer Liederbuch veröffentlichen zu können, zumal das Großherzogliche Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts gütige Unterstützung zugesagt hat.

Flurnamenbuch und Trachtenbuch, neben Sammlung der Kirchenpatrone und der volkstümlichen Segenssprüche sind weitere Pläne. F. P.

Bericht über die Arbeit an der Saarbrücker Mundart.<sup>1)</sup> (Sonderdruck aus der Z. d. Ver. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1909, Seite 62.) 1894 begann die Kommission des Historischen Vereins für die Saargegend, die sich die Sammlung des Wortschatzes der Saarbrücker Mundart zum Ziele gesetzt hatte, ihre Tätigkeit. Sie veröffentlichte das eingesandte Material, alphabetisch geordnet, bis zum Buchstaben K. Nach langer Unterbrechung erschien dann Buchstabe L. Unterzeichner, der inzwischen auch in die Kommission eingetreten war, nahm vom Buchstaben M an die Arbeit im wesentlichen in die Hand und gab im Vereine mit W. Lichnok die Buchstaben M—Z in den Druck. So ward 1907 das Werk abgeschlossen.

Ein resümierender Aufsatz des Unterzeichneten «Die Saarbrücker Mundart», der in der Saarbrücker Zeitung in demselben Jahre erschien, folgte und fasste, nach Gruppen geordnet, das Wichtigste des Materials noch einmal zusammen.

Im Frühjahr 1908 veröffentlichte Unterzeichner sodann die «Grammatik der Saarbrücker Mundart» in Nr. 88—90 der Saarbrücker Zeitung.

Im Herbst 1908 erschien in kurzen Abständen von mir auch eine Sammlung der «Redensarten und Sprichwörter der Saarbrücker Mundart» in Nr. 242, 253, 272, 311 der Saarbrücker Zeitung.

Zu gleicher Zeit etwa erschien von der Hand L. Blatters (Sulzbach) ein Aufsatz «Das mundartliche Leben des Saarbrücker Landes» in den Nrn. 117—130 des «Bergmannsfreundes».

In diesem Jahre soll nun noch eine Kinderlied- und -spielsammlung, die aus Kinderliedern des Saarbrücker Landes besteht, zunächst zum praktischen Gebrauche herausgegeben, folgen, die viele Reime in der Mundart bieten wird. Die Anzeige des Buches hoffe ich in dieser Zeitschrift seinerzeit bringen zu können.

Saarbrücken—Mettmann, Mittelstr. 8.

Friedrich Schön, cand. theol., Präparandenlehrer.

---

Druckfehlerberichtigung zu dem Aufsätze von J. Schmidt  
Seite 95—122:

- Seite 98 Z. 20 „vnnsser“ statt „vünsser“
- „ „ 3.-letzte Z. Marx statt Max
- „ 99 Z. 10 S. 96/97 statt S. 2
- „ 101 letzte Z. S. 97 statt S. 3
- „ 103 Anm. Z. 5 S. 102 statt S. 7
- „ 104 Abs. 3, Z. 8 iuger statt inger
- „ 108 Abs. 2, Z. 4 U 3 statt U III
- „ 111 Abs. 2, Z. 2 0.70, 0.90 statt 0.70, 0.80
- „ 112 Z. 13 Ackergelände statt Ackergebäude
- „ 116 3.-letzte Z. Westlich statt Oestlich
- „ 117 Z. 6 Abbildung 5 statt Abbildung

<sup>1)</sup> Das gesamte Material befindet sich in der Bibliothek des Hist. Vereins für die Saargegend; die Grammatik ist in den meisten Universitätsbibliotheken aufgestellt.

---

**Diesem Heft ist ein Prospekt der Firma J. Bielefeld's Verlag  
in Freiburg i. Br. beigeheftet, den wir geneigter Beachtung  
empfehlen.**

---